

Luzifers Hofgesind

Otto Rahn



Eine Reise zu den guten Geistern Europas



Der Gralssucher Otto Rahn hat seine Tagebuchaufzeichnungen von Reisen quer durch Europa auf den Spuren der Katharer und des Grals in »Luzifers Hofgesind« zusammengefaßt.

Begonnen hat seine Reise in Bingen am Rhein seiner »Urahnen und Ahnen wegen, die Heiden und Ketzer gewesen sind«. Ihm war bewußt, »daß uns die Zukunft maßgebender zu sein hat als die Vergangenheit«. »Aber, die Zeiten, denen nachzuspüren ich mir vorgenommen habe, sind zwar vergangen, doch nicht überwunden. Man spricht heute viel von Heiden und Ketzern.«

Rahn hinterläßt mit den Aufzeichnungen seiner Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland und Island einen poetisch geschriebenen Eindruck über die Stätten der Heiden und Ketzer – und über die guten Geister Europas.

Luzifers Hofgesind ist genauso ein Klassiker wie Rahns anderes Buch »Kreuzzug gegen den Gral«.



Verlag Zeitenwende
ISBN 3-934291-19-8

Otto Rahn

Luzifers Hofgesind

Eine Reise zu den guten Geistern Europas

Verlag Zeitenwende



Otto Rahn
Luzifers Hofgesind
Eine Reise zu den guten Geistern Europas



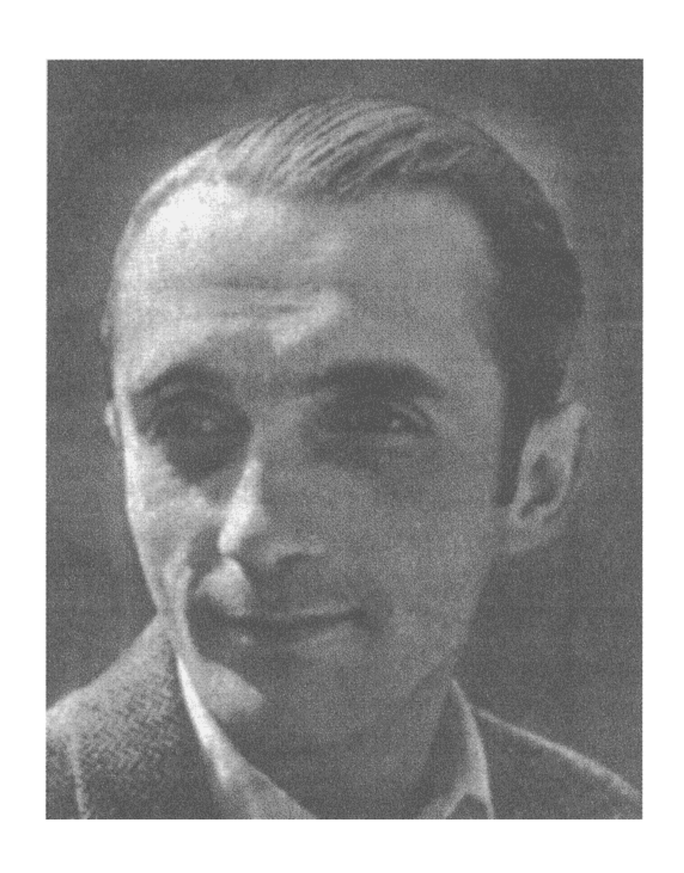
2 Auflage, 2006

Schlüterstraße 13 01277 Dresden
www.verlag.zeitenwende.de
buecher@verlag.zeitenwende.de

Umschlaggestaltung Verlag Zeitenwende
Satz Verlag Zeitenwende

ISBN 3-934291 19 8

Wegweiser



Otto Rahn

Aufbruch

> Wer seine Heimat lieb hat, muß sie auch verstehen wollen; wer sie verstehen will, muß überall in ihre Geschichte zu dringen suchen.
>
> Jakob Grimm

Diesem Buch liegen Tagebuchblätter zugrunde, die ich in Deutschland begonnen, im Süden weitergeführt und in Island vorläufig abgeschlossen habe. Ich durfte sie abschließen, denn das Erlebnis der Mitternachtssonne hatte mir einen wesentlichen Ausschnitt des Kreises erschlossen, in welchem sich mein Denken und Trachten gesetzmäßig bewegt.
Wie der Künstler, der an einem Mosaik schafft, zuerst die Steinchen der verschiedenen Farben anhäufen muß, um sie dann erst in das vorerlebte und in Umrissen vorgezeichnete Werk einzusetzen, so habe auch ich gehandelt. Unter mannigfachen Himmeln und in ungleichen Landen habe ich Ahnungen und Erkenntnisse gewonnen. Deren Gesamtheit ergab die Gesamtschau.
Ich habe durch Weglassung, Ergänzung oder Unterstreichung, nicht zuletzt auch die Umformung die aus meinem Tagebuch ausgewählten Blätter so gestaltet, daß das von mir im Geist geschaute Bild von anderen betrachtet, begriffen und geliebt werden könne. Möge meine Hand eine glückliche gewesen sein!

Niedergeschrieben habe ich dieses Buch in einem oberhessischen Städtchen. Wenn ich von meinem Schreibtisch aufblickte, so breitete sich eine Landschaft vor mir aus, die mir unendlich teuer ist, und nach der ich mich, als mich das Geschick durch fremde Gefilde und durch Wüsteneien trieb, oftmals zurückgesehnt habe: Oberhessen, welches das Land meiner Väter ist. In einem Dorf an bewaldeten Höhen, die den Gau gegen Süden abzuschließen scheinen, haben sie seit Menschengedenken den Boden bebaut, vor dem Amboß gestanden, Korn zu

Mehl gemahlen oder in niedrigen Stuben überm Webstuhl gesessen. Ihre Heimat ist steinig, und vor ihrem Himmel hängen sehr oft Wolken. Wohlhabend sind nur wenige von ihnen geworden. Die Vorfahren meiner Mutter, denen der Odenwald Zuhause war, hatten es viel leichter. Dort sind Sonne und Luft milde, und die Erde meint es gut mit denen, die ihrer in liebe warten. – Das oberhessische Städtchen, in dem ich lebte und dieses Buch schrieb, wird von den Mauerresten einer Burg überragt. Unweit des erhaltenen Burgtores steht eine uralte Linde. Hier soll Bonifatius den Chatten das Christentum Roms gepredigt haben. Blickte ich, unter der Linde stehend, nordwärts, so wurde mein Auge von einem jäh aufragenden Basaltkegel gebannt. Auf dessen Gipfel hatte der »Apostel der Deutschen« eine klösterliche Feste: die Amöneburg. Meine Urahnen hat der Heilige Bonifatius, der das Evangelium der Liebe zu verkünden vorgab, nicht geliebt. In einem Brief; den er im Jahre siebenhundertzweiundvierzig an den Papst schickte, bezeichnete er sie als idiotisch.

Wenige Wegstunden sind es von meinem oberhessischen Städtchen nach Marburg an der Lahn. Ein Sohn dieser Stadt, die »Geißel Deutschlands«, missionierte ebenfalls für Rom. Auf dem Rücken eines Maulesels durchschritt der Magister und Inquisitor Konrad von Marburg sein Heimatland, sammelte Rosenwunder zur Heiligsprechung seines erlauchten Beichtkindes, der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, – und sammelte Ketzer. Diese verbrannte er inmitten seiner Vaterstadt an einer Stelle, die heute noch »Die Ketzerbach« heißt. Meine Urahnen sind Heiden gewesen, und meine Ahnen waren Ketzer.

Erster Abschnitt

> Für Gott gibt es gar keinen Teufel, aber für uns ist
> er ein sehr wirksames Hirngespinst.
>
> Novalis

Bingen am Rhein

In dieser kleinen Stadt am Rhein habe ich acht Jahre meiner Kindheit verbracht. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Nun bin ich, nach langem Fernsein, zum erstenmal wieder hier. Für einen Tag. Das Mietshaus, darin ich damals lebte, ist nicht mehr. Man hat es, weil es baufällig geworden, abgerissen. Auch die Wiesen, auf denen ich tollte und spielte, sind verschwunden. Häuser stehen nun da. Nur die Weinberge, hinter unserem Garten beginnend, sind unverändert geblieben. Bald wird man reiche Ernte in ihnen halten. Es ist Herbst.

Ich stehe am Beginn einer großen Reise. Morgen, um die gleiche Stunde, werde ich südwärts fahren. Nach Frankreich und noch weiter: in die Lande zwischen Alpen und Pyrenäen. Vielleicht auch nach Italien und Südtirol. Wohl weiß ich, daß uns die Heimat mehr zu sagen hat als die Fremde, die so oft unser Verderb war. Dennoch ziehe ich in die Weite. Meiner Urahnen und Ahnen wegen, die Heiden und Ketzer gewesen sind. Daß uns die Zukunft maßgebender zu sein hat als die Vergangenheit, auch dieses Gebots der Stunde bin ich mir bewußt Aber: die Zeiten, denen nachzuspüren ich mir vorgenommen habe, sind zwar vergangen, doch nicht überwunden. Man spricht heute viel von Heiden und Ketzern.

In dieser Stadt am Rhein, wo ich meine Reise beginnen lasse, hat einmal ein nichtsnutziges Weib aus Grüneberg im Oberhessischen die Angehörigen ihres Ehemannes an den deutschen Großinquisitor, Konrad von Marburg, verraten und auf den Scheiterhaufen gebracht. Demnächst werde ich das Mutterkloster aller Inquisitoren sehen: die Abtei *Notre-Dame de Prouille* bei Toulouse, von der aus sich auch die Sitte, vermittels eines Rosenkranzes zu beten, über das Abendland verbreitet hat. Die Geschichte dieses Dominikanerklosters, einer Gründung des Heiligen Dominik, ist mit dem Geschick der bekanntesten mittelalterlichen Ketzer verknüpft, dem der Albigenser, auch Katharer genannt. Das Wort Katharer (zu betonen: Kátharer) bedeutet Reine (griechisch: *katharoi),* wurde aber zu unserem fragwürdigen Begriff Ketzer verballhornt. Nach Südfrankreich fahre ich, weil von dort die Ketzerei nach Deutschland gekommen sein soll.

Was ich Geschriebenes über die Katharer bekommen konnte, die einmal »zahlreich wie der Sand am Meer waren und in tausend Städten Anhänger hatten«, habe ich gelesen. Deshalb weiß ich: Nur in Südfrankreich, den Landen Provence und Languedoc und Gaskogne, wurden sie Albigenser genannt. In Deutschland hießen sie Runkeler oder Gottesfreunde. Besonders einflußreich müssen sie in der Lombardei gewesen sein. Es berichtet der Spruchdichter Wernher, der um

das Jahr 1180 in Augsburg als Priester gelebt hat: »Lamparten glüet in ketzerheit.«
Wohl sind sich die Theologen und Historiker im katholischen oder im protestantischen Lager darüber einig, daß die Katharer, einerlei, wo sie gesessen haben, ausgetilgt werden mußten, weil sonst das abendländische Geistesleben aus dem Geleise gehoben und in »uneuropäische« Bahnen gelenkt worden wäre. Sie stritten sich aber und streiten sich noch, wo die Häresie jener vor dem Herrn Verworfenen einzuordnen sei. Die einen wollen in ihr eine Abart des berüchtigten manichäischen Irrglaubens sehen, den der persische Himmel gezeitigt hat. Sie können für ihre These Gewährsmänner und Schriften in Menge nennen. Die anderen, in der Minderzahl geblieben, betrachten die Ketzerei der Katharer als Überbleibsel jener Lehre, der die Goten, Vandalen, Burgunder und Langobarden einmal ergeben gewesen sind: Von der Westgotenherrschaft her sei der Arianismus in Südfrankreich, dem ehemaligen Lande Gothien, wirksam geblieben. Wer hat recht? Schon die zeitgenössischen Quellen widersprechen sich; und schwer ist es, sich hindurchzufinden. Bezeichnend ist, daß ein Inquisitor aus alten Büchern das abgeschrieben hat, dessen man die frühchristlichen Häretiker geziehen.
Das »Schuldkonto« der Katharer hat unter anderem aufzuweisen: Sie sind auf Krebsen zu ihren nächtlichen Orgien geritten, dort haben sie eine Katze auf den Hintern geküßt, Kinder umgebracht und in Pulverform aufgefressen. Die Fortpflanzung haben sie angeblich verworfen, damit nicht Luzifer, in ihrem Glauben der Schöpfer aller sichtbaren Dinge und der Menschenkörper, noch mehr Seelen in seine Macht bekomme. Dem widerspricht jedoch der Vorwurf, sie seien Anbeter Luzifers gewesen. Er war insofern begründet, als die deutschen Ketzer des zwölften Jahrhunderts einander, wie verbürgt ist, an dem Gruß erkannt haben: »Luzifer, dem Unrecht geschah, grüßt dich!«

Morgen um diese Stunde werde ich südwärts fahren mit dem Willen, das Dunkel nach Kräften zu lüften. Möge es mir vergönnt sein, ein Lichtbringer zu werden!

Mir wurden die Nachbildungen zweier Gemälde des spanischen Meisters Berruguete gezeigt, Szenen aus dem Leben und Wirken des Heiligen Dominik darstellend. Die Originale hängen im Prado zu Madrid. Auf dem einen Bilde werden Ketzer verbrannt. Der Scheiterhaufen beginnt zu flammen; die Opfer sind, damit sie nicht entrinnen können, an Pfähle gebunden – und bald werden sie lebende Fackeln sein. Das zweite Bild zeigt den Heiligen Dominik, wie er dabei ist, Bücher zu verbrennen: der Ketzerei verdächtige Bücher. Schon lodern die Pergamente. Ein Buch jedoch schwebt frei in der Luft. Es hat vor Roms Gott Gefallen gefunden und braucht nicht zugrunde zu gehen.

Ich habe mir in der *Rue de la Seine* Luthers Bibelübersetzung gekauft, um wieder einmal das Buch des Propheten Jesaja zu lesen, darin auch geschrieben steht, weshalb Luzifer von Jahwe gestürzt und verflucht ward: Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Gedachtest du in deinem Herzen: »Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen; ich will mich setzen auf den Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht; ich will über die hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten.« Zur Hölle fährst du, zur tiefsten Grube!
Du bist verworfen fern von deinem Grab wie ein verachteter Zweig, bedeckt von Erschlagenen, die mit dem Schwert erstochen sind, die hinunterfahren zu den Steinen der Grube wie eine zertretene Leiche. Du wirst nicht wie jene begraben werden!
Richtet zu, daß man seine Kinder schlachte, daß sie nicht aufkommen, noch das Land erben, noch den Erdboden voll Städte machen! Der Herr Zebaoth hat geschworen und gesagt: Was gilt's? Es soll gehen, wie ich denke, und soll bleiben, wie ich es im Sinn habe. Denn der Herr Zebaoth hat's beschlossen. Wer will's wehren? Und seine Hand ist ausgestreckt. Wer will sie wenden?
Ich, der Herr Zebaoth, bin der Herr und sonst keiner mehr; kein Gott ist außer mir. Ich bin der Herr und keiner mehr; der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel.
Wehe dem, der mit seinem Schöpfer hadert, eine Scherbe wie andere Scherben. Spricht auch der Ton zu seinem Töpfer: »Was machst du?« - Wehe dem, der zum Vater sagt: »Warum hast du mich gezeugt?« Und zum Weibe: »Warum gebierst du?«

Den ganzen Nachmittag bin ich die Seinekais entlang geschlendert, wo ein *Bouqinier:* ein Büchertrödler neben dem andern, es mögen ihrer ein halbes Tausend sein, antiquarische Bücher feilbietet. Die Zeiten sind vorbei, so hat man mir gesagt, daß man hier noch Schätze entdecken könne, sei es nun eine kostbare Erstausgabe oder ein selten gewordenes Werk. Aus einer an der Kaimauer befestigten Kiste (so sieht ein solcher Buchladen aus) nahm ich des deutschen Mystikers Jakob Böhme *»Aurora«*. Ich blättere in dem Buch und fand geschrieben: *»Sieh, ich sage dir ein Geheimnis; es ist schon die Zeit da, daß der Bräutigam seine Braut kröne; rate, wo liegt die Krone? Gen Mitternacht, denn in der Finsternis wird das Licht hell. Von wannen aber kommt der Bräutigam? Aus dem Mittag, wo die Hitze das Licht gebärt, und fährt gegen Mitternacht, da wird das Licht hell. Was tun denn die gegen Mittag? Sie sind in der Hitze entschlafen, aber ein Sturmwetter wird sie aufwecken, und unter diesen werden viele zu Tode erschrecken.«* Jakob Böhme war ein protestantischer Schuster aus Görlitz. Zeitgenosse eines Kepler und eines Galilei, ist er während des Dreißigjährigen Krieges gestorben. Seines Buches voller Titel lautet: *»Aurora oder Morgenröte im Aufgang, das ist die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus rechtem Grunde oder Beschreibung der Natur wie alles gewesen und alles worden ist.«* Ich habe das Buch zu einem lächerlich niedrigen Preis erstanden. Nun liegt es vor mir auf dem Tisch. Neben der Bibel.

Von Norden bin ich gekommen. Nach Süden will ich reisen. Kaum, daß meine Reise begonnen hat, blicke ich wieder nordwärts. Gen Mitternacht. Ein Berg der Versammlung soll dort sein und eine Krone …

Toulouse

Am späten Abend, bei heftigem Oktoberregen, hatte ich Paris verlassen. Ermüdet von der großen Stadt, war ich bald eingeschlafen. Als ich aufwachte, grüßte durch die Scheiben meines Abteils das von mir noch nie geschaute Blau eines südlichen Himmels, prangten die Bäume in sommerlichen Farben, glitzerten die Wasser eines Flusses, über den sich eine mittelalterliche Brücke breit und hoch spannte.
Nun bin ich seit fast zehn Stunden hier und habe das besichtigt, was ein Reisender gesehen haben muß, um mit Recht sagen zu können, er sei in Toulouse gewesen. Zuletzt war ich in der Kathedrale *Saint-Sernin,* einem wundervollen romanischen Backsteinhaus, der nicht wenig an die gotischen Kirchen zu Greifswald oder Stralsund oder Wismar oder Chorin erinnert. Als ich mich, vom Zentrum der Stadt kommend, der Kathedrale näherte, lagen auf ihr die goldenen Strahlen der von hohen Häusern verborgenen Abendsonne. Es schien fast, als brenne im Innern des Gotteshauses ein Feuer, das den Stein glühen mache, oder als habe man ihn mit Blut übergossen. Viel Blut ist zu Toulouse geflossen: Gotenblut und Albigenserblut …
Ich überschritt den Platz vor dem Eingangsportal und gedachte auch des italienischen Philosophen Vanini, dem römische Priester die Zunge herausgeschnitten haben, damit er fortan nicht mehr zu den Menschen sprechen könne. Schließlich hat man ihn zu Toulouse, am 19. Februar des Jahres 1619, lebendigen Leibes verbrannt, weil er, stumm geworden, zu schreiben begonnen hatte. Im Innern der Kirche gewahrte ich einen an eine Säule gelehnten, plump gewickelten Regenschirm und daneben, an eine zweite Säule sich rücklings pressend und die Arme um diese zurücklegend, eine Bäuerin. Mit verzückten Augen starrte sie ein Kruzifix an, das vor ihr aufragte. Sie gewahrte nicht mich, noch die vielen Menschen, die an ihr vorbeigingen. Sie vernahm auch nicht, daß dann und wann in eine Opferbüchse zu Füßen des Gekreuzigten klirrend Geldmünzen fielen. Ich wandte mich ab und ging in die Stadt hinaus.
In die Stadtmauer ist eine Marmorplatte eingelassen. Sie bezeichnet die Stelle, an welcher der vom Papst und vom französischen König als Generalissimus des Kreuzzugs gegen die Albigenser eingesetzte nordfranzösische Ritter Simon von Montfort bei der Belagerung Toulouses durch einen Steinwurf getötet worden ist. Am Johannistag des Jahres 1216. Den Stein hatte eine heldenmütige Tolosanerin mit sicherer Hand von der Stadtmauer herabgeschleudert. Es soll Tolosaner und Provenzalen geben, so ließ man mich wissen, die hier ausspuk-

ken. Sie haben nicht vergessen, was Simon von Montfort ihrer Heimat angetan.

Der Albigenser wegen bin ich in dieses Land gekommen. Wie meine Ahnen sollen sie es mit dem Teufel gehalten haben. Als man im Jahre 1275 zu Toulouse eine Menge Ketzer verbrannte, beförderte man auch eine sechsundfünfzigjährige Frau namens Angela von Labaretha von den zeitlichen Flammen zu den ewigen. Man hatte ihr in den Folterkammern das Geständnis abgerungen, daß sie mit dem Bösen fleischlichen Umgang gepflogen habe und daß ihre Leibesfrucht ein Ungeheuer gewesen sei. Es habe einen Wolfskopf und einen Schlangenschwanz gehabt. Sie sei gezwungen gewesen, allnächtlich kleine Kinder stehlen zu gehen, um mit diesen ihren ungeheuerlichen Sprößling zu füttern. Das alles gestand die ketzerische Frau. Gefoltert. Angela heißt verdeutscht: Engelin.

Das Klima dieses Städtchens, dessen Mauern sich in den kristallklaren Wassern des aus den Schneebergen Andorras kommenden Ariegèflusses spiegeln, soll sehr ungesund sein, sagte mir ein junger Tolosaner, den ich in einer Buchhandlung kennenlernte und der mir auch anvertraute, daß man in Toulouse die erfolgreichsten Frauenbekanntschaften allmorgendlich um elf Uhr in der Kathedrale *Saint-Sernin* machen könne. Selbst die *Femmes legères,* die Dirnen also, seien dort am bequemsten anzutreffen. Ich solle mich, riet er mir weiter, nur nicht in Pamiers niederlassen. Ich käme dort bestimmt vor Langeweile um. Als ich ihm sagte, ich beabsichtigte von Pamiers nach Foix und dem Weiler Montségur in den Hochpyrenäen weiterzureisen, um dort einige Monate zu verbringen, starrte er mich verständnislos an. Plötzlich aber ging ein Lächeln über seine Züge, ein Lächeln, höflich und mitleidig zugleich. Und er meinte: »Wollen auch Sie den Albigenserschatz suchen?« Auf meine Frage, was es mit diesem für eine Bewandtnis habe, erfuhr ich, daß eine Sage von einem Schatz melde, der von den Albigensern während des Kreuzzuges, den Rom und Paris gegen diese vor siebenhundert Jahren unternahmen, im Kastell Montségur vergraben worden sei. Dort ruhe er noch. Allerdings suche ihn augenblicklich ein Ingenieur aus Bordeaux mittels Dynamit, Wünschelruten und ähnlichen Hilfsmitteln.

Pamiers ist in Hügel eingebettet, deren anmutige Linien nicht die dahinter ragenden Pyrenäenpiks vermuten lassen. In den engen Straßen drängen sich die Menschen, unter denen ich uniformierte Senegalneger und Araber gewahre. Diese Stadt könnte mich allerdings nicht verweilen lassen.

Es hat sich im Jahre 1207 hier folgendes zugetragen: Aus den Städten und Klöstern Südfrankreichs, selbst aus dem Vatikan waren auf Einladung einer Gräfin Foix, die den schönen Namen Esclarmonde trug, römische Priester, Doktoren und Mönche herbeigekommen, um mit den albigensischen Ketzern über den christlichen Glauben zu diskutieren. Esclarmonde, selbst Ketzerin, bangte um ihre Heimat, wußte sie doch, daß der Papst in Rom und der französische König in Paris deren Untergang beschlossen hatten. Schon war Blut geflossen. Im Auftrag Papst Alexanders des Dritten hatte ein Abt Heinrich von Clairvaux, auf dem Lateranischen Konzil vom Jahre 1179 zum Kardinalbischof von Albano ernannt, einen Kreuzzug gegen die Albigenser gepredigt und mit angeworbenen Pilgern mordend und sengend Roms Lehren durchzusetzen ver-

sucht. Im Jahre 1207 hatte der berüchtigte Innozenz der Dritte den Stuhl Petri inne. Er hatte geschworen, dem albigensischen Drachen den Kopf zu zermalmen sowie das ketzerische Land für ein neues Geschlecht vorzubereiten. Auf dem Kastellar zu Pamiers, Esclarmondes Witwensitz, sollte vorerst entschieden werden, wer besserer Christ sei, die Römer oder die Albigenser. Esclarmonde griff selbst in die erregte Diskussion ein. Als sie den Römern den unchristlichen Kreuzzug das Kardinalbischofs von Albano zum Vorwurf machte, rief ihr ein erboster Mensch zu: »Madame, Sie sollten bei Ihrer Spindel bleiben! Sie haben in einer solchen Versammlung nichts zu suchen!«

Esclarmonde von Foix ist, wenngleich heute fast niemand mehr um sie weiß, eine der größten Frauengestalten des Mittelalters gewesen. Vom Papst verflucht und vom französischen König gehaßt, hat sie bis zum letzen Atemzug nur auf eins gesonnen: die politische und religiöse Unabhängigkeit ihres Vaterlandes. Sie ist hochbetagt gestorben. Wo, das weiß man nicht. Vielleicht in einer Kemenate der Burg Montségur, die sie zu einer uneinnehmbaren Trutzfeste hatte ausbauen lassen. Eines aber steht fest: Das tragische Ende ihrer Heimat hat sie nicht erlebt. Vertraute mögen sie irgendwo der Erde, aus der der Schöpfer sie gemacht, zur letzten Ruhe anvertraut haben. Esclarmonde war Erzketzerin. Als Neuheidin würden sie die christgläubigen Menschen von heute bezeichnen, denn sie verwarf das Alte Testament, bezeichnete den Judengott Jahwe als Satan und glaubte nicht an den Kreuzestod Jesu Christi, geschweige denn an die erst dadurch möglich gewordene Erlösung der Menschen.
Esclarmondes Aufnahme in die Ketzerei hatte im Jahre 1204 zu Fanjeaux, welches nicht weit von Pamiers liegt, stattgefunden. Der Patriarch der Ketzerkirche, Ritter Guilhabert von Castres aus der edlen Sippe der Belissen, nahm die *Haereticatio* vor. So wurde die Ketzerweihe von den Inquisitoren genannt. Von da an gehörte Esclarmonde zur Gemeinschaft der Katharer.
Katharer konnte nur derjenige werden, der zuerst Anhänger oder Credens: Gläubiger gewesen war und dann – angeblich – folgendes Gelübde abgelegt hatte: »Ich verspreche, mich Gott und seinem wahren Evangelium zu weihen, nie zu lügen, nie zu schwören, nie mehr eine Frau zu berühren (eine Ketzerin entsagte dem Manne), kein Tier zu töten, kein Fleisch zu essen und nur von Früchten zu leben. Und ich verspreche, nie meinen Glauben zu verraten, welches auch der mir angedrohte Tod sei!« – Danach war er ein Reiner oder *Perfectus:* Vollkommener. Dem Neuaufgenommenen wurde ein geflochtener Strick umgelegt, den man Gewand oder Rock nannte. Die Ketzerinnen trugen statt dessen eine Art Dia-

dem. In der Sprache der Provenzalen hieß dieser Aufnahmeakt *Consolament:* Tröstung. Ein ketzerischer Gläubiger hatte diese Gelübde nicht abgelegt und konnte leben, wie ein Mensch leben muß, der im Leben steht. Er hatte Frau und Kinder, ging zur Arbeit und auf die Jagd, aß Fleisch und trank Wein. Als Gotteshaus diente ihm der Wald oder eine Höhle. Seelsorger waren ihm die Katharer, die er, sie verehrend, auch *Bonshommes:* Gutmänner nannte. Der Heilige Bernhard von Clairvaux berichtet, in Südfrankreich seien *fere omnes milites:* fast alle Ritter Katharer gewesen.

Als Esclarmonde von Forx die Ketzerweihe nahm, war sie eine betagte Witfrau und Mutter von sechs im Mannesalter stehenden Söhnen. Sollte es nicht mit der ketzerischen Askese eine besondere Bewandtnis gehabt haben? Ich kann nur nicht denken, daß »fast alle Ritter« ein mönchisches Leben geführt haben.

Foix

Dieses Pyrenäenstädtchen behagt mir sehr. Eingeschlossen von mächtigen Bergen, überragt von einer malerischen Burg und einer schönen Kirche, eingebettet in das Grün gepflegter Anlagen, laßt es seine schmalen, aber blitzsauberen Straßen und Gassen sich kreuz und quer winden. Überraschend viel blonde und hochgewachsene Menschen sind mir begegnet. Weshalb sollten sie nicht germanischen Blutes sein? Die Goten und Franken sind hier lange zu Hause gewesen, feindliche Brüder …
An ihren Bruderkampf gemahnt die Stadtkirche. Sie ist dem Volusian geweiht, einem wenig bekannten Heiligen, von dem folgendes berichtet werden muß: Um das Jahr 500 unserer Zeitrechung, wahrend der Westgotenherrschaft im südlichen Gallien, hatten römische Bischöfe, mit der Herrschaft der arianischen und somit ketzerischen Gotenkönige unzufrieden, den Frankenkönig Chlodwig herbeigerufen. Einer der Bischöfe, eben dieser Volusian, öffnete den nahenden Franken die Tore der Stadt Tours. Volusian mußte fliehen. Die den Verräter erbittert verfolgenden Goten wurden seiner in den Pyrenäen habhaft. Sie erschlugen ihn. Nach der Schlacht bei Voillé, die Gotenkönig Alarich dem Zweiten das Leben kostete und den Franken die Eroberung des Südens eröffnete, ließ Chlodwig die Reste des Toten sammeln und diesen von dem fränkischen Klerus als Märtyrer und Heiligen ausrufen. Um Volusians Grab bildete sich ein Kloster und um das Kloster, auf den Trümmern uralter Siedlungen, ein Marktflecken, den schließlich Frankenkönig Karl zu einem mächtigen Stützpunkt ausbauen ließ. So ward das heutige Foix.
Seinen Namen jedoch soll dieses Stadtchen den Phokäern verdanken, jenen kleinasiatischen Hellenen, die im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, verdrängt von dem persischen Tyrannen Harpagos, ihre Heimatstadt Phokäa verließen und nach Galliens Südküste übersiedelten. Massilia: das heutige Marseille, Portus Venens: Port-Vendres und noch manche andere heute südfranzösische Stadt ist so entstanden. Auch Foix laßt man dazu gehören, ein Phokis oder ein Phokäa im abendländischen Westen.

Furchtbare Dinge haben Land, Stadt und Burg Foix vor siebenhundert Jahren sehen müssen. Es war die Zelt des Albigenserkreuzzuges. Im Jahre 1209 hatten sich auf des Papstes Geheiß und des französischen Königs Wunsch an die dreihunderttausend Rechtgläubige, mit ihnen das Gesindel aus aller Herren Länder, zu Lyon versammelt, um sich unter dem Oberbefehl eines Erzabtes von

Citeaux, dann unter dem des Simon von Montfort, über das gesegnete Land zwischen Alpen und Pyrenäen, die Gaue Provence und Languedoc, zu wälzen. Aus dreierlei Gründen. Es sollte Roms Christentum als einzigem Glaubensbekenntnis Anerkennung verschafft, Frankreichs Oberherrschaft durchgesetzt und den von den Palästinakreuzzügen her ans Beutemachen und auch ans Ungläubigevertilgen gewöhnten Massen die Möglichkeit geboten werden, sich wieder zu betätigen. Reiche Beute hatte ihnen der Pariser König versprochen. Ebensowenig hatte des Papstes Zusicherung seine Wirkung verfehlt: alle, die an dem Krieg gegen die Albigenser teilnahmen, sollten sich schon nach vierzig Tagen die ewige Seligkeit erkämpft haben und von vornherein der Absolution für alle während des Krieges begangenen Sünden sicher sein. Unter der Schutzherrschaft der jungfräulichen Gottesmutter Maria überflutete der Heerhaufen, von einer Psalmen singenden und nicht minder bewaffneten Legion der Erzbischöfe und Bischöfe und Äbte und Priester und Mönche begleitet, die provenzalische Grenze. Wenngleich in einer Kundgebung vom 1. September 1883 Papst Leo der Dreizehnte, auch einer der vielen Deutschlandhasser auf dem Stuhle Petri, erklärt hat, die Albigenser hätten die Kirche mit Waffengewalt umstürzen wollen, diese sei aber nicht durch Waffen, sondern durch die Fürbitte der mittels der dominikanischen Auffindung des Rosenkranzes gewonnenen Heiligen Jungfrau gerettet worden, so ist dieser Papst falsch unterrichtet gewesen oder unterrichtete seinerseits falsch. Rom und Paris haben den Krieg vom Zaune gebrochen.
Der ungekrönte König von Südfrankreich, Toulouses Graf Raimund, machte einen römischen Bittgang nach dem anderen, um das Unheil von seinem Land abzuwenden. Vergebliche Mühe. Obgleich er zu Kreuze kroch, brannten sehr bald die ersten Städte, Dörfer und Menschen.
Schließlich belagerten die Kreuzfahrer die Stadt Foix. Vorher hatte ihr Herr, einer der treuesten Vasallen des Toulouser Grafen, auf dem dritten Lateranischen Konzil Klage erhoben, daß Gottes Stellvertreter auf Erden, der Papst, zusehe, wie man die Provenzalen samt und sonders, ohne Unterschied ihres Glaubensbekenntnisses, abschlachte. Fünfhunderttausend Menschen seien bereits den mörderischen Kreuzfahrern zum Opfer gefallen. Mit einem diplomatischen Lächeln war dem Kläger der Abschiedssegen erteilt worden. Was die Grafschaft Foix in der Folge an Greueln, Besitzenteignungen und Verfolgungen seitens der Pilger sowie ihrer Nachfolger, der eigens zur Albigenserbekehrung (lies: Albigenserausrottung) eingesetzten Dominikaner (lies: Inquisitoren), erleiden mußte, spottet jeder Beschreibung.

Auf jenem lateranischen Konzil war dem Grafen Foix zum Vorwurf gemacht worden, seine Schwester Esclarmonde sei Erzketzerin und schütze die Ketzer unentwegt. Das sei nicht seine Schuld, meinte der Graf, denn seine Schwester dürfe über ihre Besitzungen verfügen wie sie wolle und könne ihre Untertanen nach Gutdünken betreuen. Was ihren Glauben anbetreffe, so habe er noch weniger Recht und Möglichkeit, sie zu zwingen. Außerdem sollte, das sei seine unumstößliche Ansicht, der Glaube eines jeden Menschen frei sein.
Als allenthalben im Land lateinische Messen gesungen wurden, als die provenzalischen Burgen von den Neusassen usurpiert worden waren, als das eroberte Land Frankreichs Krone unterstellt war, als die Sprache der Sieger, die französische, nunmehr ihrerseits zu siegen anfing –, war der Glaube zuletzt nur noch auf Burg Montségur und in dem von ihr wie den himmelstürmenden Pyrenäenbergen geschützten Hochland Foix frei. Frei war er hier noch im Jahre 1244, also fünfunddreißig Jahre nach Kriegsbeginn. Es hatte die vorausschauende Gräfin Esclarmonde, zu deren Witwengut die Mitherrschaft über den Montségur gehörte, nach der gescheiterten Konferenz von Pamiers dem wohl besten Burgenbaumeister der damaligen Zeit, Bertran von Baccalauria, den Auftrag gegeben, die Burg so auszubauen, daß sie nach menschlichem Ermessen uneinnehmbar sei. So allein war es möglich gewesen, daß hier oben, nahe den Wolken, ein Häuflein vaterlandstreuer Ritter, glaubensstarker Ketzer und braver Bauern gegen den überlegenen und hartnäckigen Feind standhalten konnte. Esclarmondes Schwester Cäcilie war gleichfalls »Ketzerin«. Sie gehörte aber zu den Waldensern, jenen bibelgläubigen Anhängern des Lyoner Kaufmannes Peter Waldo, die aus Protest gegen Roms Üppigkeit und Sittenverderbnis ein apostolisches Leben im Sinne einer buchstäblichen Nachfolge Christi anstrebten. Auch den Waldensern, denen provenzalische Ritter oder Freisassen kaum angehörten, hatte der Vatikan Vernichtung geschworen: er hat im Verlaufe des Albigenserkreuzzuges Tausende und aber Tausende von ihnen zu Tode gebracht. Erzketzer waren aber nur die von Rom weit mehr gehaßten Katharer, mit denen Esclarmondes Vater und Bruder es hielten. Der Bruder war ein berühmter Troubadour: Minnedichter, und seine Burg stand allen fahrenden Sängern offen. In seiner Todesstunde ließ er sich die ketzerische »Tröstung« erteilen.

Kaum bin ich auf der Fahrt hierher der Hochpyrenäen gewahr geworden. Seit gestern regnet es in Strömen. Auch hier scheint der Herbst seinen Einzug halten zu wollen. Zuletzt reise ich in einem Postauto. Bauern, die ihre Waren auf den Lavelaneter Markt trugen, waren die Fahrgäste. Sie hatten schnell aus mir herausbekommen, daß ich Deutscher sei und mich in ihren Bergen einnisten würde. Gern hätten sie mir den Burgfelsen Montségur, der die Landschaft weithin beherrschen soll, gezeigt. Die Regenwolken verbargen ihn. »Suchen Sie wirklich nicht den Albigenserschatz?« So wurde ich wiederum gefragt. Kürzlich sei in einer Toulouser Zeitung ein Aufsatz darüber erschienen, erfuhr ich dann.
Ein gepflegter kleiner Gasthof wird mir für die Nacht Obdach gewähren. Gegen zehn Uhr in der Frühe kann ich mit dem Sohn des Wirtes, einem Arzt, zum Dorf Montferrier, das heißt: Eisenberg, und von dort zum Weiler Montségur hinauffahren. Er hat Kranke zu betreuen.
Nach dem Abendessen lud mich ein achtzigjähriger Bürger zu sich ein, um mir seine Sammlung zu zeigen. Seit Jahrzehnten gräbt er in den Burgruinen und Höhlen seiner engeren Heimat. Knochen von Höhlenbären und Höhlenlöwen, Steinwerkzeuge, Pfeile aus Knochen oder Bronze oder Eisen, Scherben und vieles andere zeigte er mir bereitwillig und mit verschämtem Stolz. Auch die Trümmer der Burg Montségur hat er, wenngleich oberflächlich, durchforscht. Waffen, Ziegel und Steinkugeln, die man von den Mauerzinnen gegen die Angreifer zu Tal rollte, waren die Hauptfunde gewesen. Schließlich entnahm er einem Schrein mit behutsamer Hand Tontauben: aus Ton verfertigte Tauben, ebenfalls in Montségurs Trümmern gefunden. Mein Gastgeber konnte mir nicht sagen, welchem Zweck sie einmal gedient haben. Im übrigen, so erfuhr ich noch zu meiner Verwunderung, habe ein verstorbener Freund ein in fremden Schriftzeichen geschriebenes Buch – ob chinesisch oder arabisch, wisse er nicht mehr – auf der Burg gefunden. Es sei verschollen. Nicht minder als das alles gibt mir, der ich über diesen Abend nachsinne und die Fahrt zum Montségur noch ungeduldiger als bisher erwartete, eine Geschichte zu denken, die mir kurz vor dem Abschiednehmen, fast zwischen Tür und Angel, erzählt wurde: Um die zwölfte Jahrhundertwende hat irgendwo bei Cahors im Toulouser Land der mächtige Vizegraf Raimund gelebt. Für einen Ritter von Stande ziemte es sich damals, der Minne zu pflegen und Gedichte auf eine edle Dame zu machen, also Troubadour zu sein. Raimund Jordans Auserwählte war Adelaide, die Gat-

tin eines Edelmannes, des Ritters Pena, der um die Minne der beiden wußte und diese Minne billigte. Als der furchtbare Albigenserkrieg ausbrach, griffen sowohl Raimund als auch der Edelmann zu den Waffen und stellten sich dem Feind entgegen. Ritter Pena fiel, und bald danach fehlte von Raimund jede Kunde. Adelaide wartete in Sehnsucht und Sorge auf den Troubadour. Im Glauben, er sei im Kriege geblieben, entsagte sie der Welt, und zog, da sie Ketzerin war, zur Burg hinauf. Als Einsiedlerin wollte sie dort ihre Tage verbringen. Raimund Jordan war jedoch am Leben. Schwer verwundet, hatte er bei Freunden Unterschlupf und Pflege gefunden. Nach langem Siechtum genesen, verlangte ihn, Adelaide wiederzusehen. Er zog auf geheimen Pfaden zur Burg Pena. Diese war längst vom Feind besetzt, und die Burgherrin war spurlos verschwunden. Auch für ihn, vom Feind als vogelfrei erklärt, blieb schließlich keine andere Zuflucht als Burg Montségur. Dort fand er Adelaide wieder.
Auf dem Nachhauseweg kamen mir Verse Ludwig Uhlands in den Sinn. Als Schuljunge hatte ich sie auswendig lernen müssen. Wer hätte mir damals gesagt, daß ich mich in den »Tälern der Provence« häuslich niederlassen würde!

> In den Tälern der Provence
> Ist der Minnesang entsprossen:
> Kind des Frühlings und der Minne,
> Holder inniger Genossen.

Der Albigenser wegen, die Ketzer wie meine Väter waren, bin ich in dieses Land gekommen. Daß zwischen Ketzern und Minnesängern enge Beziehungen bestanden haben könnten, das hatte ich keineswegs geahnt.

Ich bewohne ein mehr als bescheidenes Bauernhaus. Das Wasser muß ich aus einer abseits liegenden Quelle schöpfen, von der ein Pfad zu dem sogenannten Scheiterhaufenacker führt. Hier sind einmal zweihundertfünf Ketzer von Dominikanermönchen auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrannt worden. Die Quelle entspringt unweit eines Felsblocks, darauf ein schmiedeeisernes Kreuz ragt, durchquert von zwei Schwertern. An des Kreuzes Längsbalken hängen eine Peitsche, eine Rute, eine Dornenkrone. Auch der Schlüssel Petri hängt daran. Unmittelbar hinter dem Felsen reckt sich der gewaltige Burgberg empor. Auf ihm ruht in grandioser Einsamkeit Montségur, die Burgruine.
Der Weiler Montségur, schwindelerregend über einer Schlucht hängend, mag an die dreißig Häuser haben. Mehr nicht. Obendrein ist ein Teil verfallen. Wer nur irgend kann, zieht in die Städte und Täler, seine Habe im Stich lassend. Nichts gedeiht in dieser Höhe als Almgras, Kartoffeln und wenig Frucht. Die Leute sind bitter arm. Darüber klagt auch mein Hausherr, der Curé des Ortes. Immerzu sitzt er über seinen Kirchenbüchern und rechnet. Die Pfründe reicht ihm nicht zum Leben. Manchmal geht er für einige Tage zu Verwandten im nahen Belesta auf Besuch. Wenn er wiederkommt, ist er mit Brot und Würsten beladen.
Das Kirchlein, einen elenden Bau, besuchen fast ausschließlich die Schulkinder. Die Erwachsenen, ein paar verhutzelte Greisinnen ausgenommen, bequemen sich nur an Allerseelen zum Kirchgang. Das ist das einzige Mal im Jahr, daß der Curé seine Gemeinde beisammen hat. An Allerseelen gedenkt man der Toten.
Neben der Dorfkirche wohnt jener Ingenieur aus Bordeaux, der den Schatz der Albigenser sucht und den ich am ersten Tag meines Hierseins kennengelernt habe. Die Burg sei Eigentum der Gemeinde, sagte er mir, und er habe mit dieser vertraglich festgelegt, daß er ihr die Hälfte des Schatzes abtrete, falls sein Vorhaben glücke. Dieser Schatz bestehe, das wisse er genau, aus Gold und Silber. Außerdem hofft er, das unverfälschte Evangelium Johannis zu finden, das die wahre Kunde von Jesus Christus enthalten habe und im Besitz der Albigenser gewesen sei. Mit diesen habe die römische Kirche, Verfälscherin des Evangeliums, die wahre und einzige Botschaft vom menschgewordenen Gott vernichten wollen.
Woher er das so genau wisse, fragte ich. Das könne er mir nicht verraten. Er gehöre einem Geheimbund an, der von seinen Anhängern Stillschweigen ver-

lange. Sagen dürfe er mir nur: Die Albigenser seien zwar von den Inquisitoren und ihren Henkersknechten fast bis zum letzten Mann vernichtet worden, das wahre Evangelium Johannis habe jedoch im Innern des Burgberges, der hohl sei, eine sichere Ruhestätte gefunden. Längst schon sei die Burg im Besitz der Römischen gewesen, immer wieder hätten diese gewühlt und gesucht, um des Johannes Heilige Schrift zu finden. Umsonst.
Außerdem sei ihm bekannt, so fuhr er fort, wo sich Esclarmondes Grab befinde. Ein Wünschelrutengänger habe ihm die Stelle angegeben und auch, dank des Ausschlagens der Rute, den Sarkophag beschreiben können: Er sei aus Stein, und auf der Platte befinde sich eine goldene Taube.
Ich unterdrückte ein Lächeln.

Nie hatte ich von des Burgbergs Gipfel eine schönere Sicht als heute morgen. Bis Carcassonne, wo einmal die Westgotenkönige Hof gehalten haben, und bis Toulouse lag mir die Ebene offen. Im äußersten Osten glaubte ich das Meer zu gewahren, denn zwischen den Schwarzen Bergen und den Bergen Alarichs glitzerte es silbern. Zu meinen Füßen lugte aus üppigem Grün die Abtei *Notre-Dame de Prouille* hervor: des Dominikanerordens Mutterkloster, Heimat des Rosenkranzes und Wiege der Inquisition. Die Abtei ist eine Gründung des Heiligen Dominik, der, nachdem ihm anläßlich einer Vision von der Gottesmutter die Einführung des Rosenkranzes und die Vertilgung der Ketzer befohlen worden war, Montségur von hier aus im Auge behalten wollte. Betreten hat er die Ketzerburg nie. Bevor sie von seinesgleichen eingenommen wurde, mußte er die Augen für immer schließen und, wenn die Kirche richtig lehrt, eingehen in die Gemeinschaft der Heiligen. Der Heilige Dominik hatte viele Menschenleben auf dem Gewissen …
Nordöstlich von Toulouse mochte dort, wo ein leichter Dunst schwebte, Albi liegen, das den Ketzern den Namen Albigenser gegeben hat, weil es sie in größter Menge barg. Ganz deutlich aber gewahrte ich zu meinen Füßen, mehr als tausend Meter tief, das Städtchen Mirepoix. Ich weiß, daß es in vorchristlichen Zeiten Beli Cartha hieß. Lichtstadt soll das bedeutet haben, denn Belis und Abellio waren hierzulande der lichten Gottheit Namen. In nördlicher Richtung, vielleicht vier Wegstunden weiter, konnte ich zwischen ansehnlichen Höhen die Burg Foix aufragen sehen. In ihren Scheiben spiegelte sich die Morgensonne. Im Westen und Süden reckten sich die Pyrenäengipfel, einer stolzer und kühner als der andere: Canigou, Carlitte, Soularac und der majestätische Pic du Saint-

Barthelemy, von den Bauern Tabor geheißen. Sollte er gleich dem palästinensischen Tabor ein Berg der Verklärung gewesen sein? Um seinen fast dreitausend Meter hohen Gipfel flatterten Wolkenfetzen.
Dreißig Jahre lang berannten des Albigenserkreuzzuges Pilger und Soldaten, nach ihnen auch die Dominikaner, vereint mit den Franzosen, den Montségur. Hinter dessen festen Mauern hatten sich, wie wir wissen, die letzten freien Ketzer und Ritter verschanzt. Mehr als dreißig Jahre lang hatten sie schon ausgehalten, bis gekaufte Hirten in der Palmarumnacht des Jahres 1244 den Belagerern einen Felsgrat wiesen, auf dem der Schwindelfreie zum Berggipfel gelangen kann. Der weniger steile Westhang des Berges, einziger Zugangsweg zur Burg, war durch Befestigungswerke aufs beste geschützt. Aber auch hier drohte den Belagerten Gefahr. Die Angreifer hatten eine sogenannte Katze gebaut, eine Belagerungsmaschine, die Tag für Tag um einige Fuß dem Gipfel näher kroch und die Burgmauern schon bedrohte. Die Burg fiel durch der Hirten Verrat. Alle, die den Gott Jahwe, Petri Schlüsselgewalt und Roms Dogma nicht anerkennen wollten, wurden auf einem riesigen Scheiterhaufen, den man am Fuße des Bergfelsens aufgestellt hatte, am Palmsonntag verbrannt. Es waren zweihundertfünf Opfer, unter ihnen des Kastellans Tochter, Esclarmonde von Belissen, eine Verwandte der Burgherrin Esclarmonde von Foix. Die anderen Gefangenen, etwa vierhundert an der Zahl, wurden in die Verliese der Festung Carcassonne geworfen, wo sie größtenteils elend zugrunde gingen.

An der Seite eines Hirten, den ich am Pic du Soularac getroffen hatte, rastete ich. Er gab mir von seinem Käse zu essen, und ich ließ ihn aus meiner Gourde, einer Flasche aus Fell, Rotwein trinken, den man mir zur Wegzehrung mitgegeben hatte. Obgleich die Sonne von einem unbewölkten Himmel herniederbrannte, heulte der Südsturm. Der Hirte und ich sprachen vom Montségur und vom Katharerschatz.
Mein Hirte wollte wahrhaftig wissen, daß auf dem Montségur einmal der Gral gehütet worden sei: Als Montségurs Mauern noch standen, hüteten in ihnen die Reinen den heiligen Gral. Die Burg war in Gefahr. Luzifers Heerscharen lagen vor ihren Mauern. Den Gral wollten sie haben, um ihn wieder in das Diadem ihres Fürsten einzusetzen, aus dem er bei dem Sturz der Engel auf die Erde gefallen war. Da kam in höchster Not vom Himmel eine weiße Taube und spaltete mit ihrem Schnabel den Tabor. Esclarmonde, die Gralshüterin, warf das kostbare Heiligtum in den Berg. Der schloß sich wieder, und so wurde der Gral gerettet. Als die Teufel in die Burg eindrangen, kamen sie zu spät. Erbost ver-

brannten sie alle Reinen unweit des Burgfelsens auf dem Camp des Cremats: dem Scheiterhaufenacker. Alle Reinen wurden verbrannt, nur Esclarmonde nicht. Als sie den Gral geborgen wußte, stieg sie auf den Gipfel des Tabors hinauf, verwandelte sich in eine weiße Taube und flog nach Asiens Bergen. Esclarmonde ist nicht gestorben. Noch heute lebt sie im irdischen Paradies. Allein deswegen, so schloß mein Hirte, sei Esclarmondes Grab unauffindbar.
Ich fragte ihn, was er von dem Wünschelrutengänger und dessen Angaben über Esclarmondes Sarkophag halte. Er meinte: »*Ce sont tous des fumistes:*. das sind ja alles Spintisierer!«

Mit dem Neffen des Curés und einigen Bauern habe ich in einer niedrigen Küche am Kamin gesessen. Im Nebenzimmer lärmten junge Burschen beim Belottespiel. Es war düster, Burg und Weiler Montségur hingen in den Wolken. – Noch heute, drei Tage später, sind sie nicht gewichen. Es ist Herbst. Und bitter kalt. – Ihnen allen ist bekannt, daß Montségur die Burg des Grals gewesen sein soll. Im ganzen Land Foix denke man so. Der Ingenieur habe gespottet, als sie ihm einmal davon sprachen. Darum auch hätten sie mir die Sage verschwiegen.
Nicht zuletzt durch meinen Eifer wurde unser Gespräch kühner. Und ich erfuhr mehr: Den Schatz werde der Ingenieur nicht finden können, denn der liege in einer Höhle des Taborwaldes, von einer überaus schweren Steinplatte gegen Eindringlinge geschützt, und im Innern der Höhle hielten Vipern Wacht. Wer ihn heben wolle, der müsse am Palmsonntag – an der *Fête des Ramaux –*, während der Priester die Messe lese, dorthin finden. Dann nämlich lasse sich die Steinplatte heben und seien die Schlangen in Schlaf verfallen. Doch wehe dem, der die Höhle nicht verlasse, bevor der Priester das *Missa est* gesungen habe! Mit Schluß der Messe schließe sich auch die Schatzhöhle wieder und man müsse unter den Bissen der jählings erwachten Schlangen gräßlich enden.
Sein Großvater habe einmal, so behauptete einer aus der Runde, beim Schafehüten mitten im Wald eine solche Steinplatte mit einem Eisenring gefunden, aber es sei ihm unmöglich gewesen, die Platte zu heben. Deshalb sei er ins Dorf geeilt, um Hilfe zu holen. Aber er habe die Stelle nicht mehr gefunden.
Seltsames Land!

Der Winter ist gekommen. Acht Tage hat es fast ununterbrochen geschneit. Als ich den Norden, meine Heimat, verließ, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich zu der kleinen Gastwirtschaft, in der ich meine Mahlzeit einnehme, ei-

nen Weg durch den Schnee würde schaufeln müssen. Wären nicht die südfranzösischen Bauernhäuser, ich vergäße beileibe, daß ich in Frankreichs äußerstem Süden weile und daß es wenige Wegstunden bis Spanien sind, das wir uns fälschlich als einen einzigen Garten voller Zitronen und Orangen denken. Statt dessen Bergriesen, den bayerischen Alpen nicht unähnlich, verschneite Ulmen und eingeschneite Tannenwälder. So nördlich sieht der Süden aus, wie ich ihn nun erlebe. Nur der Himmel ist jetzt von einer Bläue, und die Sonne von einer Lichte, wie sie mir zuvor unbekannt waren. Des Nachts ist grimmige Kälte. Und die Sterne sind so nahe, daß man vermeint, sie mit den Händen greifen zu können. Ich werfe einen Holzscheit nach dem andern in den Kamin und verwünsche diesen, denn in der Nähe des Feuers ist Gluthitze und, wenige Schritte davon entfernt, gefriert man zu Eis. Setzt man sich vor den Kamin, so überläuft einen Gänsehaut und Schweiß zugleich. Am liebsten halte ich mich in der Küche meiner Gastwirtschaft auf. Dort steht ein Herd, gleichmäßige Wärme gebend. Wie ich empfinden die Bauern. Die Küche ist zum Wirtszimmer geworden.
Auf den Burgberg zu steigen, ist unmöglich. Ich versuchte es dieser Tage. Aber der Schnee liegt viel zu hoch, als daß ich hindurchkommen könnte, der Steilhang unterhalb der Burg ist eine unersteigbare Eiswand, und gegen den Sturm, der den Berg umbraust, komme ich kaum an. Ich habe deshalb einige Bücher vorgenommen, die ich mir aus Deutschland schicken ließ: des großen deutschen Minnedichters Wolfram von Eschenbach »Parzival«, das Gedicht vom »Wartburgkrieg«, französische und deutsche Arbeiten über die Gralssage und den Minnesang.
Wolframs Dichtung bereitet mir eine ungetrübte Freude. Welcher Mann, das Rechte suchend, ist nicht ein Sucher wie Parzival? Welche Mutter, die ihren Sohn dem fordernden Leben anheimgeben muß, keine Herzeloyde? Welchen Aufrechten zieht es nicht zur Lichte und Klarheit, zu einem Gralsland?
Weniger tief berührt mich das Lied vom »Wartburgkrieg«, von unbekannter Hand geschrieben. Ihm fehlt die Geschlossenheit, das Überzeitliche und das Allgemeingültige von Wolframs Werk. Erschütternd jedoch sind die eindeutigen Stellen, die den ganzen Schmerz einer religiös im Tiefsten aufgewühlten Zeit, des dreizehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, dartun. Der Ruf »Los von Rom!« hat hier eine Prägung gefunden, die, obwohl zeitlich gebunden, in der deutschen Literatur ihresgleichen sucht.
Das Sehnsuchtsziel des »Parzival« ist der Gral, ein Stein des Lichts, vor dem der Erdenglanz ein Nichts ist und der die Erfüllung des Erdenwunsches: das Paradies sein soll. Wer den Gral anschaut, braucht nicht zu sterben. Herakles, Alexander der Große und andere Heldengestalten des griechischen Altertums sollen

bereits von ihm gewußt haben. Schließlich hat ein »Heide und Astrolog« ihn aus der Gestirne Licht und Lauf geschaut und den Menschen verkündet. Wie der Gral von dem Sternenhimmel auf die Erde gekommen sei, verschweigt Wolfram. Der Stein blieb schließlich auf Erden, von einer Schar zurückgelassen, »die wieder zu den Sternen flog, weil ihre Reinheit sie heimwärts zog«. In einer Burg, Munsalvatsche geheißen, wird er seitdem von wehrhaften Templeisen und einem König gehütet, warten seiner Gralsjungfrauen und deren Führerin, die allein ihn tragen darf. Den Gral zu suchen, zieht ein junger Held aus: Parzival. Er hatte seine Mutter Herzeloyde verlassen, um der Ritterschaft zu pflegen. Ritter an der Tafelrunde des Königs Artus geworden, verlangt ihn nach der höchsten Erdenseligkeit. Er findet sie auf der Burg Munsalvatsche beim Gral und wird Gralskönig. Sein Sohn Lohengrin darf, erwachsen, des Grales Herold sein. In einem von einem Schwan gezogenen Nachen fährt er zu den Menschen, allem Unrecht wehrend.

Der Herausgeber meiner »Parzival«-Ausgabe meint, Wolframs Gralsburg müsse in den Pyrenäen liegen. Ortsangaben, wie Aragon und Katelangen (Katalonien), mögen ihn zu dieser Meinung veranlaßt haben. Die Pyrenäenbauern haben also nicht unrecht, wenn sie ihre Ruine Montségur die Burg des *Saint-Graal* sein lassen. Und der Schnee, durch den der Gralssucher Parzival sein Roß traben lassen mußte, um endlich zur Burg des Heils zu gelangen, kann sehr wohl Pyrenäenschnee gewesen sein. Der Name Munsalvatsche, den Wolfram als einziger der Gralsburg gab, bedeutet, wie viele annehmen, Wildenberg. Man legt das französische Wort *sauvage,* wild zugrunde, das dem lateinischen *silvaticus* (von *silva:* Wald) entspricht. An Wald ist – aber nur in der Gemarkung Montségur – kein Mangel. In der Mundart, die man hierzulande spricht, müßte Wildenberg, auch das verdient erwähnt zu werden, *Moun salvatgé* lauten. – Im Widerspruch zu Wolfram, seinem Gewährsmann, hat Richard Wagner, der Tondichter des »Lohengrin« und des »Parzival«, die Gralsburg Montsalvat genannt. Das bedeutet: Heilsberg. Montsalvat und Munsalvatsche können gleicherweise und wohl ohne Zwang als ein *Moun ségur:* Sicherer Berg oder Berg der Ruhe angesehen werden, so daß die Burg Montségur, bei der ich lebe, auch in dieser Hinsicht die vielgesuchte Gralsburg durchaus gewesen sein kann.
Nur bei Wolfram von Eschenbach finden wir, wie gesagt, die Bezeichnung Munsalvatsche. Die anderen frühmittelalterlichen Gralsdichter, deren es viele gab, haben die unterschiedlichsten Benennungen gewählt. In einem altfranzösischen Prosaroman ist das Ziel, welchem der den Gral suchende Ritter

zustrebt, das paradiesische *Edein:* Eden, *Chastiax de Joie:* Freudenschloß oder *Chastiax des Armer.* Seelenschloß. In einer anderen Dichtung ist das Endziel der Olymp selber. Der Gralsfinder ist demnach Olympier geworden, wie Griechenlands Götter und Heroen es gewesen sind. Berg und Burg des Grals sind in allen Dichtungen des frühen Mittelalters als Lichtland und als Stätte der Verklärung angesehen worden. Vielleicht trägt der Pic du Saint Barthelemy, auf dessen östlichstem Vorposten die Burg Montségur ruht, deswegen seinen Beinamen Tabor, wie der biblische Berg der Verklärung bekanntlich heißt.

In meinem Zimmer hing bislang ein grellbuntes Bild, Jesus Christus am Ölberg darstellend. Ein geflügelter Engel, zur Hälfte aus einer Wolke heraushängend, hält dem Betenden einen monstranzartigen Kelch entgegen. Ich habe das Bild entfernt und durch ein Blatt meines besten Briefpapiers ersetzt, auf welchem ich, so sorgfältig und schön ich nur konnte, einige Verse Wolframs von Eschenbach geschrieben habe. Die Verse lauten:

Aus der Provence in deutsches Land
Ward uns die rechte Mär gesandt:
Da Luzifer zur Höll' entschwand
Mit seiner Schar, der Mensch entstand.
Bedenkt, was Luzifer errang
Mitsamt den Kampfgenossen sein!
Sie waren unschuldsvoll und rein …

Ich möchte glauben, daß Satans, nicht Luzifers Heerscharen vor dem Montségur gelegen haben, um den Gral, aus des Lichtbringers Luzifer Krone gefallen und von Reinen gehütet, zu erlangen. Reine waren die Katharer, nicht aber jene Pfaffen und Abenteurer, welche, das Kreuz auf der Brust, die Provence für ein neues Geschlecht vorbereiten wollten: für ihr eigenes Geschlecht.

Nochmals Lavelanet

Den Weiler Montségur habe ich vor einigen Stunden verlassen. Der Maultierkarren, darauf mein Gepäck zu Tal gebracht wird, ist vorhin eingetroffen. Mein Arbeitstisch steht im Vorgarten des kleinen Gasthofes neben einem Feigenbaum. In den großen und berühmten Webereien heulen die Sirenen. Es ist Schichtwechsel. Fast die Hälfte aller Bewohner dieses Städtchens seien Weber, ließ ich mir sagen, und die Weberei sei hier seit Urzeiten heimisch. Man nannte die Katharer auch *Tisserands:* Weber …

Ich war wieder bei dem achtzigjährigen Monsieur Rivers, so will ich ihn nennen, zu Gast. Wichtiges habe ich durch ihn erfahren: Minnesang und Ketzerei hätten vor der Zeit der Albigenserkreuzzüge zusammengehört! Dafür spräche, so legte er mir dar, daß das Katharertum eine *Gleyiza d'amors:* Minnekirche zu sein beanspruchte und daß das Ritual der Erhöhung eines Troubadours seitens seiner Damen *Consolament:* Tröstung genannt worden sei, wie bekanntlich auch die Weihehandlung geheißen habe, die einen ketzerischen *Credens* zu einem *Perfectus* werden ließ. Es wurde dadurch der singende und minnende *Chevalier errant:* fahrende Ritter in aller Form zu einem *Chevalier parfait:* vollkommenen Ritter; aus einem *Pregaire:* Bitter oder Sucher wurde ein *Trobador:* Finder. Der Stand des *errant* habe dem eines ketzerischen *Credens,* und der Stand des *Chevalier parfait* dem eines ketzerischen *Perfectus* entsprochen. Die lateinischen Bezeichnungen seien erst von den lateinisch schreibenden Inquisitoren eingeführt worden. Was die *Table ronde:* den Runden Tisch anbetreffe, von dem die Dichtungen des Mittelalters manch Wunderding zu singen wissen, so sei er, weil er die »vollkommene« Form eines Kreises habe, das Sinnbild für die Gemeinschaft der *Perfecti* und das Sehnsuchtsziel der *Chevalier errants* gewesen. Die Artusrunde und die Gralsrunde müßten als die dichterisch verherrlichte Minnewelt der Katharer angesehen werden.

Auf meine Frage, ob ihm die Legende von der »Gralsburg« Montségur bekannt sei und ob er sie ernst nehme, gab er mir ein unumwundenes Ja zur Antwort.

Man lehre auf den Schulen und Hochschulen, so fuhr Monsieur Rivers fort, daß die Troubadoure ein gefühlsduseliges und überschwengliches Drohnenvolk gewesen seien, welches die Alltagssorgen Mäzenen und Gönnern überließ und keine andere Sorge kannte, als mittels Liedern und Courtoisie die Gunst einer Dame zu erringen, oft einer verheirateten Frau. Das sei auf eine nach dem Albigenserkreuzzug von Rom bewußt durchgeführte Entstellung des wahren

Sachverhalts zurückführen. Wer die Lieder des frühen provenzalischen Minnesangs unbefangen lese, müsse feststellen, daß die Troubadoure ihre Dame nie bei Namen nennen, sondern der »blonden Dame«, der »Dame mit dem schönen Antlitz« oder dem »Licht der Welt« Preis singen. Diese Dame sei nichts anderes als die Versinnbildlichung ihrer Minnekirche gewesen und alle Troubadoure, die beispielsweise ihre »blonde Dame aus Toulouse« oder ihre »Herrin aus Carcassonne« gefeiert haben, hätten nichts anderes als die in Toulouse, beziehungsweise in Carcassonne heimische Katharergemeinde damit gemeint. Als letzten Endes durch Roms Inquisitoren die Marienverehrung und der Brauch des Rosenkranzes zwangsweise, nicht selten unter Androhung des Scheiterhaufens, eingeführt wurde, hätten die Troubadoure zwar Maria angedichtet, insgeheim aber ihre Minnekirche damit gemeint. Das gehe aus den Inquisitionsakten eindeutig hervor. – Die *Domina:* Herrin der Minnesänger sei seiner Ansicht nach insofern »Göttin« gewesen, als die Sänger kein menschliches Wesen, sondern die göttliche Weisheit besangen. So sei es anfänglich auch im oberitalienischen, von der Provence unmittelbar beeinflußten Minnesang der *Fedeli d'amore:* Minnegetreuen gewesen, die eine *Madonna Intelligenzia:* Frau Weisheit mit Inbrunst lobpriesen.

Sei eine *Domina* oder *Madonna* »verheiratet« gewesen, so sei, wenn ich die Biographie der Troubadoure daraufhin prüfe, der ritterliche Gatte jedesmal mit seinem vollen Namen genannt und nie ohne Angabe seines Wohnsitzes oder Machtbereichs. Dieser »Ehemann« müsse, wie aus den alten Quellen bewiesen werden könne, als der adelige Schützer der Katharergemeinschaft innerhalb seines Hoheitsgebietes angesehen werden. So sei die Dame Adelaide (das ist unser Name Adelheid; er bedeutet Adliges Wesen), deren traurige Geschichte er mir bei einem letzten Besuch erzählt habe, von dem Ritter Pena beschützt worden. Der Ritter Pena, dessen voller Name nichts zur Sache tue, habe in dem ihm unterstehenden albigensischen Bezirk Pena das Katharertum nach Kräften geschützt und gefördert. Adelaides »Verehrer«, der Troubadour Raimund, sei von ihr mit Wissen und Willen des Ritters Pena »geminnt« worden. Das bedeute, daß sie ihm in Pena das *Consolament* erteilt habe: Auf den Kein mußte er ihr Treue bis zum Tode schwören, und sie gab ihm als Zeichen der Minne einen Ring oder ein Gewand …

Wieso es möglich sei, daß das deutsche Wort Minne im provenzalischen Katharertum und Minnesang nicht vorkomme, fragte ich.

Ich irre, wurde mir entgegnet. Die Weihehandlung des *Consolament* habe in der Sprache der Albigenser auch *Manisola:* Fest der tröstenden Mani geheißen; die

habe der deutschen Minne und, wie das stammverwandte gotische Wort *munni*, dem entsprochen, was wir »Gedenken« nennen. Nie sei Minne die Liebe schlechthin gewesen! Sie bedeutete ein »Gedenken in Liebe«. Im Sanskrit, der Schriftsprache Altindiens, habe es die gleiche Bedeutung, bezeichne aber auch einen sagenhaften Stein, der angeblich die Welt erhellt und die Nacht des Irrtums vertreibt. Es sei mir vielleicht bekannt, daß viele Forscher diesen Stein, meist als Speise und Trank spendender Steintisch gedacht, für das Ebenbild, wenn nicht das Vorbild des Grals ansehen. Schließlich fragte ich meinen Gastgeber, ob der provenzalische Minnesang nach seiner Ansicht germanisches Geistesgut sei. Meine Frage wurde bejaht: *Manisola* und *Consolament* seien Abbilder des germanischen Minnetrinkens gewesen und, da sie im Mai gefeiert wurden, aus dem Brauch der germanischen Maitänze entstanden. Von der Westgotenzeit her sei der Brauch im »Lande Gothien« geblieben.
Ehe ich mich von Monsieur Rivers verabschiedete, nannte er mir Bücher, durch die ich seine Angaben überprüfen und erweitern könne. Er sagte auch, meine Hand herzhaft drückend: »Vergessen Sie nicht, daß die Troubadoure eine *Gaja Scienza:* eine fröhliche Wissenschaft zu pflegen meinten – und gepflegt haben!«

Mir schwirrt der Kopf. So müßte ich denn, wenn das, was ich hier erfahren habe, zutrifft, alles Gelernte und Geglaubte über den Haufen werfen. Ich müßte umlernen, wie man zu sagen pflegt.
Es sei!
Unser Wort Minne bedeutet also nicht liebe, sondern Erinnerung und Gedenken! Da ich meiner Vorfahren wegen denke und dichte und deute, will ich selber »Minnedichter« sein. Ich suche. Möchte ich *Trobador:* Finder werden! Meine »Wissenschaft«, scheine sie auch bisweilen hart oder willkürlich, soll fröhlich sein und die Menschen meiner Art froh werden lassen. Aber: Ich darf es mir nicht leicht machen noch denen, die dieses Buch lesen werden, sobald es mir einmal gut scheint …

Schloß L. im Tolosanischen

Ich bin bei der Gräfin P., einer alten Dame, zu Gast. Niemand kennt Geschichte, Sagenschatz und Brauchtum ihrer Heimat besser als sie. Ihre Bücherei ist von ungewöhnlicher Einheitlichkeit und Vollständigkeit. Die Gräfin hatte mich des öfteren auf dem Montsegur besucht. Nun erwidere ich den Besuch.

Die heutige Vesperstunde haben wir an der Mittelmeerküste verbracht und sind, am frühen Abend, gemächlich hierher zurückgefahren. So kamen wir durch die Monts d'Alaric, schwermütige und kahle Berge, die ihren Namen nach dem Gotenkönig Alarich tragen. Am Straßenrain, im Schatten eines Baumes, stand ein Planwagen, und davor ein schlanker Mann mit schlohweißen Haaren. Neben ihm saß auf einem Stein eine junge blonde Frau. Aus hellen Augen schaute uns der Alte eindringlich an. »Das ist ein Cagot«, raunte mir meine Begleiterin zu, »ein nomadisierender Cagot. Es gibt deren auch seßhafte. Hoch droben in den Pyrenäen. Erkundigt man sich bei Bauern über sie, so erhält man zur Antwort, sie seien maledeite Menschen. Das Wort Cagot ist wahrscheinlich eine Zusammensetzung von *Cathares* und *Gots*, also Katharer und Goten. Sie haben soeben einen Nachkommen der letzten Albigenser gesehen …«

Wir saßen am Abend vor dem Kamin. Die Gräfin strickte. Ich las aus einem Buche vor, daß man in der nahen Montagne Noire, den Schwarzen Bergen, Gräber aus der Albigenserzeit gefunden habe. Eines davon war ein Massengrab. Zwölf Skelette lagen so darin, daß sie eine Art Rad darstellten: die Schädel bildeten gemeinsam die Nabe und die Leiber bildeten die Speichen. Das lasse auf Sonnenverehrung schließen, so meinte der Autor des Buches wahrscheinlich mit Recht. Dann hielten wir Zwiesprache. Meiner Gastgeberin ist die Legende von dem Montségur als Gralsburg längst bekannt. Wenn auf dieser Burg tatsächlich der Gral gehütet worden sei, wovon sie überzeugt wäre, so seien ihre Ahnen Gralsritter gewesen und hätten im Kampfe für den Gral ihr Leben gelassen, denn viele von ihnen seien bei der Verteidigung des Montségurs gefallen, einige sogar verbrannt worden. Schließlich sprach sie: »Die große Esclarmonde war meines Geblütes. Ich bin stolz darauf. Oft sehe ich sie im Geist auf der Plattform des Bergfrieds von Montségur in den Sternen lesen. Die Ketzer liebten die Gestirne, glaubten sie doch, nach dem Tode von Stern zu Stern, den Stufen der Vergottung, sich der Gottheit nähern zu dürfen. Des Morgens beteten sie zur aufgehenden Sonne gewendet, des Abends blickten sie andächtig der scheidenden nach. In der Nacht wandten sie sich dem silbernen Mond zu oder

dem Norden, denn der Norden war ihnen heilig. Den Süden hingegen betrachteten sie als die Wohnung Satans. Satan ist nicht Luzifer. Denn Luzifer bedeutet Lichtbringer! Die Katharer hatten einen anderen Namen für ihn: Luzibel. Er war nicht der Böse! Dazu haben ihn die Juden und die Päpstlichen erniedrigt. – Was den Gral anbetrifft, so soll er, wie manche meinen, ein aus Luzifers Krone gefallener Stein gewesen sein. Es hätte also die Kirche, ihn für sich beanspruchend, etwas Luziferisches zu Christlichem gemacht. War der Berg Montségur der Gralsberg, so ist Esdarmonde die Herrin des Grals gewesen. Nach ihrem Tod, der Zerstörung Montségurs und der Ausrottung der Katharer waren Gralsburg und Gral verwaist. Die Kirche, sich sehr wohl bewußt, mit dem Kreuzzug gegen die Albigenser einen Krieg des Kreuzes gegen den Gral geführt zu haben, ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, wieder einmal ein unkirchliches Glaubenssymbol sich aneignen und ihren Zwecken dienstbar machen zu können. Aber nicht genug damit, daß sie den Gral für den Kelch erklärte, darin Jesus seinen Jüngern das Abendmahl gereicht habe, und darin sein Blut auf Golgatha aufgefangen worden sei. Sie ließ sogar das Benediktinerkloster Montserrat, im Süden der Pyrenäen gelegen, den Tempel des Grals sein. Nachdem im Norden der Pyrenäen die Katharer, von den Inquisitoren oft Luziferianer genannt, den luziferischen Stein als Gral gehütet hatten, behaupteten nunmehr, im Süden des gleichen Gebirges, katholische Mönche ihn zu besitzen, machten ihn jedoch zu einer Reliquie, von Jesus, dem Besieger des Höllenfürsten, den Jesusgläubigen überlassen.« – Wir schwiegen beide. Dann fuhr die Gräfin fort: »Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß der Baske Iñigo von Loyola Begründer der Gesellschaft Jesu gewesen ist. Ist Ihnen bekannt, daß Iñigo auf dem Montserrat bei Barcelona die jesuitischen ›Geistlichen Übungen‹, die Organisation des Jesuitenordens und, wenn ich nicht irre, die Verehrung des blutenden Herzens Jesu ersonnen hat? Sie sollten diesen Beziehungen nachgehen …«

Meine Gastgeberin hat mir einige Bücher zum Geschenk gemacht. Ganz besonders freue ich mich über ein deutsches Buch, vor siebzig Jahren erschienen. Es trägt den Titel: »Cäsarius von Heisterbach«. Der Verfasser nennt es einen Beitrag zur Kulturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Vielleicht werde ich meinem nächsten Buch einen Satz aus dem Evangelium Johannis voranstellen, den ich darin gefunden habe: »Sammelt die Brocken, auf daß nichts umkomme!«

Meine Urahnen sind Heiden gewesen, und meine Ahnen waren Ketzer. Zu ihrer Rechtfertigung sammele ich die Brocken, die Rom übriggelassen hat.

Fünfunddreißig Jahre vor Montségurs Sturz, am 15. August des Jahres 1209, dem Tage der Himmelfahrt Maria, ist von den Pilgern des Albigenserkreuzzuges diese Stadt eingenommen worden. Dank Marias Hilfe, wie der Chronist meldet.

Eine lange Belagerung war vorausgegangen und entsetzliche Szenen hatten sich abgespielt, denn die Stadt stand im Zeichen des furchtbarsten Todes: Vor den Toren lagen die »Soldaten Christi«, bereit, die Scheiterhaufen anzuzünden, und innerhalb der Mauern wütete die Pest, verursacht durch die Anhäufung von Mensch und Vieh, durch Wassermangel, Hunger und Wolken von Stechmükken.

Zwei Tage vor dem Fall war ein Abgesandter Roms als Parlamentär vor das Osttor gekommen und hatte den Vizegrafen Raimund-Roger Trencavel, den Herrn von Carcassonne, zu Verhandlungen ins Kreuzzugslager geladen. Der Parlamentär hatte bei Gott dem Allmächtigen geschworen, daß freies Geleit zugesichert sei und gehalten würde. Nach einer kurzen Besprechung mit seinen Baronen und Konsuln entschloß sich Vizegraf Trencavel, der Aufforderung Folge zu leisten. Er hoffte, die Stadt retten zu können. In Begleitung von hundert Rittern begab er sich zum Zelt des Führers der feindlichen Streitkräfte, des Erzabts von Citeaux. Dort wurde er mit seinen Begleitern überrumpelt und eingekerkert. Nur einige Ritter hatte der Erzabt entrinnen lassen, damit sie der Stadt Kunde von der Gefangennahme ihres Fürsten brächten. Am anderen Morgen erwartete der Erzabt Carcassonnes Übergabe. Aber: es wurden die Zugbrücken nicht heruntergelassen, und die Tore blieben verschlossen. Die Kreuzfahrer, eine List argwöhnend, näherten sich mißtrauisch den Mauern. Sie lauschten. Kein Geräusch. Das Osttor wurde eingerannt. Leer die Stadt. Gespenstisch hallten die Tritte der Eindringlinge in den verödeten Gassen. Was war geschehen? Die Belagerten hatten sich durch einen unterirdischen Gang in die Berge gerettet. Nur ein halbes Tausend Greise, Frauen und Kinder, denen die Flucht zu beschwerlich gewesen, fand man in Kellern. Hundert von ihnen, die sich aus Todesfurcht zur katholischen Kirche bekannten, zog man bis auf die Haut aus und ließ sie laufen, »nur in ihre Sünden gekleidet«. Die anderen aber wurden, da sie der Ketzerei nicht abschwören wollten, zum Feuertod verurteilt. Als die Kreuzfahrer in der Kirche Saint-Nazaire einen Dankgottesdienst abhielten, wimmerten die brennenden Ketzer. Es vermischte sich der Weihrauch mit dem Qualm der Scheiterhaufen. Als das Todesröcheln der Opfer verklungen war, las der

Erzabt von Citeaux die »Messe vom Heiligen Geist« und predigte über die Geburt Jesu Christi. Nach dem Gottesdienst wurde der nordfranzösische Ritter Simon von Montfort »unter offensichtlichem Einfluß des Heiligen Geistes« zum weltlichen Herrn des eroberten Landes gewählt, »für den Ruhm Gottes, die Ehre der Kirche und den Untergang der Ketzerei«. Simon von Montfort ließ den Vizegrafen Trencavel vergiften. So siegte in Carcassonne das Kreuz. Auf dem höchsten Turm der Cité wurde es zum Zeichen des Triumphes aufgerichtet …

Schönes und ernstes Carcassonne! Nirgends im Abendland gibt es deinesgleichen. Trutzig wie einst ragen die massigen Mauern deiner Türme und Barbekanen. Und sie sprechen …
Ich stand heute an der *Tour de l'Inquisition:* dem Inquisitionsturm. In ihm ist das Albigenserdrama zu Ende gespielt worden. Hier haben die Inquisitoren diejenigen Verteidiger der Burg Montségur einmauern lassen, die nicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden waren. Vierhundert. Unter den Eingemauerten befand sich auch ein Ritter, der einmal angesichts eines Kreuzes ausgerufen hatte, nie wolle er in diesem Zeichen gerettet werden. Welchem Heilszeichen mag er wohl den Vorrang gegeben haben? Dem Gral?
Ich stand an den *Tours des Visigots:* den Westgotentürmen und stand an der *Tour du Tresor*, dem Schatzturm, ebenfalls aus der Westgotenzeit stammend. Vielleicht hat dieser einmal den Gral in seinem Innern beherbergt, denn der gehörte, wie alte Romanzen künden, zu dem berühmten Gotenschatz, mit dem es eine merkwürdige Bewandtnis hat. Die Römer hatten ihn geraubt. In ihrem Besitz blieb er, bis ihn Westgotenkönig Alarich nach Carcassonne schaffte. Ostgotenkönig Theoderich, also Dietrich von Bern, ließ ihn etwa hundert Jahre später nach Ravenna bringen. Ein Teil des Schatzes blieb jedoch in Carcassonne.
Geheimnisvoller Gral!

Nun ist es Nacht. Schwüle lastet auf Stadt und Land. Über den Pyrenäen zukken Blitze. Man vernimmt leisen Donner. Das Gewitter scheint näher zu kommen. Ein Stern nach dem anderen wird von den jagenden Wolken weggewischt. Glühendheißer Wind, von Süden kommend, macht mich matt. Ich möchte arbeiten und vermag es nicht. Mein Reisen und Suchen kommt mir plötzlich unnütz vor. Ich schelte mich insgeheim einen törichten Schwärmer.

In drei Stunden reise ich weiter. Nach Saint-Germain bei Paris. Ich muß einiges, was ich nun erkannt habe, aufzeichnen, damit es mir nicht verlorengehe:

Erstens: Wolfram von Eschenbach läßt den Namen des Gralssuchers und Gralskönig Parzival »Schneid' mitten durch« (*Percavel:* Schneid' gut) bedeuten. Das altprovenzalische Wort *Trencavel* besagt dasselbe. Wolfram von Eschenbach hat den Carcassonner Vizegrafen Raimund-Roger Trencavel als Parzival besungen!
Zweitens: Trencavels Mutter hieß Adelaide. Sie ist das Vorbild für Wolframs Herzeloyde gewesen. Denn Adelaide war, bevor sie Raimund-Rogers Vater die Hand zum Ehebund reichte, von dem Aragonierkönig *Alfonse le Chaste,* Alfons dem Keuschen, umworben worden. Dieser König *le Chaste* muß für Wolframs »König Kastis«, dem verstorbenen Verlobten Herzeloydes, Vorbild gewesen sein!
Drittens: Adelaide und ihr Sohn waren der Ketzerei ergeben. Sie lehnten das Kreuz als Heilszeichen ab. Der Gral war, diese Erkenntnis habe ich gewonnen, das ketzerische Glaubenssymbol! Er ist, wie Wolfram von Eschenbach mehrmals sagt, von Reinen auf Erden gelassen worden. Damit hat er die Katharer gemeint, denn Katharer heißt verdeutscht Reine!
Viertens: Wolfram von Eschenbach nennt den Gralskönig Anfortas, dessen Leiden Parzival beendet, einen »guotman« und »guoten man«. Es wurden die Katharer von ihren Anhängern und Förderern als Gutmänner oder *Bonshommes* geehrt …!
Fünftens: Wolfram von Eschenbach behauptet, die wahre Sage vom Gral sei aus der Provence, also aus Südfrankreich, nach Deutschland gekommen! Der welsche Dichter Kyot von Provenze habe ihm die Mär vermittelt. Nun weilte um die zwölfte Jahrhundertwende ein Troubadour namens Guiot von Provins am Carcassonner Hof als Gast. Dieser fahrende Sänger ist Wolframs Kyot gewesen und hat, wie es damals gang und gäbe war, dem Hause Trencavel seinen Dank dadurch abgestattet, daß er seine Gastgeber, Adelaide und ihren Sohn Raimund-Roger Trencavel, als Herzeloyde und Parzival besungen, und Wolfram hat die Vorlage von Guiot, seinem Kyot, übernommen.
Sechstens: Adelaide von Carcassonne und ihr Sohn Trencavel waren mit der Gräfin Esclarmonde von Foix nahe verwandt. Diese war als Herrin der Burg Montségur die Herrin der Gralsburg Munsalvatsche! Im Wolframschen »Parzival« ist sie als Repanse de Schoye wiederzufinden, die allein den Gral tragen darf und Parzivals Base ist.
Siebtens: Wolfram von Eschenbach und der Troubadour Guiot von Provins können sich zu Mainz kennengelernt haben, denn beide haben hier zu gleicher Zeit geweilt, anläßlich eines von Friedrich Barbarossa veranstalteten Ritterfestes.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Gestalten des Parzival und der Herzeloyde Schöpfungen des Dichters Kyot-Guiot seien, denn die Mären vom Gral und vom Parzival waren damals ungemein verbreitet und beliebt. Sie lassen überdies auf ein viel höheres Alter als siebenhundert Jahre schließen. Ich sage nur, daß Kyot-Guiot seine Gastgeber als eine Herzeloyde und als einen Parzival besungen hat.
Achtens: Wohl hat Rom die Schriften der Katharer vernichtet, wir besitzen aber in Wolframs »Parzival« eine zweifellos vom Katharertum diktierte Dichtung!

Seit Wochen arbeite ich in der Pariser Nationalbibliothek, denn hier werden die Register der Inquisition aufbewahrt, die über Montségurs tragisches Ende eindeutigen Aufschluß geben können. Nun weiß ich: In jener Palmarumnacht, da Montségur verraten wurde, haben sich vier Ketzerpriester, in Wolltücher gehüllt, heimlich an Seilen vom Gipfel des Burgfelsens in die abgründige Tiefe hinabgelassen, um ihren »Schatz der Kirche« zu retten. Das Vorhaben gelang. Sie konnten das kostbare Gut dem ketzerischen Ritter Pons Arnold übergeben, dem Herrn des Kastells Verdun im Sabarthès.
Sabarthès heißt die Ariègeschlucht westlich des Tabormassivs. Vom Montségur führt ein Maultierpfad dorthin, die *Ronte des Cathares:* Straße der Katharer. Sind der mysteriöse Katharerschatz, von dem die Sage kündet und der nur zu heben ist, wenn die anderen Menschen in der Kirche sind, sowie dieser Schatz der Kirche, der vielleicht der Gral gewesen ist, eins, so muß man im Sabarthès suchen. Bald wird der Frühling kommen, und ich werde wieder ins Land der Albigenser fahren. Diesmal auch ins Sabarthès!

Dank meiner Studien in der *Nationale,* wie die Franzosen ihre Staatsbibliothek kurzweg nennen, habe ich über die Katharer und Troubadoure, die tatsächlich eine einzige »Minnegemeinschaft« gebildet haben müssen, mancherlei Neues und Merkwürdiges erfahren: Der deutsche Zisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach beispielsweise, ihr Zeitgenosse, sagte von ihnen, sie wären gar keine Ketzer gewesen, wenn sie Moses und die Propheten anerkannt hätten; und es habe der albigensische Irrtum so sehr geherrscht, daß er binnen kurzer Zeit an die tausend Städte infiziert hätte; ganz Europa wäre vergiftet worden, hätte nicht das Schwert der Gläubigen ihn zerschmettert. – Es ist also der Kampf der sich rechtgläubig nennenden Christenheit gegen das Katharertum in Wirklichkeit das gewaltsame Sichbreitmachen alttestamentlicher Religiosität und alttestamentlicher Unduldsamkeit gewesen. – Und weiterhin: Vor zwanzig Jahren hat die katholische Universität Löwen die Dissertation des damaligen Lizentiaten der Theologie und Professors am kleinen Seminar zu Hoogstraten, Edmond Broeckx, veröffentlicht – eine Dissertation, die dem Kardinal Mercier zugeeignet ist und den Titel trägt: *Le Catharisme.* Das Katharertum. Darin steht geschrieben, mönchische Askese sei nur von einer sehr geringen Anzahl Ketzer praktiziert worden, und die Asketen hätten die Ausnahme gebildet. (Um Ausnahmen brauche ich mich wohl nicht zu kümmern!) Von manchen Ketzern, so heißt es in der

Dissertation, sei das Metzgergewerbe ausgeübt worden, wie das Beispiel eines Mannes aus Salsigne beweise. Der habe seinen Beruf nicht aufzugeben brauchen. Was das Töten im allgemeinen anbetreffe, so habe ein Vollkommener namens Wilhelm Belibaste den ketzerischen Gläubigen nicht nur erlaubt, Tiere zu töten, sondern auch Katholiken, sobald diese auf Ketzer Jagd machten …! Noch wichtiger war aber eine andere »Entdeckung«, die ich in diesem Buche gemacht habe und die aus einem einzigen Satze besteht. Der Satz lautet: *La secte possédait des écrits et des chants nationaux!* Auf deutsch: Die Sekte besaß nationale Schriften und Lieder!

Diese Schriften und Lieder hat man vernichtet, wie man auch diejenigen ausgerottet hat, die sie einst gehütet hatten. Jenes Gemälde, auf dem der Heilige Dominikus ketzerische Bücher verbrennt, besagt genug. Es hängt am Prado zu Madrid …

Die Gralsmäre, »aus der Provence in deutsches Land« gekommen und von dem Minnedichter Wolfram von Eschenbach im Frankenland »in deutscher Sprache gesungen«, ist eines dieser nationalen Lieder gewesen!

Während Wolfram seinen »Parzival« niederschrieb, verbrannten in der Provence die *peregrini:* Pilger des Albigenserkreuzzuges *innumerabiles cum ingenti gaudio:* Unzählige mit ungeheurer Freude. Dieser furchtbare Satz ist in des Mönchs Vaux-Cernay: »*Hystorica Albigensis.* Albigensergeschichte« zu finden. Dort kann man aber auch von der so viel erfreulicheren Tatsache Kenntnis nehmen, daß »fast alle Barone des Landes Beschützer und Beherberger der Ketzer gewesen sind, diese aufrichtig geliebt und sie gegen Gott und die Kirche verteidigt« haben.

Wolfram von Eschenbach war ein mutiger Mann, sonst hätte er nicht zugestanden, daß die »wahre Mär« provenzalisches Geistesgut sei!

Der Heilige Bernhard von Clairvaux hat einmal gesagt, es habe keine christlicheren Predigten als die der Katharer gegeben, ihre Sitten seien rein gewesen, und ihre Taten hätten mit ihren Worten übereingestimmt. Daß er die Ketzer dennoch auf dem Scheiterhaufen verbrannt haben wollte, sei erwähnt. Nachzuprüfen, ob die Katharer »christliche Predigten« gehalten haben oder nicht, und ob tatsächlich, wie der französische Dominikaner Guiraud im Jahre 1907 behauptete, die ketzerischen Riten mit der Liturgie des Urchristentums übereingestimmt haben, dazu fühle ich mich nicht berufen. Festzustehen scheint aber, daß der Christus der Katharer ein ganz anderer gewesen ist, als der, den wir aus der Bibel kennen. In den Inquisitionsregistern heißt es: *dicunt Christum phantasma fuisse non hominem.* Die albigensischen Ketzer haben also behauptet, Christus sei

Trugbild gewesen, nicht Mensch! Anderenorts fand ich geschrieben, sie hätten von Christus gelehrt, er sei »in den Gestirnen des Himmels festgehalten«. Die Katharer müssen demnach (gleich dem unlängst verstorbenen und so hart bekämpften Arthur Drews) auf dem Standpunkt gestanden haben, daß die Christologie nichts anderes sei als eine aus dem Lauf der Gestirne herausgelesene Astralmythe.
Die Ketzer hätten die Gestirne geliebt, wurde mir neulich von einer greisen Frau gesagt, deren Ahnen Katharer gewesen sind. Sie hat eine Wahrheit ausgesprochen.

Auch das hiesige Schloßmuseum habe ich nun besichtigt. Hier hat vor etwa dreihundert Jahren der sogenannte Hugenottenkönig und König von Frankreich residiert, Heinrich der Vierte, dem Grafenhause Foix entsprossen.
In einem großen Saale stehen die frühgeschichtlichen Funde aus den Pyrenäen. Kaum ein Gegenstand, der ohne Hakenkreuz ist, ohne das uralte Sonnen- und Heilszeichen. Ich denke an Deutschland …

Nun bin ich wieder in Südfrankreich. Cahors ist jene Stadt, wo ich auf meiner ersten Fahrt in das Land der Albigenser und in die Heimat der Troubadoure vom Schnellzug aus eine Brücke sah, die sich breit und hoch über einen Fluß spannte. Weshalb wohl, das frage ich mich in diesem Zusammenhang, nennt sich der Papst Pontifex Maximus: größter Brückenbauer?

Aus dieser Gegend stammte der Troubadour und Vizegraf Raimund, der zur ketzerischen »Dame« Adelaide von Pena in Minne entbrannt war, wieder geminnt wurde, während des Albigenserkrieges vermißt ward und schließlich auf der Burg Montségur seine flüchtige »Dame« wiedergefunden hat. Und, merkwürdiges Zusammentreffen: der deutsche Zisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach, dem wir über die Albigenser so manche Nachricht verdanken, machte um das Jahr 1198 eine Wallfahrt hierher! Vor ihm hatte schon der Heilige Engelbert, weyland Erzbischof von Köln und notorischer Ketzerhasser, diese Wallfahrt unternommen. Zweimal sogar. Mir scheint, es sind in Wirklichkeit Studienreisen gewesen. Einmal konnte Cäsarius zusehen, wie ein spanischer Ketzer verbrannt worden ist. Diese Erfahrung kam ihm zunutze, als man beim Kölner Judenfriedhof Ketzer verbrannte. Davon werde ich ein andermal erzählen.
Cäsarius war Zisterziensermönch. Wie und weshalb er in den Orden eingetreten ist, können wir von ihm selbst hören. »Ich ging einmal mit dem Heisterbacher Abt Gevard nach Köln. Auf dem Weg ermahnte er mich dringend zur Konversion, und er erzählte mir von jener herrlichen Erscheinung in Clairvaux, wie zur Erntezeit, als die Brüder im Tale Garben schnitten, die heilige Gottesgebärerin, ihre Mutter Anna und die Heilige Maria Magdalena vom Gebirge kamen und in leuchtender Klarheit ins Tal herniederstiegen, den Mönchen den Schweiß trockneten und Kühlung zufächelten. Das rührte mich so sehr, daß ich dem Abt versprach, wenn Gott mir überhaupt den Willen geben würde, in kein anderes Kloster einzutreten als in das seine. Ich war damals noch gebunden, weil ich eine Wallfahrt zur Heiligen Maria von Rocamadour gelobt hatte. Als ich diese Wallfahrt nach Ablauf von drei Monaten vollendet hatte, begab ich mich, ohne daß einer meiner Freunde darum wußte, zum Tal des Heiligen Petrus nach Heisterbach …« So ist Cäsarius Mönch geworden. Er schrieb dann seinen berühmten *Dialogus Miraculorum:* Wunderdialog (von römischen Theologen und Historikern für kirchlich gefährlich erklärt, weil er das echte Wunder verdächtige und lächerlich mache), eine *Vita S. Elisabethae landgraviae:* Leben der heiligen

Landgräfin Elisabeth und – *ad petitionem magistri Joannis:* auf Ersuchen des Magisters Johannes, welcher ein *tortor haereticorum:* Folterknecht für Ketzer war – die Schrift *Contra haeresim de Lucifero:* Gegen die Irrlehre von Luzifer.

Ich habe die Bibel vorgenommen und wieder einmal jene Verse im Buch vom Propheten Jesaja durchgelesen, die die Verfluchung Luzifers und seiner Kinder durch Jahwe, den Gott der Juden, verkünden. Da habe ich mich entschlossen, diesem Buch, für das ich reise und denke und schreibe, den Titel »Luzifers Hofgesind« zu geben. Darunter möchte ich jetzt schon diejenigen verstanden wissen, welche, das Recht und das Rechte suchend, ungeachtet der mosaischen zwölf Gebote aus eigener Kraft Recht und Pflicht und Sinn gefunden haben; diejenigen, welche eigenmächtig und stolz nicht vom Berg Sinai Hilfe erwarten, sondern zu einem »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht«, wenn auch unbewußt, gegangen sind, um Hilfe zu holen und den Menschen ihres Blutes zu bringen; diejenigen, welche das Wissen über den Glauben und das Sein über den Schein gestellt haben; nicht zuletzt diejenigen, welche erkannt haben, daß Jahwe nie und nimmer ihre Gottheit sein kann, Jesus von Nazareth nie und nimmer ihr Heiland. Auch in Luzifers Haus sind viele Wohnungen. Mancher Weg und manche Brücke führen zu ihm hin …

Das Sabarthès, in dem ich nun lebe, ist ein wildromantisches Engtal, von gewaltigen Kalkwänden eingeschlossen und durchtost von den Wildwassern der Ariège. Aus der Richtung des Col de Puymorens kommend, eines vielbegangenen Passes, auf dessen Höhe die von Toulouse kommende Straße sich zweiteilt, um ins Katalanische und nach Andorra zu führen, springt dieser kristallklare Fluß talwärts über Felsbrocken, an manchen Stellen herrliche Kaskaden bildend. So erreicht er Ax-les-Thermes. Dieses Thermalbad ist uralt. Schon die Römer heilten in seinen schwefligen Wassern Gebresten. Im Mittelalter suchten die aus Palästina zurückgekehrten Kreuzfahrer ihre von den Strapazen ausgemergelten und aussätzigen Körper darin zu stärken und gesund zu pflegen, lag ihnen doch neben der von der Kirche zugesicherten ewigen Seligkeit auch an einem möglichst langen Leben und an Lebenskraft im Diesseits.
Unterhalb des Ax-les-Thermes sich nordwestwärts wendend, bespült die Ariège, immer noch stürmend und gischtend, die durch eine düstere Schlucht voneinander getrennten Ausläufer des Pic du Saint-Barthelemy und des Pic du Montcalm. Die Dörfer Verdun, Bouan, Ornolac, der Badeort Ussat, das malerische Städtchen Tarascon (nicht zu verwechseln mit dem bekannteren Tarascon an der Rhône) liegen hier und Sabart, ein früher weithin berühmter Wallfahrtsort, der seine Bedeutung erst verloren hat, als im letzten Jahrhundert Lourdes aufblühte. Sabart gab dem Sabarthès den Namen. Sodann eilt die Ariège in nördlicher Richtung zu den Städten Foix, Pamiers und Toulouse, um sich mit der Garonne zu vereinen und der Biskaya zuzuströmen.

Ich bin in der Gegenrichtung die gleiche Straße gegangen, auf welcher der geheimnisvolle »Schatz der Kirche« in der Palmarumnacht des Jahres 1244 von vier wackeren Katharern aus der bedrohten Burg Montségur gerettet wurde.
Die *Route des Cathares:* Straße der Katharer, so heißt der Weg noch heute, beginnt beim Dörfchen Ornolac, wo ich wohne, und steigt auf Umwegen zu dem *Plateau du Lujat* hinauf, einer Art Hochebene auf dem Lujatberg. Dieser, ein Vorposten des Pic du Saint-Barthelemy, stürzt an manchen Stellen senkrecht zum Sabarthès ab. Auf dem Plateau, von dichtem Hagedorngebüsch und unabsehbaren Brombeerhecken bestanden, fand ich ein in den Berg eingebautes Gewölbe. Welchem Zweck es einmal gedient hat, vermag ich nicht anzugeben, denken könnte ich mir aber, daß es eine Art Raststätte für diejenigen Katharer gewesen ist, die vom Sabarthès zum Montségur gewandert sind. Sie bedurften einer sol-

chen Stätte, denn hier beginnt eine grandiose Hochgebirgswelt: Fels und abermals Fels, sich höher und höher türmend bis zum fast dreitausend Meter hohen Gipfel. Bewundernswert, wie fürsorglich und sicher die Straße der Katharer angelegt ist. Oft, wenn ein jäher Abgrund sich öffnet und man am Ende des Weges zu sein glaubt, überlagern kräftige Baumstämme, durch Bohlen vereint, die Tiefe. Wer schwindelfrei und ausdauernd ist, gelangt nach vielstündigem Steigen zum Gipfel des Tabor. So nennen die Pyrenäenbauern den Pic du Saint-Barthelemy. Von droben kann man, wenn nicht die Wolken die Sicht hemmen, in abgründiger Tiefe die burggekrönte Pyramide des Montségurs, des Weges Ziel, erblicken und, in weiter Ferne, die Sierra Maladetta. Auf dem Taborgipfel liegen karge Überbleibsel eines Belis- oder Abelliotempels und einer Wetterwarte. Diese Warte, auf den Resten des Tempels gebaut, wurde von einem Sturm vernichtet. Nur die Grundmauern und einige glattbehauene Steine sind geblieben.
Als ich durch das sogenannte *Val de l'Incant:* Zaubertal nach Montségur weiterwanderte, mußte ich eine gefährliche Viper erschlagen, auf die ich unachtsam getreten war. Sie hatte sich schon zum Biß aufgerichtet.

Von den vielen, teilweise befestigten Sabarthèshöhlen gebe ich zweien den Vorrang: der Lombriveshöhle und der Höhle von Fontanet, auch *Fount Santo:* Heiligenbrunn genannt. Kilometertief bohren sie sich in den Kalkberg ein; wundervolle Tropfsteingebilde schmücken sie; Marmor und Kristall glitzern und funkeln im Schein der Karbidlampe, deren ich mich zu bedienen pflege; Steinplastiken und Zeichnungen, Inschriften und wegweisende Zeichen sind auf den Höhlenwänden zu finden; und aus tiefster Tiefe dröhnt das Gischten unterirdischer Flüsse herauf, die sich beschwerlichen Weg durch den Berg bahnen müssen. Bisweilen hemmt eine gähnende Schlucht den Fluß. Der zaudert ohnehin, damit er nicht menschliches Gebein zermalme: Seit jener Zeit, da man aus Steinen Geräte und Waffen verfertigt hat, gingen hier Menschen für immer schlafen. Die Höhle von Lombrives, die größte und verzweigteste, birgt in ihrem Innern einen riesigen über achtzig Meter hohen Saal: die Kathedrale. Sie ist die gewaltigste der unterirdischen *Gleysos:* Kirchen, wie die Höhlendome der Albigenser heute noch heißen. Die Höhle von Fontanet muß ebenfalls Kulthandlungen der Katharer gesehen haben. Auch sie ist eine *Gleyso,* und in ihr steht der sogenannte Altar, ein Tropfstein von unbeschreiblicher Schönheit. Die hellen Wände des Saales, in welchen die Natur ihn gestellt hat, sind rauchgeschwärzt. Es können die Rauchspuren, in etwa Manneshöhe über dem Boden

beginnend, nur von Fackeln stammen. Damit mag es folgende Bewandtnis gehabt haben: In Höhlen, bei Fackelschein, begingen die provenzalischen Ketzer ihre oberste Weihehandlung, das *Consolament:* die Tröstung.
Auch Wolfram von Eschenbach besingt eine Höhle: Ehe Held Parzival zum Heile des Grals findet, hält er Einkehr bei dem Einsiedler Trevrizent in der Höhle bei der *Fontane la Salvasche.* Von Trevrizent wird er vor einen Altar geführt und mit einem Rock bekleidet, als sei er einer jener Katharer, dem bei seiner Ketzerweihe in Fontanet vor dem Altar ein Rock angelegt worden ist. Die Übereinstimmung ist wohl eindeutig!
Die Höhle von Lombrives kann gleichfalls mit der Gralsmäre in Verbindung gebracht werden. Von ihrer Kathedrale führt eine steinerne Treppe in den zweiten Teil des unheimlichen Labyrinths. Schließlich gähnt eine Hunderte von Metern tiefe Schlucht, überhängt von einem riesigen Felsblock, auf den das tropfende Wasser eine Keule gezaubert hat. Die Bauern halten ihn für das Grabmal des Herakles, und diesen hat Wolfram als einen Propheten des Grals besungen!
So lautet die bäuerliche Sage: In uralten Zeiten herrschte in Lombrives, einem unterirdischen Palast, der König Bebryx. Eines Tages kam Herakles herbei. Er wurde von Bebryx gastlich aufgenommen. Bebryx hatte eine Tochter. Sie hieß Pyrene. Herakles und die Königstochter entbrannten in Liebe zueinander. Sehr bald verließ der abenteuernde Recke wieder König Bebryx' Palast. Es zog ihn in die Ferne. Pyrene aber, ein Kind unter dem Herzen tragend, folgte ihm nach, aus Furcht vor dem Zorn des Vaters und aus Sehnsucht nach dem Geliebten. Die wilden Tiere fielen über die Schutzlose her. Laut rief sie Herakles herbei, damit er ihr beistehe. Der hörte den Hilferuf, kam aber zu spät. Pyrene war tot. Da weinte Herakles laut. Von seinem Jammer dröhnten die Berge, und alle Felsen und Höhlen hallten wider. Dann begrub er Pyrene, die nie vergessen werden kann, denn für alle Zeiten tragen die Pyrenäen ihren Namen.
Drei andere Tropfsteinfelsen an einem See inmitten der Höhle heißen Thron des Bebryx, Bebryx' Grab und Grab der Pyrene. Unablässig rinnt das Wasser darauf, als beweine das Gebirge die tote Königstochter. Daneben hängen von Wand und Decke, versteinert, die Gewänder, die sie in ihrem Leben am liebsten trug, Pyrene soll die Göttin Venus selber gewesen sein.

Von den Sabarthèshöhlen ist eine schöner, größer und geheimnisvoller als die andere. Wollte ich die Erlebnisse erzählen, die ich in ihnen gehabt habe, so müßte ich viele Seiten anfüllen. Nicht selten schwebte ich in Lebensgefahr, doch immer habe ich unversehrt zum beglückenden Tag zurückgefunden. Fast nie

bin ich ohne irgendeinen Fund heimgekommen. Wer das Sabarthès besucht, lasse sich die Funde in Ornolac zeigen. Jene anderen »Funde« aber, die mir besonders am Herzen liegen, kann ich nur selber vorweisen: Zeichnungen und Inschriften. Manche sind uralt, manche stammen aus unserer Zeit. Die jüngste Inschrift mag jene Frage sein, die ein junger Mann gestellt hat: Er fragt Gott, weshalb er ihm das Weib und den Kindern die Mutter genommen habe. – Auch eine andere, aus dem Jahre 1850, fordert Antwort: »Was ist Gott?« – Wieder eine andere besagt: *»Je me cache ici, je suis l'assassin de Maître Labori:* Ich verberge mich hier, ich habe auf den Maître Labori ein Attentat verübt!« Maître Labori war der Verteidiger Emile Zolas, der die berühmten Romane »Rom« und »Lourdes« geschrieben hat und, wenn ich nicht irre, zu Rennes im Jahre 1899 von einem Unbekannten angeschossen worden ist. – Selbst Heinrich der Vierte, Frankreichs Hugenottenkönig, hat im Jahre 1576 seinen Namen der Höhlenwand anvertraut. Vier Jahrzehnte später ist er von dem katholischen Fanatiker Ravaillac hinterrücks ermordet worden. Heinrich war ein Nachkomme Esclarmondes von Foix. Deren unbekannte Grabstätte könnte sehr wohl in der Nähe jener Steingebilde liegen, darunter man Herakles und Pyrene ihren Todesschlaf tun läßt.

Zutiefst beeindruckt haben mich die Zeugen aus der Albigenserzeit. Es sind ihrer viele, aber sie sind schwer zu finden. So habe auch ich ein ganzes Jahr gebraucht, bis ich endlich ein Schiff sah, das vor vielen hundert Jahren ein Katharer mit Kohle auf die Marmorwand in ewiger Höhlennacht gezeichnet hat. Es stellt ein Totenschiff dar, die Sonne dient ihm als Segel, die lebenbringende und allwinterlich wieder auflebende Sonne! – In der Nähe dieser Zeichnung habe ich menschliche Gebeine aus dem Sandboden ausgegraben. Sie waren verkohlt. Deshalb frage ich mich: Sollten die Katharer ihre Toten verbrannt haben? Von Opfern, die durch Roms Inquisitoren auf Scheiterhaufen zu Tode gebracht worden sind, können sie nicht stammen, denn die Asche verbrannter Ketzer pflegte man in die vier Winde zu streuen.

Nicht zuletzt gewahrte ich einen Baum, den Lebensbaum, gleichfalls mit Kohle gezeichnet, und, in einer sehr geheimnisvollen Höhle, die in den Stein gehauene Zeichnung einer Taube, welche das Sinnbild für Gott-Geist ist und das Wappen der Gralsritter gewesen sein soll.

Mit Wehmut packe ich mein Bündel, um das Sabarthès für immer zu verlassen. Auch eine Katze, die mir vor Jahr und Tag zugelaufen und mein steter Begleiter, selbst in den Höhlen, geworden war, muß ich zurücklassen. Sie war mir treu.

Damit strafte sie, ein Tier, jene mittelalterlichen Mönche Lügen, welche die Ketzer ihren Schmähnamen tragen ließen, da diese »falsch« seien, »wie Katzen«. An das Sabarthès werde ich Zeit meines Lebens zurückdenken, an Montségur, die Gralsburg, und an den Gral, der jener Ketzerschatz gewesen sein könnte, von dem ich in den Inquisitionsregistern gelesen habe! Ich gestehe offen, daß ich ihn gern gefunden hätte …

Ich bin kein Bibelexperte und möchte auch keiner sein. Dennoch behaupte ich, daß das Alte und das Neue Testament zwar von verschiedenen »Widergöttern« sprechen, aber ein und denselben meinen. Das Alte Testament verfluchte den »schönen Morgenstern«; das Neue Testament hingegen offenbart in der Apokalypse des Johannes einen bestimmten »König und Engel des Abgrunds«, der »auf Griechisch den Namen Apollyon« habe. Apollyon, Engel des Abgrunds und Fürst dieser Welt, ist der lichte Apoll! Meine Behauptung, daß der alttestamentliche Morgenstern und der neutestamentliche Apollyon eins sind, stützt sich auf die Tatsache, daß im griechischen Raum der Morgenstern Phosphoros (auch dieses Wort bedeutet Lichtbringer) für den ständigen Begleiter, Künder und Vertreter des sonnenhaften Apoll, des höchsten Lichtbringers, angesehen worden ist und daß Apoll selber als das schöne »Gestirn des Morgens«, die Sonne, galt.

Nicht ohne Grund habe ich mir das Pyrenäenstädtchen Mirepoix ausgesucht, um diese Betrachtungen niederzuschreiben. Es liegt vor jenen Höhen, die die Riesenpyramide des Montségurs, des Gralsberges, überragend beherrscht. Zwei Wegstunden sind es bis zum Weiler am Fuße des Burgfelsens. Ich bin wieder oben gewesen. Der Ingenieur aus Bordeaux sucht immer noch das wahre Evangelium des Johannes für seinen Geheimbund. Der Hauptgrund meines Hierseins ist folgender: Mirepoix hieß in vorchristlichen Zeiten Beli Cartha. Lichtstadt soll das bedeutet haben, denn Belis und Abellio waren, wie schon gesagt, hierzulande Namen des lichten Apoll.

Aus dem segenreichen Lande der Hyperboräer, hoch im Norden »jenseits des Nordwindes«, kommt Apoll, Sohn des Allvaters Zeus, einmal im Jahr zum Süden, um dann wieder nach Norden zurückzuziehen auf vorgeschriebener Bahn. Der Tag der Frühlingssonnenwende wurde im Lande der Griechen als höchster Festtag gefeiert. Apoll war die Sonne in ihrem Gesetz des Aufgangs und Niedergangs, wie auch die beherrschende und unwandelbare Lichtnatur schlechthin. Erst spätere Zeiten setzten den Sonnengott Helios, der anfänglich nur auf der Insel Rhodos im kleinasiatischen Meer als Hauptgott verehrt worden war, an Apolls Stelle oder ließen die beiden eins sein. Ursprünglich, und zwar bei den von Norden nach Hellas gekommenen dorischen und jonischen Jägern, Hirten und Ackerbauern, wurde er als der Bringer des Frühlingslichtes nach langer Winternacht, als Schützer der Äcker und Weiden und Herden und Bienen und

alles dessen verehrt, was dem Bauern am Herzen liegt. Es feierten deshalb die Viehzüchter Widderfeste und die Bauern Erntefeste zu seinen Ehren. Sie sangen von ihm, er habe den Winterdrachen Python siegreich erschlagen und flehten den Lichten an, nicht zu lange im Norden bei dem glücklichen Volke der Hyperboräer zu bleiben. – Da Frühling und Sommer die Krankheiten des Winters vertreiben, ließ man ihn den Abwehrer der Übel und Vater des göttlichen Arztes Asklepios sein. Der war ein Wesenteil Apolls. Heiland oder Retter wurden beide genannt. Der Hahn, welcher den lichten Morgen ankündigt, war ihnen heilig. Deshalb wohl sagte Sokrates, ehe er den todbringenden Schierlingsbecher leeren mußte, zu seinen Schülern, sie sollten nicht vergessen, dem Asklepios einen Hahn zu opfern. Auf den Retter Apoll und den Heiland vertrauend, erwartete Sokrates getrost den neuen Morgen …

Außer den Bauern und Hirten war Apoll den Wanderern und Seefahrern vertraut, zog er doch wie diese über die Lande und Meere, die Berge und Inseln, seines Zieles gewiß. Neben dem nordgriechischen Berg Parnaß, wo seine berühmte Tempelstätte Delphi lag, soll er die Insel Delos im Ägäischen Meer am meisten geliebt haben. Dort feierte man am siebenten Tage eines Frühlingsmonats seinen Geburtstag. Die Erde habe gelacht, so melden die Mythen, und es habe der Götterknabe sogleich seine Stimme ertönen lassen: »Eine Zither wäre mir lieb und ein geschweifter Bogen. Ich werde des Zeus unfehlbaren Rat den Menschen verkünden!« – Dann sprang er aus dem Kreis der Göttinnen, die seiner Mutter als Geburtshelferinnen beigestanden hatten, und fuhr über die hohen Wolken dahin, damit er den Menschen das Gottesgesetz verkünde, sie Lieder und das Spiel der Zither lehre. Er ward darum der Gott jener Dichter, für die Dichten und Beten eins sind. Als Apoll zur Welt kam, soll die Erde gelacht haben. Weil sie wußte, daß ihr nun eine Fröhliche Wissenschaft zuteil würde …? Mit Delos war Delphi, in der Landschaft Phokis am Fuße des Parnaßgebirges gelegen, Hauptkultort. In Delphi soll Apoll, ein hellenischer Sigurd-Siegfried, den Drachen des Winters und der Trübe, Python, besiegt und unter einem Stein begraben haben. – Hier, in Delphi, weissagte die Pythia. Sie saß auf einem Dreifuß über einer Erdspalte, welcher kalte und betäubende Dämpfe entstiegen. – Hier rann der kastalische Musenborn und Quell der für die Zwiesprache mit Gott unerläßlichen *Katharsis:* Reinigung. – Und hier beging man im Frühling das Fest der Rückkehr Apolls aus dem Sonnenland der Hyperboräer, welches jenseits des Nordwindes liegen soll …

Wo man Apoll verehrte, vergaß man nicht, seiner Schwester Artemis, hierzulande Belissena genannt, Opfer und Gebet zu weihen. Wie ihr Bruder waltet diese

eines Gestirnes: sie ist des Mondes Gesetz und dessen Lichtnatur. Von der Sonne empfängt der Mond das Licht und geht gleichfalls durch den Tierkreis, nur schneller. Deshalb »jagt« Artemis, auf leisen Sohlen einhergehend, mit ihren Nymphen die Tiere in Feld und Wald. Sie ist aber nicht nur der Tiere Jägerin, sondern auch deren Hegerin. – Als Spenderin des Taus, der in mondhellen Nächten reichlicher fällt, nährt die Göttin neben dem lichten Bruder die Pflanzen. – Die Frauen, deren Monatsfluß der Mondregel unterliegt, stehen unter ihrem besonderen Schutz. Bleibt einer Frau die Regel aus, so kommt Artemis unbemerkt als *Eileithyia:* Geburtshelferin zur Wöchnerin und steht ihr in den Kindsnöten bei. Die Römer, sie als Diana verehrend, sahen deshalb in ihrem Gestirn, dem Mond, das *familiarissime lumen:* trauteste Gestirn. Als Göttin der Geburt ist sie auch Göttin der Fruchtbarkeit. Aber nicht jene wollüstige Hetäre, wie vorderasiatische Sensualität sich die Fruchtbarkeitsgöttin vorstellte. Jungfräulich wartet die Keusche des Geliebten, daß er sie segne und zur Mutter mache, dem höchsten Ziel alles Weiblichen.

Die Griechen kannten auch »eine mütterliche und irdische Artemis«, der Erdmutter Gemeter oder Demeter gleichend. Von ihr kann ich erst erzählen, sobald ich folgendes grundsätzlich festgestellt habe: Das frühe Griechenland betete nicht zu persönlichen »Göttern«, sondern zu Mächten und Kräften, welche in der Überwelt, der Welt und der Unterwelt walten. Zum Großen Vater, zur Großen Mutter … Was Cäsar von den Germanen in seinem »Gallischen Krieg« sagt, daß sie als Götter nur die verehren, durch deren Macht sie offenkundig unterstützt werden: Sonne und Mond und Feuer, das dürfen wir fast wörtlich für die religiösen Vorstellungen des Nordraumes im allgemeinen und die nordisch bestimmten Griechen im besonderen annehmen. Diese glaubten auch, daß die Überwelt von der Sonne, die Welt vom Mond, die Unterwelt vom Feuer verwaltet würde, deren Dreiheit wieder den drei »Geschlechtern« entsprach: dem männlichen, dem weiblichen und dem sächlichen. Sächlich (oder zweigeschlechtlich) dachte man sich das Feuer. Weiblich die Erde und den Mond. Männlich die Sonne und den Himmel. Nun stehen diese Dreiheiten in vielfältiger Beziehung zueinander. Man suchte deshalb die Erscheinung innerhalb der Natur in ein sinnfälliges Gewand zu kleiden und untereinander in Einklang zu bringen. (Ein Beispiel: Vom Himmel, an dem die Sonne steht, zuckt ein Blitz zur Erde und zündet. Es hat also, wie man sehr wohl sagen kann, der Himmel mit der Erde das Feuer gezeugt.)

Ich sprach von der Göttin Artemis, hierzulande Belissena genannt: Sie ist das Mondweib. Vom Sonnenmann, dem der Tag gehört, kann sie des Nachts nie

berührt werden, bleibt also jungfräulich; da sie ihm aber in vieler Beziehung ähnlich ist, hat man sie sich als seine Zwillingsschwester gedacht! Göttliches Weib ist auch das Erdweib, welches vom Sonnenbaum befruchtet werden muß, um die irdischen Wesen gebären zu können, und das die Liebe selber ist, in welcher sie auf den sonnenhaften Gatten wartet. Die Göttin der Liebe habe, so meinten die Griechen, früher am Himmel gehaftet, sei aber ein besonderes Wesen geworden. Daraus läßt sich unschwer die Tatsache erklären, daß man letztendlich aus dem Gottweib mehrere »Göttinnen« werden ließ: die Himmelsmutter Hera, die Jungfrau Artemis, die Geliebte Aphrodite und die Erdmutter Demeter. (Juno, Diana, Venus und Ceres wurden sie von den alten Römern genannt.) Die vielgeschmähte Vielgötterei des Heidentums sieht, »bei Lichte betrachtet«, ganz anders aus. Man hat sie mißverstanden oder, wie ich glaube, mißverstehen wollen!

Um die Blütezeit des Katharertums lebte auf Sizilien ein berühmter Eremit namens Joachim von Flora. Er galt als der beste Kommentator der Johannesapokalypse. Als die Heuschrecken, von denen das neunte Kapitel der Offenbarung spricht, glaubte er die Katharer ansehen zu dürfen, »welche mit der Stärke der Skorpionen aus den bodenlosen Tiefen des Abgrunds hervorkommen«. Sie seien, so wehklagt Joachim, insgeheim der Antichrist selber, ihre Macht werde wachsen, und ihr König sei schon gewählt. Im Griechischen laute sein Name Apollyon …!

Apoll kann kein anderer als Luzifer sein, den die provenzalischen Ketzer Lucibel nannten und dem, wie sie glaubten, Unrecht geschehen war.

Die Katharer haben Luzifers »Sturz« gedeutet als »die unrechtmäßige Verdrängung des erstgeborenen Gottsohnes Luzifer durch den Nazarener«. Manche von ihnen – sie gehörten zu den Ausnahmen – ließen allerdings Luzifer gleich dem verlorenen Sohn des Evangeliums aus Übermut und Stolz von Gottvater abgeirrt sein und glaubten, er werde einstmals am Jüngsten Tag vor dem Allmächtigen auf die Knie fallen und ihn um Verzeihung bitten. Dieser kosmogonische Mythos (etwas anderes sollte er nicht sein), ging davon aus, daß die Welt ein gottferner und leidender Ort sei, der erst dann vollkommen werden könne, wenn ewiger Gott-Geist die Welt, vergänglichen und ungeistigen Stoff, vergeistigt und vergöttlicht und erlöst habe. In solchen Ketzern, die, wie gesagt, die Ausnahme bildeten, hatte der christliche Erlösungsglaube, wenngleich in unrömischem Gewand, seinen schwächenden Einfluß schon bewirkt. Um Ausnahmen brauche ich mich nicht zu kümmern …

Grundstein des kirchlichen Christentums ist die Lehre vom persönlichen Gott und von Jesus, dem menschgewordenen Gottessohn. Hierzu standen die Gottesvorstellungen der Katharer in abgründigem Widerspruch. Sie sagten: Wir Ketzer sind keine Theologen, sondern Philosophen, welche Weisheit und Wahrheit erst suchen. Wir haben schon erkannt, daß Gott Licht und Geist und Kraft ist. Wohl ist die Erde stofflich, sie steht aber in Beziehung zu Gott. Durch Licht und Geist und Kraft. Wie könnten die Welt und wir leben, wenn uns nicht die Sonne Leben gäbe? Wie könnten wir denken und erkennen, wenn nicht Geistiges in uns wirksam wäre? Wie könnten wir Wahrheit und Weisheit, die so schwer zu finden sind, suchen und immer wieder trotz allen Widernissen suchen, wenn nicht Kraft in uns wäre? Gott ist Licht und Geist und Kraft. Er wirkt in uns.
Gott ist Gesetz und hat Gesetze gegeben, für uns aber nicht jene, die Moses, der sich eine Mohrin zum Weibe nahm, vom Gipfel des Berges Sinai den Juden verkündet hat. Unseres Gottes Gesetzbuch ist der gestirnte Himmel und die von mannigfachen Lebewesen erfüllte Erde. Nach immer gleichem Gesetz geht die Sonne ihre Bahn vom Aufgang zum Untergang, durch die zwölf Tierzeichen oder, zwischen Winter und Sommer und Winter, zu ihren vorgeschriebenen Wenden. Verläßt sie des Abends die Menschen, so läßt Gott-Gesetz den Mond und die unzähligen Sterne aufstrahlen, die am Himmel ohne Ausnahme ihren vorgeschriebenen Weg gehen. Wir sagen nicht, daß die Sonne oder eines der Gestirne Gott selber seien. Sie sind Gottkünder und Gottbringer.
Die Gottheit ist mehrfältig, aber es gibt nicht mehrere Götter, wie man zu lehren uns vorwirft. Mit unseren Sinnen erfassen wir nur einen Teil: die Natur. Diese besteht aus uns selber, die wir vergänglicher Stoff sind; aus der tausendfältigen Welt, in der wir unsere Lebensbahn zu gehen haben; aus dem gestirnten Himmel, dem des Tags und dem der Nacht. Die Natur ist nicht Gottvater, also Licht und Geist und Kraft schlechthin. Sie ist Gottsohn, ein Geschöpf des Lichtes, des Geistes und der Kraft. Sie regiert sich allein nach dem von Gottvater gegebenen Gesetz. – Deshalb sei es töricht, so meinten die Katharer, Gottvater um Regen, schönes Wetter, Gesundheit oder um Geld zu bitten, wie viele Christen tun. Es gebe auch keine Wunder, die das Gesetz durchbrechen. Das Gesetz allein sei Wunder genug. Erforsche man es, so könne man selber »Wunder« vollbringen. Ein Arzt (die Katharer waren so berühmte Ärzte, daß sogar katholische Bischöfe sich von ihnen gesundpflegen ließen, um die »wundervolle« Welt noch nicht verlassen zu müssen) könne das Wunder einer Heilung nur dann vollbringen, wenn er die im menschlichen Körper waltenden Gesetze so gut kennt, daß er die gestörte Ordnung wiederherzustellen vermag. Die Natur ist

nicht Gott, sondern göttlich. Sie ist nicht das Licht schlechthin, sondern Lichtbringer. Sie ist nicht Kraft schlechthin, sondern Kraftentfalter. Sie ist nicht Geist schlechthin, sondern sie vermittelt dem in uns von unserer Geburt an wirksamen Geist das Gesetz der Erkenntnis, welche zur Gottschau führt. Das ist die einzige und wahrhafte »Erlösung«. Unser höchster Lichtbringer ist die Sonne. Sie ist der Führer der himmlischen Heerscharen, welche man Engel nennt, die aber nichts anderes sind als die Sterne. Sie alle unterliegen dem auch auf Erden wirksamen Gesetz. Überdies können wir Menschen, wenn wir den Himmel genau absuchen und beobachten, die Gesetze erkennen, die dort droben walten, und also unser Leben so einrichten, daß auch wir selber das göttliche Gesetz nicht durchbrechen, sondern erfüllen. Wir haben Kinder des Lichtbringers Sonne zu sein!

In Mirepoix lebte zur Zeit der Albigenserkreuzzüge der Ritter Mirepoix aus der Sippe Belissen, ein Untertan und Anverwandter des Grafenhauses Foix. Als die Feste Montségur, auf seinem Hoheitsgebiet gelegen, belagert wurde, war er auch deren Burghauptmann. Als die Not am höchsten war, wurde auf seine Anweisung der Schatz der Kirche von vier furchtlosen Katharern in das Sabarthès geschafft. – Ehe Rom und Paris ihre längst geplanten Kreuzzüge gegen das albigensische Land ausgeschickt hatten, war sein Schloß Mirepoix der Sammelplatz höfischen Lebens gewesen: Troubadoure und fahrende Ritter hatten hier jederzeit Gastrecht gehabt und waren nicht weitergezogen, ohne eine ansehnliche Wegzehrung mitbekommen zu haben.

Die meisten Minnesänger waren bitter arm. Viele von ihnen, und nicht die schlechtesten, entstammen dem Volke: Bernhard von Ventadour, um aus vielen Beispielen eines herauszugreifen, war der Sohn eines Backofenheizers. Armut und geringe Herkunft versperrten in keiner Weise den Weg zum Rittertum. Der redegewandte Bauer wurde geadelt, der dichtende Handwerker zum Ritter geschlagen. Wer nicht vornehm von Geburt sei, so steht in einem Lied des Troubadours Arnold von Marveil geschrieben, dem könne desungeachtet vornehme Gesinnung eignen; denn eine Tugend habe allen, Adligen und Bürgern und Handwerkern und Bauern, gemeinsam zu sein: die Ehrenhaftigkeit. Feiglinge und Tölpel seien weder seiner Beachtung, geschweige denn seiner Verse wert – meint der Dichter. Er spricht uns aus dem Herzen.

Viel wurde von einem Troubadour verlangt: Er mußte über »ein ausgezeichnetes Gedächtnis und umfassende Geschichtskenntnisse« verfügen; er mußte die Mythen und Sagen seiner Heimat kennen; außerdem hatte er »heiter und lie-

benswürdig, geistvoll und gewandt, gewinnend durch Gaben des Geistes und des Herzens, ritterlich tapfer in Krieg und Turnier, allem Großen und Guten aufgeschlossen« zu sein. Jeder wahrhafte Troubadour hatte, um mich in der heutigen Gelehrtensprache auszudrücken, über ein »enzyklopädisches Wissen« zu verfügen. Vielleicht steht deshalb der Minnesang unserer Zeit, die nach zusammenfassendem Denken strebt, wieder nahe. – Wohl mögen die Denkformen jenes Zeitalters uns fern liegen. Uneingeschränkt bejahen werden wir jedoch dessen »aufrichtiges Verlangen nach Schönheit der Lebensäußerung, nach Erziehung des Geschmacks, nach künstlerischer Daseinsfreude« und sein »Ideal eines Adels des inneren Menschen«. Das provenzalische Rittertum hatte mit dem zu Recht berüchtigten Feudalrittertum nicht zu tun!
Paris und Rom blicken mit Haß und Neid auf die provenzalische Minnewelt. Die französische Krone, damals auf dem Gipfel ihrer Macht, hatte längst den Anschluß ans Mittelmeer und die Herrschaft über die reichsten Lande des alten Galliens begehrt. Und weshalb der Stuhl Petri? Wie die Katharer, so galten für die römische Kirche auch die Troubadoure (belassen wir noch die seither übliche Unterscheidung) als »Knechte des Teufels, zu ewiger Verdammnis bestimmt«. Oft sind päpstliche Legaten gegen einzelne Troubadoure mit Verboten eingeschritten. Aber es nützte nichts. Nach wie vor wiesen die Minnesänger alle kirchlich-theologischen Vorstellungen und Begriffe, Lehren und Mären brüsk ab. Sie besangen nicht den Gott Jehova oder den Jesus von Nazareth, sondern den Helden Herakles oder – den Gott Amor. Und dieser Gott war der eitlen Roma, die von den Katharern als »Synagoge Satans« und »Basilika des Teufels« abgelehnt wurde, zutiefst verhaßt.
Gott Amor könne, so meint der berühmte Troubadour Peire Cardinal, von einem starken Geist, dem der Glaube das Auge kläre, auf der Welt erblickt werden. Dem sei allerdings so, sang der nicht minder berühmte Peire Vidal, aber der Gott zeige sich nur im Frühling, und um ihn zu erblicken, so heißt es weiter, müsse man in des Gottes Haus, die eben erwachte Natur, gehen. Wie ein Ritter sehe Gott aus, er habe blonde Haare und reite auf einem Zelter, der zur einen Hälfte schwarz wie die Nacht und zur anderen Hälfte blendend weiß sei. Ein Karfunkel am Zügel glänze wie die Sonne! In seinem Gefolge sei auch ein Paladin. Dessen Name sei Treue.
Man solle getreu sein bis zum Tod, so werde Gott die Krone des ewigen Lebens geben, steht in der Bibel geschrieben. Da die Troubadoure für Roms alleinseligmachende Kirche zu den Knechten des Teufels gehört haben, da sie die Treue zum Gott Amor aufs Panier geschrieben hatten, da sie, wie unzählige Beispiele

erkennen lassen, von einer Krone Luzifers wundersame Weisen sangen, so könnte es – wenn wir die biblische Sprache zu der unseren machen – eine luziferische »Krone des ewigen Lebens« gegeben haben, und es könnte, wenn wir den Faden in diesem Sinne weiterspinnen, Gott Amor der Luzifer in höchsteigener Person gewesen sein. Diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn wir den Faden anders knüpfen. Gott Amor ist der Frühlingsgott. Apoll ist es nicht minder. Also sind beide, Amor und Apoll, der Frühlingsgott. Der bringt das Sonnenlicht zurück, ist demnach ein Lichtbringer, ein »Luzifer«. Nach der Offenbarung des Johannes gilt, wie wir gesehen haben, Apollyon-Apoll als der Teufel, und im Glauben der römischen Kirche, die sich dabei auf die Bibel und die Kirchenväter stützt, ist Luzifer der Satan. Infolgedessen ist der Frühlingsgott Apoll-Amor nach kirchlichem Glauben Satan und Teufel. Daraus ergibt sich ohne weiteres der Schluß, daß auch für die Troubadoure, »Knechte des Teufels«, jener Weheruf Joachims von Flora zutrifft, daß sie Antichristen mit Apollyon als König seien.
Fortan brauche ich wohl keine Unterscheidung mehr zu machen zwischen Katharern und Troubadouren, den Hofmeistern unter Luzifers Hofgesind …! Peire Vidal, Sohn ein Toulouser Kürschners und Ritter und Troubadour, läßt den Paladin Treue im Gefolge des Gottes Amor reiten. Treue ist bedingt durch ein Gesetz, das ein äußeres und ein inneres sein kann. Auch die Troubadoure unterstanden einem solchen: dem Minnegesetz. Dessen oberster Satz verkündet, daß Amor mit fleischlicher Liebe nichts zu tun habe. Nun waren aber alle Troubadoure sogenannte *Chantres d'amours:* Sänger der Liebe. Aus dem Dilemma finden wir mühelos heraus, wenn wir die seit Jahrhunderten gebräuchliche deutsche Übersetzung dafür verwenden: Minnesänger. Der provenzalische Amor ist die deutsche Minne! Auch diese hatte ursprünglich mit körperlicher Liebe nichts zu tun, denn sie ist, wie Walter von der Vogelweide sehr wohl wußte, »nicht Mann noch Weib« und hat »nicht Seele noch Leib«. Sie ist Kraft und stärkt den Geist, weil sie die Treue ist. Das ist auch Wolfram von Eschenbachs Meinung: Wahre Minne ist wahre Treue!
Das Gesetz der Minne bestand aus mehreren Sätzen, *Leys d'amors* genannt. Der erste Troubadour soll das Gesetz im Geäst einer heiligen Eiche gefunden haben. Deswegen sei er ein Troubadour: Finder gewesen. Sein Name habe »Heiland« gelautet …

Als die Pilger des Albigenserkreuzzuges (den der jesuitische Historiker Benoist »die gerechteste Sache der Welt« nannte) wegen des versprochenen ewigen Lebens und wegen der zu erwartenden Beute mit Eifer den päpstlichen Auftrag

ausführten und das Land für ein neues Geschlecht vorbereiteten –, sangen die Troubadoure, wie die Treue es verlangte, »im Dienst der bedrohten Fürsten und vertraten deren Politik gegen die Kirche, die Franzosen und die Inquisition der Dominikaner«. Sie sangen – und kämpften. Als die prächtigen Hofburgen ihrer Gönner in Asche lagen, zogen die letzten in die Fremde, über die Pyrenäen oder über die Alpen. – Sie waren fortan Faydits: Vogelfreie. Nun waren ihnen, dem fahrenden Volk, erst recht die Wälder und die Landstraßen Heimat: In Deutschland, Oberitalien und Spanien. Manche sollen bis Island gefunden haben, las ich neulich in dem Buch eines welschen Forschers.

Und der Lichtbringer Apoll, Schutzgott der Dichter und Wanderer, verließ die Seinen nicht in ihrer Not. Zwar war auch er ein Vogelfreier geworden, sogar der Teufel selber. Da er aber nicht der Böse war, wachte er, getreu dem himmlischen Gesetz, über den Wald und die Straßen. Er ließ den Karfunkel am Zaumzeug seines Zelters wie die Sonne scheinen. Starb ein Sänger, so trug er ihn über die Wolken zum »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht«, zum höchsten Norden. Was lag schon daran, daß seine Kinder nicht wie andere Menschen die Städte bewohnen durften und nicht wie andere begraben wurden? In des Lichtbringers Haus ist viel Licht! Mehr Licht als in den Gotteshäusern, Kathedralen und Kirchen, dahinein Luzifer vor lauter dunklen Scheiben, auf denen jüdische Propheten und Apostel oder römische Götter und Heilige gemalt sind, nicht finden konnte und nicht finden wollte. Der Wald war frei!

Sooft Apoll, vom himmlischen Gesetz weggeschickt, den Karfunkelstein nicht leuchten lassen konnte, kam des »Teufels Großmutter«: die »Große Mutter«, welche die Erde ist und des Mondes waltet. Sie gab des Nachts den Vogelfreien Speise von ihrem Wild, dessen Hegerin sie ist, Trank von ihrem Tau, dessen Spenderin sie ist, und wies mit ihren silbernen Strahlen den Weg …

Waren der Teufel und seine Großmutter nicht »zu Hause« oder konnten sie erst später kommen, so sandten sie einen Vertreter und Künder. Luzifer schickte den Morgenstern, die Große Mutter schickte den Abendstern: denselben Stern, der Luzifer oder Venus heißt. Er ist keineswegs von unserem Himmel gefallen!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend und selbst noch in der Nacht ist auf dem Kai und beim Landungssteg reges Leben. Die Zeit vergeht mir im Fluge. Fischer wollten mich zum Fischfang mitnehmen. Bei Sonnenaufgang würden wir zurück sein. Da die See in diesen Tagen hoch geht, rieten sie mir, noch zu warten.
Ich habe einen großen Afrikadampfer ausfahren sehen. Viele Engländer waren an Bord. Man sagte mir, daß das Klima der französischen Mittelmeerküste nicht mehr die Stete und Milde von früher habe und daß die nordafrikanische Küste ihr Rivale geworden sei.
Uralt ist diese Hafenstadt am Fuße der Ostpyrenäen. Schon die Phönizier, Gold in den Bergen der Pyrene schürfend, hatten hier einen wichtigen Handelsplatz. Von den Griechen verdrängt, mußten sie diesen die Vorherrschaft lassen. Portus Veneris: Hafen der Venus, das ist der alte Name.

In grauer Vorzeit sind einmal wikingernde Männer übers Meer gefahren. Sie waren Hellenen, kamen aus ihrer Heimatstadt Argos und landeten in einem — Hafen der Venus. Ihre Fahrt hatte einen bestimmten Zweck: sie wollten aus dem Sonneneiland Aea ein heiliges Widderfell holen: das Goldene Vlies. Viele Abenteuer hatten sie unterdes zu bestehen. So mußten sie mit einem Bebrykerkönig, der alle in sein Land kommenden Fremdlinge zum Faustkampf aufforderte und noch jeden erschlagen hatte, einen harten Strauß ausfechten. Es wurde aber der feindselige König zur Strecke gebracht. Nachdem sie in den Hafen der Venus gelangt waren, durften die Argonauten, wie diese wikingernden Hellenen hießen, das Vlies einer heiligen Eiche entnehmen, in deren Ästen es hing.
Die Argonauten wurden angeführt von dem Thessalier Jason. Der Name bedeutet »Heiland«. Seine zwölf (oder zweiundfünfzig) Gefährten waren des alten Griechenlands Gottsöhne und Helden und Sänger: Herakles, Kastor und Pollux, Orpheus, um nur die berühmtesten Namen zu nennen.
Das argonautische Ziel der Sehnsucht war, wie gesagt, das Goldene Vlies. Es war jenseits eines großen Meeres zu finden: im Norden, denn alte Mythen bekunden, daß die Argo, das Schiff der Argonauten, »mit nordischem Winde« gesegelt sei. Um das gen Mitternacht liegende Sonneneiland zu finden, hatten sie ein Orakelholz in den Bug ihres Schiffes eingesetzt. Entnommen war dieses Holz der dodonischen Eiche, Griechenlands heiligstem Baum.

In meiner Heimat, dem alten Chattenland, legte der von Rom gesandte Bonifatius die Axt an die heilige Eiche zu Geismar. Sie war Thor-Donar geweiht gewesen und war von den Bauern die »Kraft Gottes« genannt worden. Auch zu Dodona, dem höchsten Heiligtum der Hellenen, stand dieser König unter den Bäumen. Aus seinem Raunen im Winde glaubten die alten Griechen den Gott zu sprechen hören. Um auf ihrer Fahrt der trauten Gottesstimme nicht entraten zu müssen, zimmerten die Argonauten eine Planke aus dem dodonischen Eichenholz und setzten sie in den Bug ihres Schiffes Argo ein. Dieses Holz hieß sie, sich nordwärts zu wenden. – Im Nordland, wo die Eiche zu Hause ist, befragte man noch um das Jahr 1000 christlicher Zeitrechnung ein eichenes Orakelholz, dem Gott Thor geweiht: Als die edlen Norweger, in ihrer althergebrachten Freiheit beeinträchtigt, nach dem fernen Island segelten, um dort zu siedeln, warfen sie angesichts der neuen Heimat einen eichenen Hochsitzpfeiler ins Meer. Wo ihr Gott das heilige Holz ans Land trieb, ließen sie sich nieder. – Auch die Troubadoure, die provenzalischen Minnesänger, hatten des Baumes Heiligkeit noch nicht vergessen: Das Wissen um die Minne und den Minnesang, die sogenannten *Leys d'amors:* Minnegesetze, soll der erste Troubadour, der »Heiland«, von einem Adler oder Falken erhalten haben, der auf dem Ast einer goldenen Eiche saß.

Troubadour heißt Finder. Der erste Troubadour fand im Geäst einer Eiche das Gesetz der Minne und des Minnesangs. Die Argonauten, ebenfalls »Finder«, entnahmen, am Ziel ihrer langen Irrfahrt angekommen, einer Eiche das Goldene Vlies. Sie waren gewissermaßen *Chevaliers errants:* umherirrende Ritter gewesen und waren Poeten geworden, denn dieses ursprünglich griechische Wort bedeutet gleichfalls – Finder! Auch Goethe meinte, das Goldene Vlies habe seine Finder zu Dichtern gemacht, denn er läßt seinen Faust, in die klassische Walpurgisnacht eingegangen, bei dem heilkundigen Kentauren Chiron Kunde holen über den »schönen Kreis der Argonauten und alle, die des Dichters Welt erbauten«. Chiron, halb Mensch und halb Roß, antwortet:

Im hehren Argonautenkreise
War jeder brav nach seiner Weise
Und nach der Kraft, die ihn beseelte,
Könnt' er genügen, wo's den andern fehlte.

Wurden die Argonauten von der Kraft der Minne beseelt? Jedenfalls war es Gottsucht – eine Kraft, die Berge »versetzen« und Meere »überschreiten« läßt.

Einer der Argonauten war Herakles. Dieser, so berichtete der griechische Geschichtsschreiber Herodot im fünften vorchristlichen Jahrhundert, sei in zwiefacher Form verehrt worden: als menschlicher Held und als Gott. Vielleicht ist Herakles einmal Mensch gewesen, vielleicht war er, wie eine uralte maltesische Inschrift behauptet, ein »Urführer« der Hellenen und – wurde Gott. Die Mythen von ihm sind das Hohe Lied der alten Griechen auf die Willensstärke und die Erlösung aus eigener Kraft. Der Wille dieses Starken erhob sich gegen das Schicksal, und das Schicksal war sein eigen. Wie die Sonne erhob er, ein »Sonnenheld«, sich über die Nacht der Ruhe und Trägheit, suchte Gott und fand ihn in sich. Deshalb wurde er selber Gott.
Herakles war Rebell: er wollte gleich sein dem Allerhöchsten. Er war aber auch Dulder: geduldig »litt« er das schicksalhafte Gesetz, welches das kosmische All erfüllt und ordnet. So wurde er Olympier. Herakles fand das Goldene Vlies im Sonneneiland Aea. Mittelalterliche Menschen meinten, dieses Vlies, Sinnbild für menschliche Vergottung, sei in Wirklichkeit der »Stein der Weisen« gewesen.
Fand Herakles den Gral, den Stein des Lichts? War er ein hellenischer Parzival? Ich glaube: ja. – Wolfram von Eschenbach läßt den »Heraklius die Steine gekannt« haben. Herakles wußte also auch um jenen aus Luzifers Krone gefallenen Stein, welcher der Gral heißt. In einer altfranzösischen Dichtung ist das Endziel, welchem der den Gral suchende Ritter erfolgreich entgegenstrebt, der Olymp. Herakles ging, so behaupte ich, in die Gralsrunde ein, und Parzival setzte sich an den olympischen Tisch der Götter, damit man ihm Nektar und Ambrosia reiche.

Die Katharer haben, wie ein belgischer Theologe und Historiker nicht zum Nutzen und Frommen seiner Kirche zugab, nationale Schriften und Lieder gehütet und gepflegt. Rom hat alles vernichtet, in der Provence, in der Lombardei, in Deutschland. Es hat jedoch nicht vermocht, die Lieder gänzlich zum Verstummen zu bringen. Luzifers Hofgesind singt noch, wenngleich leise, seine uralten und immer neuen Lieder. Hierzulande sind die Pyrenäenbauern, getreue Erben ihrer Ahnen, der Lieder Bewahrer. In den Bergen und Wäldern, *oun au descoubrit Apollon:* wo man Apoll entdeckt, hören sie aus des Wassers Murmeln und aus der Bäume Rauschen von den alten Göttern, die man zu Götzen und Teufeln gemacht hat, längst verschollene und doch so traute Kunde. In den Liedern und Sagen, vom Vater dem Sohne vererbt und von diesem dem Enkel, hüten sie das kostbare Gut. Nach wie vor wohnt auf den lichtnahen Gipfeln und in der ewigen Nacht von Höhlen die vielfältige Gottheit, die doch nur eine

ist. Noch weben um die Reste uralter Burgen die Manen von Streitern und Helden. Ich kenne schon manches Lied davon:
In den Hafen der Venus sind die Argonauten gefahren: es könnte Port-Vendres gewesen sein. – Einen Bebrykerkönig haben die Dioskuren überwunden; in der Höhle von Lombrives lassen die Sarbathèsbauern ihn begraben sein. – Aus der Provence will Wolfram von Eschenbach die Mär vom Gral erhalten haben; in den provenzalischen Bergen zeigt man die Gralsburg. Herakles sei, so kündet Wolfram, einer der Propheten des Grals gewesen; unweit der pyrenäischen Gralsburg glauben die Bauern von Ornolac den gottgewordenen Recken von seinen Taten ausruhend. – Und, nächst Port-Vendres erinnert das Kap Cerbère an Kerberos, den Höllenwächter; Herakles überwand und band diesen, denn für ihn hatte der Tod keine Schrecken.
Auch die Mythen von den Argonauten und Herakles gehören zu jenen »nationalen Liedern«, die die Katharer einst gehütet haben! Sie sind Reste dessen, was einst hier geblüht hat.

Die Argonauten, hellenische Wikinger, weisen mich nach Norden. Wandere ich von hier gen Mitternacht, so komme ich in meine Heimat. Es haben die Chatten dem Herakles Verehrung gezollt. Eine (lateinische) Altarinschrift bekundet es. Selbst die argonautischen Zwillinge Kastor und Pollux waren ihnen, wie allen Germanen, bekannt. Alcis läßt Tacitus sie dort geheißen haben.

Schiffe laufen ein, legen an, Schiffe liegen vor Anker, laufen aus …
Hier werden Kohlen getrimmt und dort Früchte geladen, hier surren Krane und rasseln Ketten, dort heult eine Sirene, Hafenarbeiter gestikulieren, angetrunkene Matrosen johlen, widerwärtige Weiber kreischen, sentimentale Gassenhauer plärren, Zeitungsverkäufer überschreien einander, Kraftwagen hupen, Straßenbahnen klingeln und – über alles hinweg und in alles hinein dröhnen ehern die Glocken der Kirche Notre-Dame de la Garde.
Der »Muttergottes von der Wacht« anvertraut sich hier jeder Seemann, auch der soeben von einem Buhlmädchen aus einem der schmutzigen Häuser unweit des Hafens entlassene, damit die unbefleckte Jungfrau Maria ihn übers Meer geleite und wohlbehalten zurückkehren lasse. Nur wenige hingegen sind's, die, heimgekommen, ihr Dank wissen – geschweige denn Dank sagen gehen. Die meisten eilen anderswohin …

Einige Jahre nach des Nazareners Jesu Tod auf Golgatha strebte ein Schiff dem Marseiller Hafen zu. Es hatte jüdische, uns aus der Bibel bekannte Flüchtlinge an Bord: Joseph von Arimathia, Maria Magdalena und deren Schwester Martha. Sie sollen, wie kirchliche Legenden behaupten, den Gral mit sich geführt haben. Er sei aber kein Stein gewesen, sondern jene Schüssel, in welcher Jesus am Gründonnerstagabend mit seinen Jüngern das Opferlamm aß, ehe er von Judas Ischarioth an die Häscher verraten wurde. Diese Schüssel habe, so heißt es, am folgenden Tage, dem Karfreitag, eine noch heiligere Verwendung gefunden: in ihr sei auf Golgatha das rinnende Blut des Gekreuzigten aufgefangen worden. Als der Nazarener das »Es ist vollbracht!« gesprochen, das Haupt geneigt und sein Leben beendet habe, sei sein Leib in ein Felsengrab gelegt worden, das Joseph von Arimathia bereitwillig zur Verfügung gestellt worden sei. Deswegen sei Joseph von den Juden in den Kerker geworfen und ohne Nahrung gelassen worden. Aber, o Wunder! Nacht für Nacht sei dem Eingekerkerten ein Engel erschienen und habe ihn aus dem Gral, der gebenedeiten Schüssel, gespeist. Schließlich sei Joseph von Jesus selber befreit und beauftragt worden, die Schüssel in andere Länder zu bringen. Mit Maria Magdalena und Martha habe er sich Gott und dem Meere anvertraut. Und Gott habe gewollt, daß Wogen und Wind ihn nach Marseille brächten. Maria Magdalena soll bis zu ihrem Tod in einer bei Tarascon an der Rhône gelegenen Höhle des Grals gewartet haben. – Andere christliche Legenden behaupten, Pontius Pilatus habe dem

Gral, einen Kelch oder eine Schüssel, dem Joseph von Arimathia für Dienste überlassen, die dieser ihm geleistet hatte; Joseph habe, nachdem er Jesu Blut darin aufgefangen, ihn bis Großbritannien gebracht. Mit Josephs Tod sei der Gralskelch von der Erde verschwunden und wieder erschienen, als der vielbesungene Titurel König war. Diesem sei er samt der Lanze, mit welcher des Gekreuzigten Seite durch den römischen Kriegsknecht Longinus geöffnet worden war, zur Hut anvertraut worden. Titurel baute, so heißt es weiter, für die Reliquien, vor allem für den Gral, eine Burg von unvergleichlicher Pracht und Schönheit. Das Benediktinerkloster Montserrat bei Barcelona im Katalanischen will diese Burg gewesen sein – war es aber nicht.
Die Kirche hat, ihrer Taktik entsprechend, den Mythus vom Gral in jüdischem und christlichem Sinne umgedeutet!

Vor zweitausendzweihundertundsiebzig Jahren lag hier, im Hafen der hellenischen Kolonialstadt Massilia, ein Schiff, unansehnlich und doch seetüchtig. Welchen Namen es trug, wissen wir nicht. Bekannt ist uns aber, daß der Schiffsherr Pytheas hieß und Gelehrter war: Geograph, Mathematiker und Astronom. Pytheas wollte in den Ozean fahren und ins Land der fernsten Mitternacht, zum hohen Norden.
Als das Schifflein mit allem versehen war, dessen die Besatzung für die lange und beschwerliche Reise bedurfte, hat der Schiffsherr, ehe er an Deck ging und die Segel hissen ließ, seinem Gott geopfert. Er hat dem pythischen Apoll gehuldigt, jenem Strahlenden, der den Drachen Pytho überwunden hatte, und dem zu Ehren er, der massiliotische Forscher, sich Pytheas nannte. Er könnte aber auch nach dem heutigen Monako gewallfahrtet sein, wo damals ein Tempel des Herakles Monoikos stand – ein Tempel, in welchem dem Herakles allein Verehrung gezollt werden durfte. Herakles galt als Schutzgott auch für Nordlandfahrer. Als einstmals dieser Recke, einer der Argonauten, auf dem Schiff Argo übers Meer gefahren war, um das Goldene Vlies aus dem Sonnenland Aea zu holen, war er, wie die ältesten Mythen bekunden, »nach Norden zu« gesegelt; als er allein seinen abenteuerlichen Lebens- und Vergottungsweg ging, da gelangte er »in rauhe Länder«, wo er lange Gast des Königs Bretannos war. Er hat demnach in Britannien geweilt.
Hat Pytheas sich dem Herakles im Gebet anvertraut, so benachteiligte er den lichten Apoll keineswegs, denn Herakles, Apolls Halbbruder, war apollinischer Himmlischer: Er und Jason und Argonauten, alles Gottessöhne und »Heilande«, hatten am Meeresstrand, bevor sie sich auf die Argo begaben, Apolls Schutz

und Geleit erfleht. Also hatte das Gebet gelautet, das Jason für den gesamten Argonautenkreis sprach: »Laß mich, o Herr, zu leidlosem Geschick die Taue gemäß deiner Weisheit lichten! Ein freundlicher Wind möge uns wehen, mit dem wir heiter über die Flut dahinziehen!« - Pytheas dürfte ähnlich gebetet haben.

Über Pytheas von Marseille und seine Nordlandfahrt, welche »unter die bedeutendsten Großtaten geographischer Forschung einzureihen« ist, und die Insel Thule haben sich schon viele den Kopf zerbrochen. Des Pytheas Schriften, die eine sorgfältige Schilderung seiner Fahrt enthalten haben müssen, sind uns verlorengegangen. Dieser Verlust ist deshalb so bedauerlich, weil Pytheas der einzige Hellene war, von dem wir bestimmt wissen, daß er das alte Hauptgewinnungsgebiet des Bernsteins in der Deutschen Bucht (Elbe- und Eidermündung) selber aufgesucht hat – und weil er den für jene Zeit unerhörten Versuch unternommen hat, von der Nordspitze Schottlands aus einen kühnen Vorstoß in das unbekannte Nordmeer, den Nordatlantik, zu unternehmen. Was des Pytheas Forschungsreise besonders bedeutsam macht, »ist der Wagemut, ohne Kompaß die offenen nordischen Meere zu befahren, in denen Wolken und Nebel so oft auch die Orientierungsmittel der Sonne und der Sterne verschwinden lassen«. Schließlich drang er im Norden zu einer fernen Insel vor, die er Thule nannte und die seither als Grenze der bewohnten Erde, als »*ultima Thule:* äußerstes Thule« eine geheimnisvolle Berühmtheit erlangt hat.
Obgleich uns des Pytheas Reiseberichte nicht überkommen sind, können wir aus dem Für und Wider in der »Geographia« des griechischen Geographen Strabo folgende Originalstellen ahnen: »Thule liegt von Britannien eine Sechstagefahrt nach Norden entfernt, nahe dem geronnenen Meer; dort ist der Sommerwendekreis derselbe wie der Winterwendekreis; für diejenigen, die nahe der Eiszone wohnen, ist der Mangel an eßbaren Früchten und Tieren völlig oder sehr groß, und sie nähren sich von Hirse und anderen Gemüsen, Früchten und Wurzeln. Wo Getreide und Honig gedeiht, bereitet man sich daraus ein Getränk; das Getreide dreschen sie, da sie reine Sonnenstrahlen nicht haben, in großen Häusern (Scheunen), wohin sie die Ähren zusammenbringen, denn Trennen ist wegen der Sonnenlosigkeit und der Regengüsse nutzlos.« – In des Altrömers Plinius »Naturgeschichte« heißt es, das äußerste Land, das man kenne, sei Thule, wo es zur Zeit der Sonnenwende, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, keine Nächte gebe, dagegen nur wenige Tage zur Winterszeit. – Bei Geminos aus Rhodos (er verfaßte das Werk »Astronomische Elemente«) steht geschrie-

ben: »Bis in jene Gegenden scheint auch Pytheas aus Massilia gekommen zu sein, wenigstens sagt er in der von ihm verfaßten Schrift über den Ozean: ›Die Barbaren zeigten uns den Ort, wo die Sonne zur Rüste geht. Es traf sich nämlich gerade, daß die Nacht in diesen Gegenden ganz kurz war, an einigen Stellen zwei, an anderen drei Stunden, so daß die Sonne nur kurze Zeit nach ihrem Untergang wieder anfing‹ …« – Hinzu kommt noch bei dem Altrömer Pomponius Mela eine bemerkenswerte Stelle, die vielleicht auch auf Pytheas zurückgeht: »Um die Zeit der Sommersonnenwende gibt es dort gar keine Nächte, weil die Sonne da schon deutlicher hervortritt und nicht mehr den Widerschein zeigt, sondern den größten Teil ihrer Selbst.« – Dieser Bericht ist die älteste Erwähnung der Mitternachtssonne und muß von einem Menschen, der dieses Naturwunders ansichtig geworden ist, geprägt worden sein. Pomponius Mela war nicht im Norden. Geht sein Bericht, wie anzunehmen ist, auf die Schriften des Pytheas zurück, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der massiliotische Seefahrer im astronomischen Sommeranfang bis fast zur Höhe des Polarkreises vorgedrungen ist. Dieser lag vor zweitausendzweihundert Jahren auf einer Breite von sechsundsechzig Grad, fünfzehn Minuten und zweiundzwanzig Sekunden. Wenn Pytheas, wie wir dank Geminos aus Rhodos wissen, an einen Punkt gekommen ist, wo die Sonne zwei und drei Stunden nach ihrem Untergang wieder aufging, so können wir die Breitegrade für das Jahr 350 vorchristlicher Jahrzählungen errechnen: vierundsechzig Grad und neununddreißig Minuten, beziehungsweise dreiundsechzig Grad und neununddreißig Minuten. Südisland und Mittelnorwegen liegen auf dieser Breite. Dieses oder jenes müssen Thule gewesen sein …
Seine Nordlandfahrt hatte Pytheas wahrscheinlich im dreihundertvierunddreißigsten Jahre vor des Nazareners Jesus Geburt angetreten. Bei der Heimkehr lief das Schiff, das ihn ins Land der Hyperboräer getragen hatte, von den Säulen des Herakles kommend, wieder in den Marseiller Hafen ein.

Mir ahnt: Pytheas war gen Norden gefahren, weil Wissensdurst ihn dorthin getrieben hatte. Er wußte bereits: Daß die Erde eine Kugel ist; daß die Planeten um die Sonne kreisen; daß im Norden ein Pol liegt, daß dem Pol wie der Sonne, die die Planeten im Banne hält, Anziehungskraft eignet.
Pytheas war gen Mitternacht gefahren, weil auch Gottsucht ihn dorthin gewiesen hatte. Er glaubte: Daß der Pol insofern weise und apollinisch sei, als er in sich selbst ruhe; daß Pol und Sonne, welche ja Apoll ist, der gleichen Anzie-

hungskraft inne seien, die auch die Menschen nimmer von Gott loskommen läßt; daß Apoll im Lande des Pols, im hohen Norden bei dem glücklichen Volk der Hyperboräer, seine wahre Heimat habe.
Mich dünkt: Der Gott, zu welchem Pytheas vor Beginn seiner Nordlandreise gebetet hatte, war doch der hyperboräische Apoll selber! Er betete zu diesem göttlichen Lichten, der einmal im Jahr von Delphi, seinem Lieblingsplatz im hellenischen Raum, sich zum Land der Hyperboräer in einem von Schwänen gezogenen Nachen oder Wagen begab. Weilte Apoll im Norden, dann dichteten die Delphier, des fernen Gottes süchtig, Päane: sie stellten Knabenchöre um jenen heiligen Dreifuß, von wo die Pythia ihre Orakel sprechen mußte, und flehten den Gott an, er möge wiederkommen. Der kam jedesmal wieder. Nur zog es ihn jahraus, jahrein erneut zum Norden, dem Ort seines Ursprungs.

Puigcerda im Katalanischen

Mit Bekannten, die hier beruflich zu tun haben, fuhr ich im Wagen herauf. Ich bin allein und warte unter Lauben am pittoresken Marktplatz des Städtchens. Geputzte Frauen, ernst dreinschauende Grenzwächter, fette Marktweiber, abgeschaffte schlichte Bauern aus Andorra, hochbepackte Maulesel beleben das ohnehin bunte und lebhafte Bild. An einem Nebentisch wird von satt aussehenden Bürgern die Belotte gespielt. Es gibt Streit. Einer wirft dem andern Lüge vor.

In Wolfram von Eschenbachs »Parzival« sagt irgendwer: »Herr, nicht bin ich einer, der lügen kann!« – Es war ein Reiner, wie die Katharer Reine gewesen sind. Diese lehrten, es gäbe zwei Haupt»sünden«: die Herzenshärte, welche das Gegenteil von Mitleiden – nicht von Mitleid! – ist, und die Lüge …

Ein Schnellzug braust über die Hochebene der Cerdagne. Er kommt von Toulouse und fährt nach Barcelona. In der Nähe des Klosterberges Montserrat wird er vorbeikommen, nachdem er Katalonien durchquert hat. Katalonien war einmal das Land von Goten und Alanen. Es sollte vorerst seinen Namen nicht tragen.

Die Gräfin P. hat recht: Auf dem Montserrat ist der Gral nie gehütet worden, und es haben die Jesuiten nie und nimmer der Gralsritterschaft gepflogen. Denn sie waren der Lüge Meister! Schon der Heilige Iñigo de Loyola, des Jesuitenordens Gründer, hatte seinen Schülern empfohlen, im Umgang mit Großen und Vornehmen deren Vertrauen durch Anpassung an die Naturanlage eines jeden zu gewinnen und deshalb stets Schmeicheleien anzuwenden. Als getreuer Jünger Iñigos hat später ein Pater Gracián, Rektor des Jesuitenkollegs von Tarragona, in seinem »Handorakel« genau dargelegt, wie sich jeder Gesellschafter Jesu *Ad Majorem Dei Gloriam,* zur höheren Ehre Gottes, verhalten müsse: »Was Gunst erwirbt, selbst verrichten, was Ungunst – durch andere; mit der fremden Angelegenheit auftreten, um mit der seinen abzuziehen; die menschlichen Mittel anwenden, wie wenn es keine göttlichen, und die göttlichen, wie wenn es keine menschlichen gäbe; das Nein durch eine gute Art versüßen; sich mehr auf die Krücke der Zeit als auf die eiserne Keule des Herkules verlassen; den glücklichen Ausgang im Auge behalten, da der Sieger keine Rechenschaft abzulegen braucht; nichts rundweg abschlagen, damit die Abhängigkeit des Bittstellers weiter andauere; nie Gelegenheit geben, daß einer uns ganz auf den Grund komme; ohne zu lügen, doch nicht alle Wahrheit sagen …«

Nie ist der Gral auf dem Montserrat gehütet worden! Niemals …!

Während neben mir spanische Spießer Karten spielen und Absinth trinken, muß ich an den Toren Don Quichote denken, der auf seinem Klepper Rocinante durch Spanien ritt und zum Gespött der Menschen geworden ist. Er wollte das versunkene Rittertum in seinem Vaterland wieder zu Ehren bringen. Dieser Tor! So viele Ritterbücher hatte er schon gelesen, daß sie »ihm den Hirnkasten verbrannt« hatten. Hätte er aber, so glaube ich, ein bestimmtes Gedicht des damals schon fast vergessenen Troubadours und Ritters Peire Cardinal gelesen oder vernommen, so hätte er seine rostige Ritterrüstung nicht aus dem Speichergerümpel hervorgeholt, hätte die Rüstung nicht mit Pappendeckel ergänzt und wäre nicht im Gewand einer vergangenen Zeit auf Abenteuer ausgeritten:

Laß dich begraben, Ritterschaft,
und daß kein Wort dich künde mehr!
Verhöhnt bist du und ohne Ehr',
kein Toter hat so wenig Kraft,
du wirst geknetet und verpfafft,
der König hebt dein Erbe auf,
und all dein Reich ist Trug und Kauf,
und also wirst du abgeschafft!

Wir werden einen Tag länger hier bleiben, als beabsichtigt war. Ich bin nicht unzufrieden darüber.

Spaniens Erde sah noch einen anderen »Ritter«, einen Basken von Geburt, dessen ich gedenken muß. Er gehörte nicht zu Luzifers Hofgesind. Als junger Mann ritt er ein Roß. In späteren Jahren gab er jedoch einem Maulesel den Vorzug, weil auch Jesus von Nazareth, der Juden »König«, auf einer Eselin in die Stadt Davids eingeritten ist. Der Ritter hieß Iñigo von Loyola. Er gründete gegen Luzifers Hofgesind, das nicht ausgerottete, die heute noch bestehende »Gesellschaft Jesu« …
In der Zeit, da Don Quichote auf dem Rücken seines Rosses Rocinante durch das spanische Land geritten sein könnte, durfte Page Iñigo de Loyola der spanischen Königin Germana, Gattin Ferdinands des Katholischen, bei Tische kniend den Becher reichen, ihr beim Weggehen den Mantel tragen und mit der Kerze voranleuchten. Germana, eine französische Prinzessin Foix (die Grafen Foix waren in gerader Linie ausgestorben, und den Titel Foix hatte der französische König einem nordfranzösischen Feudalgeschlecht verliehen) und des verwitwe-

ten Ferdinand zweite Gattin. Die erste hatte man, wie es deren letzter Wunsch gewesen, in eine grobe Franziskanerkutte gehüllt und ohne Feierlichkeit beigesetzt. Kaum ein Jahr später war Germana in Valencia eingetroffen, mit einer Flotte von dreißig Schiffen, beladen mit Kleidern, Schuhen, Hauben, Wäschestücken, Parfüms und Schönheitsmitteln. – »Eigens für sie mußten aus Sevilla die seltensten Fische, Vögel, Früchte, Gewürze und Weine herbeigeschafft werden. Bei Hof und in den Häusern der Granden folgte ein Bankett auf das andere, wobei stets die ungeheuerlichsten Mengen von Lebensmitteln verschlungen wurden; mehr als einmal geschah es, daß Teilnehmer an dem Übermaß der genossenen Speisen und Getränke starben.

Nur eine Gestalt blieb über dieses tolle Treiben am Hofe der neuen Königin erhaben und ragte darüber hinaus wie ein einsamer Zeuge des strengen alten Geistes. Es war der hagere Mönch Francisco Ximenez de Cisneros, Primas von Spanien, Großinquisitor und königlicher Kanzler …

Der Page Iñigo de Loyola war damals vierzehn Jahre alt. Umgeben von einer Stimmung maßlosen Ehrgeizes wandten sich die ersten Liebesregungen des heranwachsenden Knaben der Königin zu. So wurde für ihn die Liebe gleichbedeutend mit höfischer Dienstbeflissenheit, verbanden sich seine Phantasien vom Weibe mit der eitlen Sehnsucht, sich vor der Herrscherin auszuzeichnen und ihre Gunst zu erringen. Als er dann zum Ritter geschlagen worden war und sich nach der allgemeinen Gepflogenheit eine »Herzensdame« wählen sollte, erkor er hierzu die Königin. Bei Festlichkeiten und Turnieren trug er nun ihre Farben, und der höchste Lohn, den er sich erhoffen konnte, war ein Spitzentuch, von ihrer Hand dem Sieger in die Reitbahn geworfen. Wenn er ihr jetzt begegnete, achtete er sorgfältig darauf, die Mütze nicht zu ziehen, denn nach den Formen des höfischen Minnedienstes galt dieser Verstoß gegen das Zeremoniell als Zeichen der höchsten verwirrten Anbetung. Entsprang somit seine Liebe weniger einer echten sinnlichen Leidenschaft als vielmehr dem eitlen Streben, sich der höchsten Frau bemerkbar zu machen, so verstand er es, diese romantische Anbetung einer unerreichbaren »Herzensdame« mit völliger Mißachtung für die Ehre jener Frauen zu verbinden, die er zu Opfern seiner Ausschweifungen machte. Denn Iñigo war ebenso wie die anderen jungen Ritter seiner Zeit in bedenkliche Abenteuer verstrickt und jagte den derbsten fleischlichen Genüssen nach. Wie wenig er sich als Jüngling durch Lauterkeit auszeichnete, geht deutlich aus seinen eigenen Geständnissen hervor. Viele Jahrzehnte später hat er, damals schon General des Jesuitenordens, einem seiner Mitbrüder reumütig erzählt, er habe sich als junger Ritter nicht geschämt, einen Diebstahl zu begehen und dann

zuzusehen, wie ein Unschuldiger an seiner Statt bestraft wurde. Zu jener Zeit, als Iñigo am spanischen Königshofe weilte, hatten die Ritter, inmitten eines müßigen Lebens in der Umgebung des Herrschers, die männliche Tapferkeit und stolze Würde ihrer Vorfahren eingebüßt. So war denn auch in dem Junker von Loyola die Fehdelust tapferer Ahnen zu einer billigen Freude an allerlei Bubenstreichen gegen wehrlose Bürger und Bürgersfrauen verkümmert. Alle diese jungen Ritter waren schroff und hochfahrend, wenn sie es mit Untergebenen zu tun hatten, von kriegerischer Demut gegen Herrscher und bevorzugte Günstlinge, untereinander aber von einer lächerlichen zeremoniellen Höflichkeit. Dieser eitlen Lebensweise und diesen armseligen Idealen Iñigos entsprang auch eine ganz einseitige, oberflächliche Bildung. Wohl hatte er lesen gelernt, aber seine Lektüre waren allein jene Ritterromane und Zaubergeschichten, die damals allgemein Begeisterung erregten. Noch war nicht viel Zeit seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vergangen, und diese große Errungenschaft diente zunächst fast nur dazu, in allen Schichten und Ständen Ritterromane zu verbreiten. Es war jene Epoche, aus der bald darauf die großartige Travestie des Cervantes, der »Don Quichote«, hervorgehen sollte.
Auch Iñigo vergrub sich nächtelang in den *»Tirant lo Blanch«,* des Juan Martorell und in den »Ritter Gotterbarm von Montalban«; den größten Eindruck aber machten ihm die Abenteuer des »Ritters vom grünen Schwert«, Amadis de Gaula. Die wunderbaren Taten dieses Helden hielten damals ganz Spanien in Atem und nahmen auch Iñigos Interesse vollständig gefangen.
Seine Tage verbrachte der junge Ritter mit spielerischen Waffenübungen, mit Jagden, galantem Frauengetändel, wüsten Zechgelagen und brutalen Raufhändeln. Ein amtliches Dokument aus jener Zeit, die Eingabe des Corregidors von Guipuzcoa an das bischöfliche Gericht in Pamplona vom Jahre 1515, hat uns das Bild des Ritters Iñigo von Loyola aufbewahrt. Keck und herausfordernd, in Lederkoller und Panzer, mit Degen und Pistole bewaffnet, das lange Haar unter der kleinen samtenen Rittermütze hervorwallend, so wird er in diesem Schriftstück geschildert; seinen Charakter aber bezeichnet der Ritter als »hinterlistig, gewalttätig und rachsüchtig …«
Ich habe Loyolas Werdegang dem Buch »Macht und Geheimnis der Jesuiten« Von René Fülöp-Miller auszugsweise nacherzählt. Wie Iñigo sehr bald infolge eines Hofklatsches in Ungunst fiel und den königlichen Hof verlassen mußte, braucht nicht berichtet zu werden. – Jahre vergingen. »Eines Nachts erhob Iñigo sich von seinem Lager, kniete vor dem Muttergottesbild in der Zimmerecke nieder und gelobte, fortan als treuer Soldat unter der königlichen Fahne Christi

(es müßte besser ›Jesu‹ heißen) dienen zu wollen. Wenn er sich entschlossen hatte, auf den Glanz dieser Welt zu verzichten, so stand sowohl seine ›Umkehr‹ als auch jeder weitere Versuch zu einem neuen Lebenswandel durchaus im Banne ritterlicher Vorstellungen. Gleich einem Kreuzfahrer ließ er sich von seinen Geschwistern, Dienern und dem übrigen Hofgesinde bis zur ersten Station das Geleite geben. Dann bestieg er sein Maultier und schlug den Weg nach dem Berge Montserrat ein.

Unterwegs traf er mit einem ›Morisco‹, einem getauften Araber, zusammen und geriet mit ihm in ein Gespräch über die Jungfrau Maria. Der Mohr bekannte sich zu dem Glauben an die jungfräuliche Empfängnis der Gottesmutter, bestritt aber, daß diese Jungfernschaft Mariens auch nach der Geburt Christi fortgedauert habe. Diese Ansicht empfand Iñigo als eine Beleidigung seiner neuen ›Herzensdame‹, und er stellte nach Ritterart den Morisco in heftigen Worten zur Rede. Dieser ahnte Unheil und ritt schleunigst von dannen, während Iñigo überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, dem Lästerer nachzueilen und ihn zu töten. Es war nicht sein Gewissen und seine innerste Empfindung, durch die er diesen Zweifel beendete. Nach einem alten Junkeraberglauben überließ er die Entscheidung vielmehr einem äußeren ›Zeichen‹, in diesem Falle dem Willen seines Maulesels. Er gab ihm die Zügel frei, und nur der Umstand, daß das Tier es verschmähte, dem Morisco nachzutraben, hatte dieser getaufte Heide sein Leben zu verdanken. So begann Iñigos Dienst als ›Streiter für das himmlische Reich‹ mit einer ganz im Geiste weltlichen Rittertums stehenden Handlung, und ähnlich vollzog sich auch seine geistliche ›Ritterweihe‹. Hierzu hatte er sich den Berg Montserrat, den Ort der sagenhaften Gralsburg auserkoren. Nachdem er mit einem Bettler das Gewand getauscht hatte, leistete er vor dem Bild der Mutter Gottes auf dem Montserrat die ›Nachtwache‹, genau nach der Schilderung einer solchen Zeremonie im Buche ›Amadis de Gaula‹ (jenem berühmten spanischen Ritterroman). Dann schritt er am nächsten Morgen, angetan mit dem neuen Rittergewand des Gottesstreiters, einem armseligen Bettlerrock, einer Kürbisflasche und einem Pilgerstab, von dem Berge herab, um zur Eroberung des himmlischen Reiches auszuziehen. Er wandte sich nach dem Ort Manresa und wählte sich dort eine am Fuße eines Felsens gelegene feuchte Höhle zum Aufenthaltsort, in der er sich fortan den strengsten Bußübungen unterzog. Sieben Stunden täglich betete er auf den Knien liegend, und die kurze Zeit des Schlafes verbrachte er auf dem feuchten Boden, mit einem Stein oder einem Stück Holz an Stelle des Kopfkissens. Oft fastete er drei bis vier Tage lang, und wenn er etwas aß, waren es die härtesten und schwärzesten Stücke Brot oder einige Kräuter, die er zuvor durch

Aufstreuen von Asche noch ungenießbarer gemacht hatte. Dennoch gelang es ihm nicht, von den Bettlern als ihresgleichen angesehen zu werden; diese verspotteten ihn vielmehr, wenn er in einer armseligen Kutte, den Brotsack über der Schulter und einen großen Rosenkranz um den Hals, unter sie trat. Die Gassenjungen wiesen mit den Fingern nach ihm, lachten und riefen ihm das spöttische Wort ›Vater Sack‹ nach. Täglich geißelte er sich heftig, nicht selten schlug er sich die Brust mit einem Stein wund, und einmal trieb er es so weit, daß er schwerkrank wurde und ohnmächtig in das Haus einer Gönnerin gebracht werden mußte. Die herbeigerufenen Ärzte gaben ihn auf, und schon baten einige fromme Frauen die Herrin des Hauses, sie möge ihnen einige Kleidungsstücke Iñigos als Reliquien schenken. Diese wollte ihrem Wunsche entsprechen und öffnete Iñigos Schrank, um die Kleider des Totgeglaubten herauszusuchen; alsbald jedoch fuhr sie erschrocken zurück, denn in dem Spind hingen, fein säuberlich nebeneinander geordnet, die furchtbarsten Mortifikationswerkzeuge: aus Draht geflochtene Bußgürtel, schwere Ketten, in Kreuzform aneinandergereihte Nägel und ein mit eisernen Dornen durchwebtes Unterkleid. Das alles hatte Iñigo auf seinem Leibe getragen!«

Da Fülöp-Millers Buch, dem ich diese Betrachtungen über Loyolas Leben und Wirken entnehme, laut einer Besprechung des bekannten Jesuitenpaters Friedrich Muckermann »von einem Zug größter Hochachtung durchwoben« ist, und da der Jesuitenorden »mit dieser Darstellung zufrieden sein muß«, kann ich weiter nacherzählen: »Auf der Treppe der Kirche von Manresa vermeinte Iñigo ›ein höheres Licht‹ wahrzunehmen, das ihm zeigte, ›wie Gott die Welt geschaffen hatte‹. Dann erlebte er das ›katholische Dogma, und zwar so klar, daß er sich getraut hätte, für die Lehren zu sterben, die er solcherart gesehen‹. Aber es fehlte auch nicht an den sonderbarsten Visionen. So erschien ihm eines Tages ›etwas Weißes wie drei Tasten eines Clavichords oder einer Orgel‹, und er war sofort überzeugt, dies sei die Heilige Dreieinigkeit. In der Erscheinung eines weißen Körpers ›nicht sehr groß und nicht sehr klein‹, glaubte er ›die Menschheit Christi‹ erblicken zu können, in einer anderen ähnlichen Vision sah er die Jungfrau Maria. Besonders häufig hatte er die Vorstellung einer großen leuchtenden Kugel, ›ein wenig größer als die Sonne‹, die er sich als Jesus Christus deutete …

Einmal hatte er eine Lichtvision, die einer Schlange glich und die ihm, trotz ihrer strahlenden Schönheit, bald unheimlich wurde. Als er bemerkte, wie die Vision ›in der Nähe des Kreuzes an Schönheit zu verlieren schien‹, schloß er daraus, daß ihm in dieser Schlange nicht Gott, sondern der Teufel erschienen sei. Alsbald griff er nach seinem Pilgerstab, um den Dämon mit heftigen Hie-

ben zu verjagen.« – Aber: »Jede Handlung und jede Regung hatte zuletzt ihre vorgeschriebene Zeit: die Messe etwa durfte nicht länger als eine halbe Stunde dauern, und eine Sanduhr hatte dafür zu sorgen, daß diese Frist nicht überschritten werde. ›Erleuchtungen‹ gestattete er sich nur während der Messe, und sogar die Tränen der Rührung und Erschütterung waren bei ihm nicht einfach eine regellose ›gratia lacrimarum‹ (Tränengnade) wie in den ersten Zeiten seiner seelischen Umwandlung, er weinte vielmehr nur dann, wenn ihm dies aus Gründen der inneren Disziplin angemessen erschien. In einem eigenen Tagebuch pflegte er solche Tränenergüsse zu vermerken und ihre Stärke und ihre Dauer gleichsam abzumessen, ob es sich dabei bloß um einige Tränen gehandelt habe oder um einen ›Tränenstrom mit Schluchzen‹ …«

Das Fundament des Jesuitenordens, der ohne Iñigo de Loyola nicht wäre, sind dessen »Geistliche Übungen«. – »Wer sie durchmacht, soll mit allen Sinnen bis zum brennenden Schmerz und bis zur beseligenden Wonne Hölle und Himmel erfahren, auf daß sich ihm der Unterschied zwischen Böse und Gut für immer unauslöschlich in die Seele einpräge. Solcherart vorbereitet, wird dann der Exerzitiant vor die große ›Wahl‹ gestellt, ob er sich für Satan oder für Christus entscheiden wolle. Zur lebendigen Vergegenwärtigung des Bösen dient in den geistlichen Übungen eine grausenerregende Höllenszenerie. In ihrer ganzen Furchtbarkeit wird zunächst die Hölle vorgeführt, erfüllt von den Scharen der wehklagenden Verdammten. Diese Übung beginnt damit, daß der Schüler vor allem ›mit dem Blick der Einbildungskraft die ›Länge, Breite und Tiefe der Hölle‹ auszumessen hat; dann aber müssen auch die übrigen Sinne mitwirken, denn es heißt in diesen seltsamen Regieanweisungen mit ihrer genauen Einteilung nach ›Punkten‹:

›Der erste Punkt besteht darin, daß ich mit den Augen der Einbildungskraft jene unermeßliche Feuergluten und die Seelen wie in feurige Leiber eingeschlossen erblicke.

Der zweite Punkt besteht darin, daß ich mit den Ohren der Einbildungskraft das Weinen, das Geheul, das Geschrei, die Lästerungen gegen unseren Herrn Christus und gegen seine Heiligen höre.

Der dritte Punkt besteht darin, daß ich mit dem Geruchssinn der Einbildungskraft den Rauch, den Schwefel, die Pfütze und die faulenden Dinge der Hölle rieche.

Der vierte Punkt besteht darin, daß ich mit dem Geschmackssinn der Einbildungskraft die bitteren Dinge, die Tränen, die Traurigkeit, den Gewissenswurm in der Hölle schmecke.

Der fünfte Punkt besteht in der Berührung mit dem Tastsinn der Einbildungskraft, wie nämlich jene Gluten die Seele erfassen und verbrennen.‹
Ist dies erreicht, dann wird dem Übenden das Ideal gezeigt, dem es fortan nachfolgen soll: Iñigo weist ihn an, sich ganz in das Leben und Leiden Jesu Christi zu verliefen. Wie bei den vorausgegangen Höllenbildern werden auch diesmal alle Sinne zur Hervorrufung anschaulicher Bilder herangezogen, und auch jetzt fordert Iñigo stets eine genaue ›Vergegenwärtigung des Ortes‹: ›Ich soll mir hier denken, als sähe ich mit dem Auge der Einbildungskraft die Synagogen, Städte und Burgen, welche Christus, unser Herr, durchzieht und in welchen er predigt … Ist von der heiligen Jungfrau die Rede, so besteht das Mittel der Versenkung darin, daß ich mir ein kleines Haus und dann insbesondere das Haus und die Gemächer unserer lieben Frau in der Stadt Nazareth in der Landschaft Galiläa vorstellen – Bei der Betrachtung über die Geburt des Herrn befiehlt Iñigo, ›mit den Augen der Einbildungskraft den Weg zu gehen, welcher von Nazareth nach Bethlehem führt‹; seine Länge und Breite ›ist ebenso zu beachten wie der Umstand, ob der Weg eben ist oder durch Täler und über Höhen führt‹. Auch soll man sich die ›Höhle der Geburt‹ vorstellen, wie weit und wie enge, wie niedrig oder wie hoch und wie sie eingerichtet gewesen …
Mit Anwendung aller Sinne soll Jesus ›auf dem Feld vor Jerusalem‹ als oberster Feldherr seiner Heerscharen vorgestellt werden, während ihm gegenüber ›in der Gegend von Babylon‹ Satanas seine Dämonen zum letzten Entscheidungskampfe um sich sammelt: ›Ich stelle mir vor, wie Luzifer unzählige Geister zu sich beruft und sie dann alle hinaussendet in die ganze Welt, ohne ein Land, einen Ort, einen Stamm oder einen einzelnen Menschen zu übergehen … In ähnlicher Weise ist auf der entgegengesetzten Seite der höchste und wahre Heerführer zu betrachten, unser Herr Christus, … wie er seine Apostel und Jünger erwählt und sie in die ganze Welt entsendet, damit sie seine heilige Lehre unter allen Menschen verbreiten‹ …«

Während Don Quichote durchs Land ritt, um das fahrende Rittertum aufleben zu machen, feierte am spanischen Hofe der seit den Ketzerkreuzzügen ins Groteske verzerrte Minnedienst Triumphe, organisierte der an religiösem Wahn leidende Ritter Loyola im Zeichen Jesu einen geistlichen Feldzug gegen Luzifer, wurde Montserrat an Stelle des längst in Trümmern liegenden Montségurs zum Gralsberg gemacht. Selbst die Gralshöhle *Fontane la Salvasche,* das Reittier und der Mantel Parzivals fehlen nicht. Nur ist aus dem Mantel ein Bettelmantel, und aus dem Roß ein Maulesel geworden, wie schon Jesus von Nazareth statt des

apollinischen Pegasus einer Eselin den Vorzug gegeben hatte, um in Jerusalem einzureiten. – Auch Esclarmondes Geist waltete nicht mehr.
Zu dieser Zeit wurde die neue Welt zum zweiten Male entdeckt. Von Christoph Kolumbus. Der Vorname bedeutet »Christusträger«. So ist es: Kolumbus hat die Lehre vom Christus, welcher der Jesus aus dem Hause Davids gewesen ist, über den Ozean getragen! – Auf des Kolumbus Spuren segelte Hernan Cortez übers Weltmeer und eroberte das Aztekenreich Mexiko für Spanien. Er schrieb einen Bericht an den Kaiser. Darin heißt es, daß Montezuma, der König der Azteken, sich dem Kaiser unterworfen habe, weil er ihn für den Herrscher »jener höheren lichten Wesen« halte, von denen seine eigenen Ahnen stammten. – Montezuma ließ sogar zu, daß Cortez alle »Götzenbilder« entfernte. Erst als er, der König, von den goldgierigen Eindringlingen gefangengenommen und schwer verwundet worden war, wies er jede Behandlung seiner Wunde zurück, verschmähte, Christ zu werden, wollte sterben – und starb. Er war einem furchtbaren Irrtum erlegen! Cortez war ein Sendling des Papstes und des katholischen Kaisers gewesen, nicht aber des »weißen Gottes«, auf den er und die Seinen so lange gewartet hatten. Von Norden sollte der Gott kommen, aus der Urheimat Tulla oder Tullan, welche ein »Land der Sonne« gewesen war, wo aber »das Eis zu herrschen begann und keine Sonne mehr war«: aus Thule! Statt Luzifers Hofgesind war gekommen – ich zitiere aus Gerhart Hauptmanns »Weißem Heiland«: – »das Gezücht, das unser Mutter Erde Antlitz mit dem Unrat seiner Greuel frech entehrt …«

Ich stehe unter dem Eindruck dieses Wallfahrtsortes. Er ist der größte Frankreichs. Während ich diese Zeilen niederschreibe, lasse ich auf der Zunge ein Bonbon zergehen, das, wie eine marktschreierische Schaufensterreklame verkündet, aus *Eau bénite de Lourdes:* geweihtem Lourdeswasser hergestellt ist. Es schmeckt nach – nichts. Die Luft hingegen ist, wo ich auch sein mag, geschwängert von Gerüchen, legt sich auf die Brust und will nicht weichen. Da duften aufdringlich die mannigfachsten Parfüms, da stinkt auch jener Karbol- und Chloroformbrodem, der Krankenhäusern eignet. Selten nur, so empfand ich, waltet die reine Luft des Waldes und der hohen Berge, die Lourdes herrlich einschließen.

Wie Lourdes seit dem Februar des Jahres 1858, da das siebzehnjährige Mädchen Bernadette Soubirous die Jungfrau Maria gesehen und von ihr den Befehl erhalten haben will, hier eine Wallfahrtskirche zu bauen, allmählich zu einer der ertragreichen Goldgruben der römischen Kirche geworden ist, mag ich nicht nacherzählen. Wer davon wissen will, der greife nach Emile Zolas Roman »Lourdes«, den bis zur Stunde noch niemand zu widerlegen vermocht hat. Wer Lourdes' Wunderzauber mit eigenen Augen sehen möchte, der reise zur Zeit der großen Wallfahrten dorthin. Wohl wird er Gefahr laufen, den Bahnhof am Quai d'Orsay in Paris und den Bahnhof Montabiau zu Toulouse von Tragbahren, auf denen Schwerkranke liegen, verstopft zu sehen und mit Menschen im gleichen Abteil reisen zu müssen, die irgendeine Krankheit in sich oder an sich tragen. Er wird »von der Menschheit ganzem Jammer angepackt« sein. Gebetemurmeln wird sich mit dem Rollen des Zuges einen, und es kann sein, daß ein Reisender unterwegs seine Reise ins Jenseits antritt.

Von einem Vorberg der Pyrenäen strahlt dem Pilger eine Lichtreklame in Kreuzform und von der Burg Lourdes, die Wallfahrtsstadt hoch überragend, ein Scheinwerfer entgegen. Der Pilger sucht, ehe die Nacht endgültig gekommen, die berühmte Grotte auf. Eine Muttergottes steht, weiß und starr und immer lächelnd, auf dem Gestein, daraus das Heilwasser rinnt. Hunderte von Kerzen flackern. Krücken und Krückstöcke hängen am Fels. Geheilte haben sie zum Zeugnis für die hilfreiche Gottesmutter zurückgelassen. Betende knien davor. Manchmal zehn, manchmal hundert, manchmal tausend. Jeder Lourdespilger, sei er nun katholisch oder ketzerisch, unterlasse auch nicht, die Bäder, die vom abgeleiteten Grottenquell gespeist werden, zu besichtigen, denn hier kann er Zeuge des größten »Wunders« sein, das Lourdes erwirkt: eitergetränkte Wattebäusche oder

Verbandfetzen und schmutzige Pflaster vermögen nicht jene anzustecken, die, zum Himmel und nicht aufs Bad schauend, in das eiskalte Wasser steigen, damit es sie heile. Allerdings muß der Besucher, um dieses »Wunders« ansichtig werden zu können, das haben, was man »gute Beziehungen« nennt.
Kevelaer im Rheinland, Echternach im Luxemburgischen, ja selbst Rom können nicht das Schauspiel bieten, das Lourdes zu bieten hat. Eine Grotte, darüber eine prunkvolle Kirche und, auf diese gebaut, eine zweite, neue Kirche, die Unsummen gekostet haben muß. Es ist Nacht. Schwarz stehen die Berge, aber es leuchten ungezählte Lichter im Tal, an den Hängen, selbst auf den Höhen. Hunderttausende strömen herbei. Viele führen oder tragen Kranke. In allen Sprachen der Welt wird gebetet. Der Rosenkranz oder das Vaterunser. Jeder sucht Heilung von seelischem Leid oder körperlichem Übel, die der Herr Zebaoth gewirkt. Maria soll helfen …
Nun zündet jedermann eine Kerze an oder einen Lampion, mit frommen Bildern und heiligen Sprüchen bedruckt, und reiht sich in die Prozession ein. Es beginnen die Glocken zu läuten, es wogen die bunten Heiligenbilder und schweren Fahnen, es glitzert die Monstranz, es beten die Priester und Laien, es stöhnen die Schwerkranken, es werden von diesen manche durch Gesunde getröstet – und dann … Dann schiebt sich alles, aber auch alles zur oberen Wallfahrtskirche hinauf. Deren Gold und Stein spiegeln den vielfältigen Glanz nochmals vervielfältigt wider. Musik ertönt. Die ungeheure Menge singt und die Lautsprecher brüllen – ein Tanzlied: das »Lied der Bernadette«. Mögen viele es einen Choral sein lassen, dennoch ist's ein Tanzlied!

Ich stand abseits. Und schaute. Und sann: In uralten Zeiten stand hier ein Tempel der Venus! Im Mittelalter wurden hier, während des Albigenserkreuzzuges im zwölften Jahrhundert, Katharer zu Tode gebracht! Weil sie Maria und die Heiligen und den Herrn Zebaoth nicht anbeten oder verehren und Rom wie Frankreich nicht untertan sein wollten.
Ich dachte auch an die Höhle von Betharam unweit von Lourdes. Ich hatte sie am Tage zuvor besichtigt. Sie ist die besuchteste Pyrenäenhöhle. Ihre schönsten Tropfsteingebilde, deretwegen die Besucher in Mengen kommen, sind vor Jahr und Tag hierher verschleppt worden. Sie wurden aus der Lombriveshöhle bei Sabart entwendet, in deren ewiger Nacht jene Tropfsteine stehen, die vom Bergwasser im Laufe der Jahrmillionen geschaffen worden sind, die auf den legendären Gräbern des Herakles, der pyrenäischen Venus und des Königs Bebryx im-

mer höher wachsen und seit langer Zeit zu mächtig sind, um an einen anderen Ort geschafft werden zu können. In der Höhle vom Lombrives warten auch die Gebeine von Albigensern getrost auf den Jüngsten Tag.
Abseits stand ich während der Prozession. Über mir strahlte ein Kreuz von hohem Berggipfel. Von Norden grüßte mich Arktos: der Große und der Kleine Bär. Ihm muß ich entgegengehen, wenn ich mein Deutschland finden will …

Vor einigen Tagen habe ich mit einem Mediziner aus Pau eine Bergwanderung ins Gebiet der Sierra Maledetta gemacht. Mein Freund ist auch *Rimayre:* Reimer. So nennen die Gaskogner ihre Dichter. Während wir den Höhen entgegenstiegen, erzählte er mir, daß seine Landsleute, soweit sie alteingesessene Bauern sind, sich als Nachkommen des Herakles und der Pyrene betrachten, und daß in der Gaskogne heute noch Lieder gesungen werden, die Apoll und Venus und Grazien und Nymphen in den heimatlichen Wäldern oder Quellen walten lassen, die sogar die heiligen Berge der Griechen, den Olymp und den Ossa und den Pelion, für weniger stolz und weniger heilig als ihre Berge, die Pyrenäen, halten.
Nach langem Wandern durch Hochwald und nach mühseligem Steigen kamen wir an ärmliche Hütten aus zusammengetragenen Wackersteinen, die sich, um einen festen Halt zu haben, an die Bergwand lehnten. Sie klebten wie die Schwalbennester an dem abschüssigen Hang. Unser Proviant ging zur Neige, und wir beschlossen, da wir noch einen weiten Weg vor uns hatten, Brot und Käse zu kaufen. Näherkommend sahen wir Menschen in den elenden Katen verschwinden. Obwohl wir kräftig an die Türen pochten, öffnete niemand. Wir riefen. Es ward keine Antwort. Totenstille. Nur eine Katze begann zu miauen. Die Türen blieben verschlossen. Unverrichteter Dinge mußten wir weitergehen.
Mein Begleiter war überzeugt, daß wir soeben in einer Siedlung von Cagots gewesen seien. Es gäbe deren einige hier oben, fern von den Menschen. Er sei – wie die meisten – der Meinung, daß man als ursprüngliche Bezeichnung Canis gotus: gotischer Hund annehmen und die Cagots als Abkömmlinge der Westgoten betrachten müsse. Sie seien durchweg hochgewachsene Leute mit ausdrucksvollen Zügen, blauen Augen und schlichtem Blondhaar.
Habe vielleicht, so schaltete ich ein, die Verleumdung, die auf ihnen lastete und noch lastet, in Glaubensdingen ihren Ursprung gehabt? – Zweifellos, sonst hätten sie sich nicht im Jahre 1517 mittels einer Bittschrift an Papst Leo den Zehnten gewandt und diesen angefleht, er möge sie doch in Gnaden aufnehmen, da die Irrtümer ihrer Väter längst gesühnt seien. Ob ihnen Gehör geschenkt wor-

den sei, entziehe sich seiner Kenntnis, sagte mein Begleiter, und es müsse mir sicher wissenswert sein, daß man hierzulande die Cagots auch *Salbatgés* nenne. Das könne Wilde und Gerettete bedeuten.
Ich dachte an Wolfram von Eschenbachs Gralsburg Munsalvatsche.
Wir wandern weiter. Den Wald hatten wir weit hinter uns gelassen. Hohe Rosmarinsträucher standen zu beiden Seiten des steinigen Pfades. Ein Adler zog über uns mächtige Kreise. Plötzlich wuchs die Sierra Maledetta in die Höhe. Eine solche Lichtfülle strahlte uns der vergletscherte Bergkoloß entgegen, daß unsere Augen zu schmerzen begannen. Törichterweise hatten wir vergessen, dunkle Brillen mitzunehmen. Ob mir bekannt sei, daß eine Pyrenäenlegende den größten Troubadour, Bertram von Born, aus Gram über den Untergang seiner Heimat und deren Freiheit auf die Sierra Maledetta hinaufstiegen und dort, auf dem Gletscher, zu einem Eisblock erstarrt sein läßt. Nein, entgegnete ich, ich wisse aber, daß Dante diesen Minnesänger in die Hölle versetzt hat, wo er, enthauptet, den Kopf vor sich her trägt, um so seinen Weg durch die Hölle zu erhellen …
Der Troubadour Bertram von Born und die Gotenhunde, die Cagots, gehören zu Luzifers Hofgesind, sagte ich auf dem Nachhauseweg zu dem Rimayre, der ebenso nachdenklich wie ich geworden war. Gefragt, was ich unter diesem Hofgesind verstehte, legte ich, vielleicht zu umständlich, folgendes dar: Im Alten Testament wird von Jesaja im Namen des Herrn Zebaoth, welcher der Gott der Juden ist, Wehe gerufen über alle, die Frager und Recken sind. Es wird ihnen ergehen wie Luzifer, der vom Himmel zur tiefsten Tiefe stürzte, weil er sich setzen wollte auf den Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht. Im höchsten Norden muß dieser Berg gelegen haben, denn der Norden ist das Mitternachtsland. Eis und Schnee walten dort, wie sie auch auf dem Gletscher der Sierra Maledetta walten. Wer nur mag diesen Berg, den höchsten und schönsten der Pyrenäen, als ersten die maledeite Sierra genannt haben? Es könnten diejenigen gewesen sein, die die Tragödie der Cagots auf dem Gewissen haben. Ich habe sehr wohl begriffen, weshalb der Papst mit dem Albigenserkreuzzug die Provence und das Languedoc »für ein neues Geschlecht vorbereiten« wollte: Es sollte in Südfrankreich das Germanenblut endgültig ausgerottet werden, weil diesem der Norden, nicht Jerusalem oder Rom heilig war. Die Germanen hat man zu Barbaren, die Vandalen zu vandalischen Zerstörern, die Burgunder zur Bougres – das ist ein in Frankreich nur von den Niedrigsten gebrauchter Schimpfname – und die Katharer zu Ketzern gemacht. Wie sehr muß Rom das Germanentum gehaßt haben! Mittel und Wege hat es gewählt, wie sie unedler und

widergöttlicher nicht gewählt werden konnten. So sieht die abendländische Religionsgeschichte aus: Wer sich aus Unwissens Tiefe erhöhen wollte, den erniedrigte Rom mit Gewalt. Wer die Geheimnisse der Welt und des Lebens zu enträtseln suchte, den ließ es zur Hölle fahren oder überhäufte ihn, wenn es ihn nicht vernichten konnte, mit Flüchen und Schmähungen. Ist es denn ein Verbrechen, daß ein Mensch als Ziel das höchstmögliche wählt: den Allerhöchsten? Rom hat Menschen zu Tode gebracht, weil sie nicht beten wollten zu jenem Gott der Juden, den gereut hat, daß er die Welt und die Menschen geschaffen. Roms Papst hat diejenigen verbrennen oder eines anderen grausamen Todes sterben lassen, die ihn nicht als Stellvertreter der Gottheit anerkennen wollten, weil doch die Päpste, wie die Geschichte zur Genüge erhellt, gar oft zum menschlichen Abschaum haben gezählt werden müssen.

Unter Luzifers Hofgesind verstehe ich diejenigen, die nordischen Geblüts inne und ihm getreu, einen »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht« als Ziel ihrer Gottsucht sich erkoren hatten und nicht die Berge Sinai oder Zion in Vorderasien. Unter Luzifers Hofgesind verstehe ich diejenigen, die nicht eines Mittlers bedurften, um zu ihrem Gott zu kommen oder mit ihm Zwiesprache halten zu können, die vielmehr ihren Gott aus eigener Kraft suchten und nur deshalb, das ist mein Glaube, von ihm erhört wurden. Unter Luzifers Hofgesind verstehe ich diejenigen, die nicht mittels grober Hilfsmittel, wie die mittelalterlichen Geißler oder die arabischen Derwische oder noch andere, in Verzückung geraten und die Gottheit zu schauen wähnen, sondern diejenigen, die das Leben mit seinen Wirrnissen und Widersprüchen und Lasten als eine von der Gottheit auferlegte Pflicht ansehen, damit sie in Geduld die Wirrnisse entwirren und die Widersprüche in Einklang bringen. Unter Luzifers Hofgesind verstehe ich diejenigen, die sich nicht den Himmel erwinseln, sondern herzhaft Einlaß in ihn heischen, weil sie ihr Menschenmöglichstes getan, um einer Vergottung würdig zu sein.

Er könne mir nur in beschränktem Maße beipflichten, meinte mein Weggenosse, er müsse aber, da ich nun einmal von den Troubadouren gesprochen habe, zugestehen, daß der Troubadour Peire Cardinal unter Mißachtung des Himmelspförtners Petrus von Gott Einlaß ins Paradies ungestüm geheischt habe. Und auf dem Rückweg von der Sierra Maledetta, deren eisiger Gletscher als Rivale von Dantes feuriger Hölle den aus Gram erstarrten Troubadour Bertram von Born beherbergt hat und die vielleicht deswegen maledeit worden ist, sprach er mir in provenzalischer Sprache ein ketzerisches Gedicht Peire Cardinals:

Ich dichte nun ein neues Rügelied,
Das hören soll am Tage des Gerichts
Er, den man uns geschaffen haben läßt aus nichts.
Es sollte uns Sein Tor nimmer verschlossen sein,
Und, daß der heilige Petrus es bewacht,
Dient Ihm zur größten Schande. Nein:
Aus eigner Macht,
Heiter und lachend
Ziehn wir dereinst dort ein!
Es will ein Hof uns nicht vollkommen scheinen,
Darin das Hofgesinde lacht, indes die anderen weinen.
Und wird Er auch als hoher Herr verehrt,
Wir hadern, falls Er uns Einlaß wehrt.
Es möchte uns mit Ihm ein einziger Vergleich nur frommen:
Schaff Er uns hin, von wo Er uns genommen!

Zweiter Abschnitt

Meine Gedanken reden all von Minne
Und sind in sich von so verschiedenen Weisen
Dante

In einer Reisenacht

Soeben haben zwei Marineoffiziere den Zug verlassen, der die spanische Grenze mit der italienischen verbindet. In der Hafenstadt Cette. Sie waren, wie ich, in Narbonne zugestiegen. Ehe sie aus dem Abteil gingen, überließen sie mir aus eigenem Antrieb ihre ausgelesenen Bücher als Reiselektüre. Ich hatte ihnen gesagt, daß ich die ganze Nacht auf der Bahn liegen müsse. Die Bücher sind wohlfeile Romane, greulich bebildert. Dennoch sind sie mir nicht unwillkommen für die späte Nacht. Der Zug ist von lärmendem Volk erfüllt, und es herrscht drückende Schwüle. An Schlaf ist nicht zu denken. Auf dem Mittelmeer könnte Sturm sein, denn der Gewitterregen peitscht an die Scheiben, als würde er aus vollen Eimern dagegen geschüttet. Ein Jesuitenpater betet insgeheim den Rosenkranz. Sein lippenloser Mund, ein Strich, bewegt sich dann und wann. Manchmal mustern seine kleinen und harten Augen die Mitreisenden. Einer ist feist. Schweißperlen stehen ihm auf der Stirn. Bisweilen wischt er sie mit einem zusammengeknäulten Taschentuch ab. An seiner Hand sind viele Ringe. Auch ein Trauring. Der feiste Mann ist Jude, obgleich an seiner schwergoldenen Uhrkette ein christliches Medaillon hängt.

Dem Jesuiten gegenüber, in der anderen Fensterecke, sitzt eine schlichte Frau, das Haar gescheitelt, eine Brille vor den Augen. Ihre Hände, denen man die Hausarbeit ansieht, häkeln an einem Knabensweater, der bald fertig sein wird. Sie sieht nicht auf. Dennoch scheint mir, als lächele sie still. Vielleicht fährt sie ihrem Büblein entgegen …

Von den Mitreisenden ist einer Jude. Mag er auch getauft sein, er ist Jude. Er gehört zu jenem »Auserwählten Volk«, dem Iñigo von Loyola, des Jesuitenordens Gründer, gern angehört hätte. Loyola äußerte sich einmal, daß er es für eine ganz besondere Gunst seines Gottes angesehen hätte, wenn dieser ihn jüdischer Abstammung, somit »einen Blutsverwandten unseres Herrn Jesu und Unser Lieben Frau, der Allerseligsten Jungfrau Maria«, hätte sein lassen.

Ich sehe zu, wie die schlichte Frau ihre Handarbeit eifrig und heiter verrichtet. Vielleicht denkt sie an ein Büblein, dem sie entgegenfährt, und das nicht die Jesuitenmoral kennt: »Kinder dürfen ihren Eltern, wenn diese sich auf oftmalige Bitten und Vorstellungen nicht einlassen, so viel abstehlen, als Gewohnheit und Stand zulassen.« – Ich denke an meine Mutter und meinen Vater. Wir Geschwister haben ihnen viel Sorge gemacht. Ich wüßte aber nicht, daß wir sie bestohlen hätten. – Wollte ich Jesuit sein, so müßte ich »alle blutsmäßige Zuneigung gegenüber den Blutsverwandten ablegen« und dürfte nicht sagen, daß ich »Eltern

oder Geschwister habe, sondern daß ich sie – hatte«. Gottlob habe ich sie noch. Ich bin Deutscher. – »Für den Jesuiten kann es keine Scheidung der Menschen nach Nationen und Rassen geben, für ihn gibt es nur Menschen, die unter der Fahne Luzifers kämpfen, und Menschen, die unter der Fahne Christi schreiten.« Was meinen Gottglauben anbetrifft, so kämpfe ich unter der Fahne Luzifers! – Ich bin Ketzer und bin auch Weltkind, denn gern besuche ich Theater und Konzertsäle. – »Die Schüler der Gesellschaft Jesu dürfen weder zu öffentlichen Schauspielen, Komödien und anderen Spielen noch zur Hinrichtung von Verbrechern hingehen, es sei denn zur Hinrichtung von Häretikern.« In früheren Zeiten hätte man mich verbrannt.

Nun bin ich auf italienischem Boden. Es ist glühend heiß. Den gestrigen Tag habe ich in Monaco verbracht, das seinen Namen von dem Herakles Monoikos herleitet. Heute nacht reise ich nach Mailand weiter. An meine Ohren dringt sentimentaler Sang: ein Tenor jammert von seiner *nostalgia di baci* und *nostalgia d'amore:* Sehnsucht nach Küssen und Liebe. Ein merkwürdiges Wortspiel fällt mir ein: die Umkehrung von Amor ist Roma …
Die Genuesen waren einmal auf einen *Sacro Catino:* Heiligen Kelch sehr stolz. Er sei der Gral gewesen, und zwar jener, den Joseph von Arimathia anläßlich der Passion Jesu-Christi verwendet habe. Ein mittelalterlicher Chronist, Wilhelm von Tyrus, ließ den Genueser »Gral« ursprünglich im Tempel des Herakles zu Tyrus aufbewahrt sein und dann in die Hände der Muselmänner fallen. Späteren Berichten zufolge sollen ihn die Genuesen im Verlaufe der Palästinakreuzzüge erbeutet und in ihre Stadt mitgenommen haben. Man hatte ihn für einen Smaragd gehalten, bis ihn Napoleon im Jahre 1806 untersuchen ließ, und er als olivengrüner Glasfluß festgestellt wurde. Das soll die Bürger von Genua geärgert haben. Auf den wahren Entdecker Amerikas sind sie, auch das muß ich erwähnen, gleichfalls schlecht zu sprechen. Sie wollen nur ungern wahrhaben, daß ein heidnischer und barbarischer Wikinger von Island aus ein halbes Jahrtausend vor dem christlichen Genuesen Christoph Kolumbus die Neue Welt entdeckt hat. Die Neue Welt lockt mich nicht, aber ich möchte einmal Island sehen. Viele lassen es jenes Thule gewesen sein, von dem der wackere Pytheas Kunde heimgebracht hat. Mich verlangt nach Wolken und Sturm und Schnee und Eis …

Rom, Mailand und Verona sind die einzigen italienischen Städte, die ich aufsuchen kann. Gern hätte ich auch Neapel besucht, in dessen Nähe, am *Mons Lactarius,* die letzten Ostgoten unter König Teja im Jahre 555 vernichtet worden sind, – Florenz, das einmal völlig dem Katharertum ergeben gewesen ist und wo ein Dante die »verheiratete« Beatrice in Minne besang, – Ravenna, wo Ostgotenkönig Theoderich in Friedenszeiten residiert und »seinen Garten eigenhändig bebaut« hat. Drohte Krieg, so verlegte der König seinen Hof nach Verona, das von unseren alten Dichtern als Bern besungen worden ist. – Rom, Mailand und Verona sind, wie gesagt, die einzigen Städte, die ich sehen werde. Auch nach Loreto am Adriatischen Meer wäre ich gerne gefahren, des katholischen Wallfahrtsortes Nazareth wegen. Dort zeigt man das Geburtshaus der Gottesmutter

Maria, welches Engel in einer Nacht aus Palästina herübergetragen haben sollen.
Theoderich, unseren Dietrich von Bern, läßt man jenen berühmten Gotenschatz, den zuvor die Römer besessen haben sollen, von Carcassonne, wohin Westgotenkönig Alarich ihn geschafft hatte, nach Ravenna gebracht haben. Der Gral soll darunter gewesen sein. Ist, das muß ich mich fragen, Dietrich zu Ravenna, der vielbesungenen Stadt Raben, Gralskönig gewesen? Eine zweite Frage regt das alte Gedicht vom »Wartburgkrieg« an. Es sei einmal in Rom ein reiches Geschlecht gewesen, das »was in armuot komen durch ir edelen milten muot: war in Armut gekommen durch seinen edlen milden Mut«. Sollte dieses reiche Geschlecht ehemals des Gotenschatzes Herr gewesen sein?

Genau hundert Jahre vor der Schicksalsschlacht am *Mons Lactarius* bei Neapel kam Ostgotenkönig Theoderich zur Welt. Er war der Vierzehnte in gerader Abstammung von dem königlichen Geschlechte der Amaler, »welche gleichsam durchs Schicksal siegten und von den Goten Halbgötter oder Ansis (Asen) genannt« wurden. Der erste der Amaler soll Gaut gewesen sein, worunter manche Gott selber verstehen zu dürfen glauben. Ein anderer, »den die Goten unter den Göttern ihres Volkes verehrten«, war Taunasis oder Thanauses. Wieder ein anderer war Ermanarich, der sich »König von Skythien« nennen durfte und der auch über den größten Teil Germaniens herrschte. Er sei »der edelste Amaler« gewesen, meint im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Geschichtsschreiber Jordanis, der uns einen dürftigen Auszug aus den zwölf Büchern der verlorengegangenen Geschichte des Cassiodorus, des Kanzlers und Vertrauten Theoderichs, hinterlassen hat. Jordanis berichtet auch, daß die Goten »einst aus der Insel Skandia ausgezogen« seien, daß es Gesänge gäbe über den Ursprung des gotischen Volksnamens und daß die Erinnerungen an die Gotenzüge in »alten Liedern fast historischer Art« fortlebten. Die Gesänge und Lieder sind verschwunden.
Theoderich erblickte in der Nähe von Wien das Licht der Welt. Zwei Jahre nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila. Dieser, in die Heldensage als König Etzel eingegangen, war von ostgotischen Edlen begraben worden: Um den im Freien prunkvoll aufgebahrten Leichnam waren die edlen Mannen auf ihren Streitrossen geritten und hatten dem Toten in Liedern Preis gesungen.

Schließlich herrschte Theoderich über das italienische Land zwischen den Alpen und Kalabriens Südspitze – und auch über das ihm von den Vandalen friedfertig überlassene Sizilien. Abgesandte aus den fernsten Gegenden Germaniens trafen in Ravenna ein, um ihm zu huldigen. Eines Tages kam auch der König der Eruier, eines nordgermanischen Stammes, und bewarb sich um Theoderichs Freundschaft. Der erhob ihn »nach gotischem Ritus an Kindesstatt zu Sohnesrang«. Sogar die Ästhen schickten vom Gestade der Ostsee Boten, damit sie Bernstein zu den Füßen des großen Königs niederlegten. Mit den Skandinaviern pflegte der königliche Gote vorzugsweise freundschaftlichen Verkehr. An seinem Hofe weilte (wie ich einer englischen Vorlage entnehme) ständig »ein schwedischer Fürst, der über einen der dreizehn volkreichen Stämme geherrscht hatte, die damals einen Teil der Halbinsel Skandinaviens bebauten. Dieses Nordland, dem zuweilen der unbestimmte Name Thule beigelegt worden ist, war bis zum achtundsechzigsten Breitengrad, wo die Bewohner des Polarkreises die Sonne bei jedem Sommer- und Wintersonnenstillstand für vierzig Tage genießen oder verlieren, bevölkert und erforscht. Die lange Nacht der Sonnenabwesenheit oder des ›Sonnentodes‹ war die traurige Zeit der Not und Angst, bis Boten, auf die Gipfel der Berge entsandt, die ersten Strahlen des wiederkehrenden Lichtes erblickten und der Ebene das Fest seiner Wiedergeburt verkündeten …«
Man läßt die Insel Skandia, aus der einst die Goten ausgezogen sein sollen, und die Halbinsel Skandinavien zu Recht eins sein. Vielleicht hat der Massiliote Pytheas in Skandia geweilt, so daß auch wir Skandinavien als sein Thule betrachten müssen.
Als Theoderich im Jahre 526 starb, schien das Ostgotenreich für alle Zeiten fest begründet. Dreißig Jahre später war jedoch sein Reich zerstört, sein Volk vernichtet, und von seiner Herrschaft war kein anderes Denkmal geblieben als jenes herrliche Grabmal, das seine Tochter Amalasuntha angesichts der Stadt Ravenna hatte errichten lassen. Auch die Heldensagen sind geblieben von ihm, dem Dietrich von Bern und dem Thidrek.
Die katholischen Dichter des Mittelalters lassen Theoderich vom Teufel entführt worden sein und in Feuergluten für immer und ewig schmoren …

Mailands Schutzpatron ist der Heilige Ambrosius. Als Theodosius der Erste über Ostrom und Valentinian der Zweite über Westrom als Kaiser herrschten, war er in den Jahren 374 bis 397 Mailänder Bischof. Seine Gebeine ruhen hier in der Kirche *Sant' Ambrogio,* welche die Krönungsstätte lombardischer Könige und deutscher Kaiser vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert gewesen ist. In dieser Kirche hat er im Jahre 387 den Heiligen Augustin, dem der Manichäismus Unruhe und Mißstand bereitet hatte, zum römischen Christen getauft.

Augustin gehört ebensowenig zu Luzifers Hofgesind wie Ambrosius. Dennoch muß ich von ihm berichten. Augustin wurde von einer christlichen Mutter in Numidien geboren und ist punisch-afrikanischer Abstammung gewesen. Sein Vater war Heide und Semit. In einer Stadt, nicht fern den Steppen der Nomaden, ging Augustin zur Schule. Mit sechzehn Jahren »war er, wie er erzählte, ein stattlicher Bursche, so daß der Vater an dem Jungen im Bade seine Freude hatte und echt syrisch-punisch bereits an Enkelkinder dachte«. Zwei Jahre später konnte der Vater den Wunsch bereut haben, denn ein unehelich geborener Enkelsohn kam zur Welt. Der wurde Adeodat (von Gott Geschenkter) genannt. Dreizehn Jahre lang lebte Augustin mit der Mutter seines Sohnes in wilder Ehe.
Dann beschäftigte sich Augustin eine Weile mit dem Manichäismus. Seine Diskussionen mit einem der berühmtesten und klügsten Manichäer jener Zeit, einem Manne namens Faustus, hat er in der Schrift »*Contra Faustum:* Gegen Faustus« auf wenig edle Weise niedergelegt. Er haßte den Manichäismus ingrimmig.
Eines Tages beschloß Augustin, nach Rom überzusiedeln. Er blieb aber nicht lange in dieser Stadt, die sich die Ewige nennt, sondern folgte einem Ruf als Lehrer der Rhetorik nach Mailand. Hier verstieß er die Frau, mit der er so lange zusammengelebt und die ihm einen Sohn geboren hatte. Er glaubte eine »standesgemäße Heirat« eingehen zu müssen. Die Mutter seines Sohnes kehrte niedergeschlagen nach Nordafrika zurück, wo sie »in einer christlichen Gemeinde unvermählt ihr weiteres Leben verbrachte«. Er selber fand sehr bald »eine passende Frau, die seine sinnlichen Ansprüche und ehrgeizigen Ziele befriedigen würde«. Die Heirat sollte aber aus irgendeinem Grunde erst zwei Jahre später stattfinden. Augustin nahm inzwischen ein Buhlweib zu sich. Als der Tag der Heirat näher rückte, jagte er das Weib aus dem Hause – und ehelichte die Braut nicht. Er war inzwischen zum katholischen Christentum bekehrt worden und

hatte seinem Gott und der Kirche Keuschheit gelobt. Zwar hat er noch in späteren Jahren gesagt, die Huren seien ein ebenso unentbehrlicher Bestandteil der menschlichen Gesellschaft wie die Henker, dennoch war ihm das Wort des Apostels Paulus, das ihn bekehrt haben soll, Richtschnur geworden: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht im Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde! »Ich las«, so berichtete Augustin, »nicht weiter; es war wirklich nicht nötig, denn alsbald am Ende dieser Worte kam das Licht des Friedens über mein Herz und die Nacht des Zweifelns entfloh!« – Mit seinem Sohne Adeodat, den er, wie er zu sagen pflegte, »in Sünden erzeugt hatte«, ließ er sich durch Ambrosius taufen. Ein Jahr später starb der Sohn.

Er selber ging von der Welt im Jahre 430, während der große Vandalenkönig Geiserich die gleiche Stadt belagerte, in der er, Augustin, zuletzt Bischof geworden war: die Stadt Hippo in Nordafrika. Innerhalb der Mauern lag ein Semit und Bischof und später heiliggesprochener Kirchenvater im Sterben. Ein Germanenkönig berannte die Mauern. Der Semit siegte insofern, als in der Folgezeit alle Päpste, fast alle Pfaffen und einige römische Kaiser deutscher Nation, vor allem Karl der Franke, Augustins bedeutsamstes Werk »*Civitas Dei:* Der Gottesstaat« neben der Bibel als wirksamen Hammer benutzt haben, um damit das Abendland im semitischen Sinne umzuschmieden. Es wäre ihnen fast gelungen. Wir dürfen trotz allem hoffen, daß Europa eines Tages von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird …

Als Augustin nach Rom kam, fand er es von den Goten erobert. Die Römer klagten, die Gotenherrschaft sei nur möglich geworden, weil Rom »die neue orientalische Religion«, das Christentum, angenommen hätte. Augustin antwortete den Römern: Gehen die Goten in die christlichen Kirchen? Nein, sie meiden sie! Weil die Goten andere Menschen sind als ihr und wir!

Und der Semit lehrte die Römer in seinem »Gottesstaat«: »Es gibt unter den Menschen Kains und Abels. Zu Kains Art gehörte Rom. Mit Remus' Ermordung durch Romulus haben die Kains zu herrschen begonnen. Abgefallene Engel Gottes jedoch schufen Assyrien, Persien, Athen. Nur in Sem setzte sich Abels Samen fort; freilich hat auch er die Schwäche seit Adams Fall. In der Geschichte des Volkes Israel zeigt sich die Sünde immer aufs neue. Doch in ihm sollte Jesus Christus erscheinen, um die zu retten, die zur Erlösung bestimmt sind. Da wird aus Israel die Kirche. Sie vermittelt den zur Rettung Bestimmten Befreiung von der Schwäche des Fleisches. Ohne die Kirche keine wahre Gemeinschaft, nur

Gewalt und Krieg, mühsam durch Gesetze gebändigt! Nun ist aber die große Einheit da: Die *Civitas romana,* das Römerreich ist überwunden und umgewandelt, seit die Kaiser Christen sind. Sie selbst und alle ihre Organe gehören nun der Kirche. Ihr hat der irdische Staat zu dienen. Kirche und Staat sind die beiden Organe der großen Einheit der Christenheit; beide bauen in die Menschheit hinein den Gottesstaat. Der ist Ziel und Zweck der Geschichte. Am Ende der Tage nimmt Jesus Christus selbst die Herrschaft, scheidet die Erwählten von den ewigen Verdammten.«
So lehrt Augustin, der Kirchenvater, in seiner »*Civitas Dei*« …
… und wir können den Stier bei den Hörnern packen!

Ich schlage das Erste Buch des Moses beim vierten und fünften Kapitel auf. Ich lese:

> Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain. – Und sie fuhr fort und gebar Abel, seinen Bruder. – Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.
> Adam erkannte abermals sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den hieß sie Seth; denn Gott hat mir, sprach sie, einen anderen Samen gesetzt für Abel, den Kain erwürgt hat.
> Und Seth zeugte auch einen Sohn und hieß ihn Enos. – Enos zeugte Kenan. Der zeugte Mahalaleel. Der zeugte Jared. Der zeugte Henoch. Der zeugte Methusalah. Der zeugte Lamech. Der zeugte Noah. Noah war fünfhundert Jahre alt und zeugte Sem, Ham und Japhet.

Augustin irrte, als er Abels Samen sich in Sem hat fortsetzen lassen. Sem war aus dem Samen Seths, den Jahve für den erwürgten Abel gesetzt hat! Die Bibel läßt Sem einen Enkel des Lamech, diesen einen Enkel des Henoch, diesen einen Enkel des Mahalaleel und diesen einen Urenkel Seths sein.
Ich lasse das Erste Buch Moses bei den gleichen Kapiteln aufgeschlagen. Ich lese:

> Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain. – Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger und gebar den Henoch. Henoch aber erzeugte Irad. Der zeugte Mahujael. Der zeugte Methusael. Der zeugte Lamech. Lamech zeugte einen Sohn und hieß ihn Noah. Noah war fünfhundert Jahre alt und zeugte Sem, Ham, Japhet.

Die Bibel widerspricht sich also selber: Zwar ist in beiden Fällen Sem ein Enkel des Lamech. Dann aber beginnt das Durcheinander: Lamech ist sowohl ein Enkel

Henochs als auch dessen Ururenkel, und Henoch ist sowohl ein Urururururenkel Adams als auch dessen Enkel!
Und Sem? Sem ist nach der Bibel entweder aus dem Samen Seths oder aus dem Samen Kains. Nicht aber, wie Augustin behauptet, aus dem Samen Abels, den Kain erwürgt und an dessen Stelle Jahve den Seth gesetzt hat!

Der Kirchenvater und Heilige Augustin muß die Bibel im allgemeinen und das Erste Buch des Moses im besonderen gekannt haben. Weshalb ist er vom »Gotteswort« wissentlich abgeirrt? Ich beantworte die Frage: Es ging dem Christen Augustin um die Rassenzugehörigkeit des Jesu von Nazareth! Er wollte wahrhaben, daß Jesus nicht aus dem Samen Kains sei, welcher ein Mörder gewesen ist. Der Kirchenvater Augustin wollte auch wahrhaben, daß sowohl das Volk Israel, welches Sems Samen fortgesetzt hat, als auch die aus Israel gewordene Kirche ursprünglich aus Abels Samen hervorgegangen sein. Es ging dem Semiten Augustin nicht zuletzt um die Weltstadt Rom, welche der »neuen orientalischen Religion« Mißtrauen entgegenbrachte – welche jedoch zur Eroberung der Welt durch das Volk Israel und die aus ihm gewordene weltmachtlüsterne Kirche (die Welt sollte ein Staat des jüdischen Gottes werden) unter allen Umständen gewonnen werden mußte.
Deshalb griff Augustin die Behauptung aus der Luft, Rom habe zu Kains Art gehört, Abel-Remus sei durch Kain-Romulus ermordet worden, Rom sei deshalb in Sünde und Schwachheit gefallen – und nur der Semit Jesus könne es von den Goten befreien, den Eroberern der ewigen Stadt. Aus dem Samen Sems, also Kains oder Seths, waren die Goten nicht. Aus dem Samen des biblischen Abel können sie ebensowenig gewesen sein, da die Bibel nichts von Nachkommen Abels weiß. Aus wessen Samen waren die Goten? Ich beantworte die Frage: Die Goten waren aus dem Samen jener »abgefallenen Engel Gottes«, von denen Augustin spricht! Mit Luzifer sind diese »Engel« von dem biblischen Gott in die Hölle, die tiefste Grube, verdammt worden. Augustins »abgefallene Engel Gottes« und ihr Samen, aus dem auch die Goten waren, bilden einander – Luzifers Hofgesind! Nun mache sich jeder, der mir bis hierher gefolgt ist, seine eigenen Gedanken über Augustins Rassenlehre. Er vergesse dabei nicht, an jenen viel zu wenig bekannten Satz des englischen Staatsmannes Disraeli, eines Juden, zu denken, der gewußt und ausgesprochen hat, daß die Geschichte nur zu verstehen sei, wenn man um die Fragen der Rasse wisse. Er denke auch an Herakles und die Argonauten. Einer von diesen, Perseus, war der »Schöpfer« Persiens.

Herakles und die Argonauten gehörten alle zu den »abgefallenen Engeln«. Obgleich sie als Sternbilder heute noch am Himmel stehen. Trotz Jahve! – Wen der Gleichklang der Worte Abel und Abellio (so nannten auch die alten Kreter die Sonne) zum Nachdenken zwingt, der denke nach. Auch ich mache mir darüber Gedanken. Vielleicht spreche ich sie in einem anderen Buche aus.

In Rom sei, so klagt das alte Lied vom »Wartburgkrieg«, ein reiches Geschlecht gewesen, das »was in armuot komen durch ir edelen milten muot: war in Armut gekommen durch seinen edlen milden Mut«.
Dieses Geschlecht könnte sehr wohl aus dem Samen des Aeneias und seines Vaters Anchises gewesen sein, die beide als Flüchtlinge von Troja kamen. Aeneias trug auf seinem Rücken den Vater Anchises ans Land, als ob er einen jener Hochsitzpfeiler trage, die man im Norden Alcis oder Ansis oder Ases nannte. Vor solchen Pfeilern pflegten die Nordmänner Minne zu trinken und Allvaters oder der Ahnen zu gedenken.
Schließlich wurde das morsche Römerreich von einer vorderasiatischen Religion überwunden und umgewandelt; es gehört nun für lange Zeit mit allen seinen Organen der aus Israel gewordenen katholischen Kirche. Katholisch bedeutet: den Weltkreis umfassend.
Und es kamen für verhältnismäßig kurze Zeit die Ostgoten. Müssen wir diese als das »reiche Geschlecht« ansehen? Die Gotenkönige waren Amaler, deren Ahnenreihe bis auf »Halbgötter«, Ansis oder Asen genannt, zurückgehen soll. Sie sollen die Herren jenes Gotenschatzes gewesen sein, unter dem sich der Gral befunden habe. Als die Goten sich Roms Mauern näherten, zitterten die Bürger der Ewigen Stadt. Man hatte ihnen von der gotischen Kraft und von den gotischen Kurzschwertern Grausiges erzählt. Rom zitterte. Aber es konnte dennoch bald triumphieren: Am *Mons Lactarius* wurde den »Nordmännern« durch den byzantinischen Feldherrn und Eunuchen Narses der Todesstoß versetzt. Dieser Berg liegt bei Puteoli im Neapolitanischen.
Gern hätte ich Puteoli (heute Pozzuoli) besucht, denn noch anderes gäbe es dort für mich zu sehen und zu sinnen: bei Puteoli liegen die Phlegräischen Felder, auf denen die *Gigantomachia* stattgefunden haben soll – jener Kampf zwischen Göttern und Titanen um die olympische Herrschaft. Wahrscheinlich handelt es sich um den gleichen Kampf, welchen die Edda zwischen Asen und Wanen gewesen sein läßt. – Puteoli lockt mich auch wegen der Ruinen des alten Cumae, einer hellenischen Kolonie. Von hier aus hat sich der Apollokult über Italien

verbreitet, und hier, in einer Höhle, hat die cumäische Sibylle, eine italische Pythia, geweissagt. Wolfram von Eschenbach läßt die Sibylle eine Prophetin des Grals gewesen sein. Die cumäische Sibylle weilte in einem hohlen Berg …
So ist es: Einen hohlen Berg würde ich zuerst suchen, weilte ich in Pozzuoli bei Neapel. Er liegt wohl an dem See Avern, wo die Alten sich den Eingang zur Unterwelt dachten. In dem Berg hausen – so berichtet Dietrich von Nieheim, Ende des vierzehnten Jahrhunderts Bischof zu Verden an der Aller – viele Menschen bis zum Jüngsten Tag und ergötzten sich an teuflischen Lüsten. Er heiße – Gral!

Wer mir bis hierher gefolgt ist, vergesse, wenn er den Faden von sich aus weiterspinnt, die Katharer nicht. Auch in der Lombardei waren sie »zahlreich wie der Sand am Meer«, und es hat in ihrer »ketzerheit Lamparten geglüet«. Von den einen wurden sie als Manichäer verdammt, von den anderen als Arianer. Wie die deutschen Ketzer haben sicher auch sie einander an dem Gruß erkannt:

»Luzifer, dem Unrecht geschah, grüßt dich!«

Der deutsche Mensch Tannhäuser, wie das fahrende Volk des Mittelalters ihn sah, lag einmal vor dem Papst auf den Knien. Er hatte eine große »Sünde« auf sich geladen, denn er war in den Wald gegangen, um Wunder zu schauen – und hatte zum Venusberg gefunden. Frau Minne, die auch Frau Saelde oder Frau Holda hieß, waltete in diesem Berg. Viele Helden gab es darin und viele Sänger. Sieben Jahre weilte Tannhäuser bei der Göttin. Dann überkam ihn der Zweifel um sein Seelenheil. Er bat Frau Minne um Abschied, damit er nach Rom pilgere. Vergeblich flehte die Holde ihn an, er möge bei ihr bleiben, denn bei ihr sei sein Heil. Tannhäuser riß sich los und hörte nicht, daß ihm die Göttin nachrief, er solle nicht vergessen, sich »von den alten Männern zu verabschieden«.

Blutenden Fußes wallfahrtete der Unselige nach Rom. Dort läuteten die Glokken, klangen die Choräle, flackerten die Kerzen, sangen die Mönche und zelebrierte in Sankt Peters unmäßigem Dom der Papst die Messe. Bußfertig blieb der zerknirschte und übermatte Pilger hinter einer Säule unweit des Eingangs stehen. Ihm rannen die Tränen über die fahlen Wangen und es schmerzte ihm die friedlose Brust. Und ihn jubelte, weil Weihnachten war, der tausendfache Sang: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Der zelebrierende Papst murmelte nach biblischer Vorlage in lateinischer Sprache darein: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken …

Dann lag Tannhäuser vor dem Papst auf den Knien. Unter Schluchzen stammelte er: »Ich komme zu dir, denn ich bin mühselig und beladen. Erquicke mich!« - Der aber, ein dürres Reis in der Hand haltend, sprach, nun in italienischer Sprache, einen grausigen Fluch über den Pilgrim vor ihm im Staube: »Du hast im Venusberg, in der Hölle geweilt. Darum sei für immer verflucht! So wenig das dürre Reis in meiner Hand Rosen tragen wird, ebensowenig lasse ich dir Verzeihung und Gnade zuteil werden. Hebe dich hinweg!«

Da stand Tannhäuser auf. Jählings. Ihn reute, vor diesem Menschen, sterblich wie er selber, gewinselt zu haben. Ja, so sehe ich Tannhäuser! Aufrecht und stark steht er nun da. Er schweigt. Denn er sieht im Geist den deutschen Wald. Schnee liegt auf den Auen, Raben fliegen krächzend zwischen sachte fallenden Schneeflocken dahin, Abendrot steht hinter Wolkenschleiern, Eiszapfen hängen an dunklen Tannen, die fast vom Schnee begraben sind. Und er sieht sich selber durch den verschneiten Tann stapfen. Ohne Beschwer und ohne Unfriede, denn

er ist zu Hause. Kein Wort mehr spricht er zum Papst. Er blickt ihn nur groß an und geht von hinnen. Nordwärts. Den Papst fröstelt ob des Blicks, und er braucht lange, bis ihn die römische Sonne wieder voll Behagens sein läßt.
Ehe Tannhäuser für immer in Frau Holdas Berg einging, segnete er, wie ein altes Lied meldet, noch einmal die Sonne, den Mond und seine lieben Freunde. Diese mögen die Sterne gewesen sein. Dann setzte er sich zu den alten Männern, von denen Abschied zu nehmen er töricht unterlassen hatte. Die zürnten ihm nicht, denn sie waren weise und hatten, als sie jung waren, nicht minder geirrt. Irrtum glüht die, welche guten und starken Willens sind, rein.
Und der deutsche Tann hat sich, beglückt ob Tannhäusers Heimkehr, noch tiefer in Frau Holles Schneetuch gehüllt und hat sich ein Schlaflied gesummt. Dann ist er eingeschlummert und hat vom Frühling und dem Frühlingsgott geträumt, die schon unterwegs waren.

Papst Gregor der Große und Heilige, wie er sich selber sah, hatte einmal eine Vision. Er durchkostete – obgleich Iñigo von Loyola die Geistlichen Übungen noch nicht hatte einführen können, weil er erst an die tausend Jahre später gelebt hat – nach allen jesuitischen Punkten die seligen Wonnen des christlichen Himmelreiches und beschrieb sie in lateinischer Sprache: »Die Gerechten aber sehen die Ungerechten immer in ihren Qualen, damit dadurch ihre Freude wachse. Auch der Anblick der Strafen der Verdammten trübt im Geiste der Gerechten nicht das Licht ihrer so großen Seligkeit, denn wo kein Mitleid mehr mit dem Elend ist, kann zweifellos die Freude der Seligen nicht gemindert werden. Was Wunder, wenn der Anblick der Qualen der Ungerechten den Gerechten zur Nahrung der Freude wird. Denn, wie gesagt, die Freuden der Seligen wachsen um so mehr, als unter ihren Augen das Unglück der Verdammten zunimmt, dem sie selbst entgangen sind!«

Papst Innozenz der Dritte, wie der deutsche Dichter Lenau ihn sah, hat einmal, nachdem er die Albigenser hatte ausrotten lassen, in stiller Nacht vor einem Christusbild im Vatikan gekniet und mit lauter Stimme gebetet. Ob ihm wohl vor der Stille graute, seit er die Welt so stille gemacht?

> Er blickt empor zum Gottesbilde,
> Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
> Indem er seiner Tat gedenkt,
> Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er starrt dem Bild ins Angesicht,
Da löscht ein Falter ihm das Licht,
und finster ist es um ihn her
Und still; er fragt das Bild nicht mehr …

Plötzlich umzucken ihn Flammen: die Flammen der Provence, die er für ein neues Geschlecht vorzubereiten befohlen hatte. Die Flammen zeigen ihm das Kreuz auf der Brust jener Schergen, die er zum Albigenserkreuzzug aus allen vier Himmelsrichtungen herbeigerufen und denen er, weil sie »Soldaten Christi« waren, die ewige Seligkeit versprochen hatte.

Die Trümmer stürzen, Waffen rasseln,
Und aus dem wilden Feuerprasseln
Hört er verfluchen seinen Namen:
Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
Nimmt er's Gewissen in die Faust
Und spricht gelassen: Amen! Amen!

Papst Innozenz des Dritten Namen heißt verdeutscht: der Unschuldige. Kein Papst gehört zu Luzifers Hofgesind.

Der deutsche Mensch Faust, wie unser Dichter Christian Dietrich Grabbe ihn gestaltet hat, saß einmal nachts in seinem Studierzimmer auf dem Aventinhügel. Er suchte Helle. Und schaute nach Golgatha. Enttäuscht wandte er sich ab, denn kein Strahl drang von dort herbei. Und um ihn schliefen die Menschen ihrer geglaubten Seligkeit entgegen. »Nun gut«, sagte Faust, »seien sie selig, die schlaftrunkenen Seelen, die schwach genug sind, um, vom Schein geblendet, Schein für Licht zu halten und blindlings glauben, weil sie blindlings hoffen. Ich aber will lieber unter Qualen bluten! Ich floh zu dir, Rom, um in mir die ganze Menschheit aufzunehmen, denn du bist der zerbrochene Spiegel der umfassendsten Vergangenheit. Und Heldenbilder, im Glanz des Blutes der Nationen und der eingeborenen Bürger funkelnd, tauchen aus dieses Spiegels Scherben mehr und mehr, je tiefer man hineinblickt. Du bist die Stadt, wo sich im Augenblick Jahrtausende verschmelzen: Papst auf dem Kapitol und auf dem Pantheon Efeu von gestern! Die Reiche alle sanken hin vor dir zu Staub. Warum? Das weiß niemand, denn du warst nicht besser als sie. – Und als dein Schwert alles dir errungen, fielst auch du mit allem wieder in Nacht und Barbarei.«

Wie recht hast du, Faust, der du vielleicht mehr bist als nur ein Namensvetter jenes Manichäers Faustus, den der Heilige Augustinus unedel bekämpft hat. Du willst lieber unter Qualen bluten? Tue es, denn das ist der Weg allen deutschen Fleisches, wenn es zum Heil gelangen will.
Was hättest du gesagt, Faust, wenn du im Jahre 1536 zu Rom geweilt hättest? Ich will dir erzählen, was damals geschehen ist und was zur heutigen Stunde wieder geschehen kann: In jenem Jahr begann ein Komet den römischen Nachthimmel zu erhellen. Auch unter Roms Dächern duckten sich ängstlich die Menschen. Der Heilige Vater geriet um seine gläubigen Schafe in Sorge und belegte den Stern als Teufelsspuk mit dem Bann. Der aber machte sich nichts daraus, denn Millionen Ellen trennten ihn von der sich als ewig ausgebenden Stadt. Er unterließ es auch, belustigt mit dem Lichtschweif zu wedeln und ging seinen kosmischen Weg getrost weiter. Wahrscheinlich ist er der Menschen und Kerzen und Glocken und Choräle wie auch des Verfluchungen ausstoßenden Papstes gar nicht gewahr geworden. Sollte er eines Tages wiederkommen, werden ihn des Papstes Astronomen im Jesuitenkleid von der vatikanischen Sternwarte in tausendfacher Vergrößerung *Ad Majorem Dei Gloriam* heranholen, wie sie das Kreisen der Erde um die Sonne nunmehr auch ihrerseits als wahr und gottbeweisend anerkannt haben. Der Lauf der Welt ist eben nicht aufzuhalten. Trotz Rom!
Faust, deutschester Deutscher, lass' uns Tannhäuser folgen und zu einigen alten Männern gehen, von denen wir mehr lernen können als von Rom, dem zerbrochenen Spiegel der umfassendsten Vergangenheit. Vor mehr als zweitausend Jahren wußten »alte Männer«, wie Heraklit und Pytheas, jener nordsüchtige Pytheas aus Marseille, daß die Erde um die Sonne kreist. Sie lehrten: »Wir drehen uns um die Sonne in deren Dienst …!« Tausend Jahre später behauptete ein anderer Astronom, der berühmte Ptolemäus: »Nein, alles dreht sich um uns!« – Des Ptolemäus Lehre hat Rom, dem päpstlichen Rom, gar sehr gefallen, und es hat verlangt, daß ein jeder Christ, so er nicht der Verdammnis anheimfallen wolle, glauben müsse: »Wir sind das Zentrum und um uns dreht sich alles!« – Dann aber standen wieder weise und mutige Männer auf: Galilei und Kopernikus. Sie verkündeten: »Wir drehen uns doch!« Galilei wurde wegen seiner ketzerischen Lehre vor ein Inquisitionstribunal gestellt. Im Jahre 1613, als in Deutschland Christen sich rüsteten, in Christi Namen den grauenhaften Dreißigjährigen Krieg auszutragen, und als ein Schuster namens Jakob Böhme seinen Mitmenschen des Geheimnis von einer Krone anvertraut hat, die in Mitternacht liegt. Das Geheimnis von Luzifers Krone …!
Gib mir die Hand, Faust! Verlassen wir Rom und suchen wir gemeinsam den

Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht! Stolz mag man dort sein, aber nicht eitel wie in Rom. Und besser ist, bei einem Lichtbringer zu weilen als bei einem Lichtholer oder zerbrochenen Spiegel, der von Blut trieft. Gehen wir durch die Hölle zur Helle! – Faust sprach:

»Es sei!
Ich sucht' die Gottheit
Und steh' am Tor der Hölle. Doch noch kann
Ich weiter schreiten, weiter stürzen, wär'
Es auch durch Flammen. Ziel, ein Endziel muß
Ich haben! – Gibt es einen Pfad zum Himmel,
So führt er durch die Hölle, mindestens
Für mich!
        Wohlan, ich wag es!«

Nach nächtlicher Bahnfahrt im überfüllten Zug habe ich auf Veronas alten Festungswällen bis zum frühen Nachmittag in der Sonne gelegen und geschlagen. Dann nahm ich in den Wassern der Etsch, die aus Tirols Bergen kommt und einen Hauch des Nordens mitbringt, ein erfrischendes Bad und wusch Roms Staub ab. Schließlich besichtigte ich die schöne Stadt mit ihrem eindrucksvollen Amphitheater und ihren merkwürdigen Kirchen. Noch manches andere sah ich mir an.
So bin ich denn in »Bern«, wo der große Gotenkönig Theoderich geherrscht und die Einigung aller germanischen Menschen vergeblich begonnen hat. In »Raben«, welches Ravenna ist, starb er seinen Tod. Dort auch haben ihn die Goten klagend begraben. Bald nach seinem Tode haben katholische Christen die Asche des »fluchwürdigen Ketzers« aus dem Riesenstein, seinem Grabmal herausgeworfen und in alle Winde zerstreut. Wohin aber mag Dietrichs von Bern Seele gegangen sein?

Wenn, im Zeitalter der Kreuzzüge, Kreuzfahrer aus der Ferne in die Heimat zurückkamen, wußten sie allerlei zu erzählen. Zwar waren viele gar nicht bis Palästina gekommen; aber Länder und Meere hatten sie gesehen und, was ihnen den stärksten Eindruck gemacht haben muß, feuerspeiende Berge. Der Ätna scheint es ihnen noch mehr angetan zu haben als das neapolitanische Vulkangebiet, wo ein Berg »Gral« liegt. Es schrieb der arelatische Kanzler Gervasius von Tilbury, nach wie vor weile König Artus am Ätna und leide dort an einer schmerzhaften Wunde, die sich Jahr für Jahr öffne. Der Kartäuser und Morgenlandpilger Ludolf von Suchen, der auch ein »Leben Jesu« geschrieben hat, nennt den Ätna den Berg Bel und läßt ihn den Eingang zur Hölle sein. Wenn man, so berichtet Cäsarius von Heisterbach, an Sizilien und dem Ätna vorbeifahre, könne man deutlich vernehmen, »wie durch geisterhafte Stimmen die Ankunft der Verdammten gemeldet und die Glut für sie zu schüren befohlen werde«. Grausig gehe es dort zu, meinte der Heisterbacher.
Artus war nicht allein. Es umgab ihn ein erlauchtes Hofgesind. Darunter, wie nicht wenige Chronisten behaupteten, Gotenkönig Theoderich, kein anderer als unser herrlicher Dietrich von Bern. Der war bei Lebzeiten arianischer Ketzer gewesen, und deshalb wohl haben Palästinapilger und überfromme Mönchlein ihn voller Abscheu in ein vulkanisches Feuerreich versetzt. Es konnten aber die herzhaften Helden, deren Dietrich einer war, herzhaft lachen. Und vor der Hölle

hatten sie nicht die mindeste Angst! Anstatt sich ins Feuerreich werfen zu lassen, gingen sie, neusüchtig und kühn wie sie waren, aus freien Stücken hinein. Darin angekommen, lachten sie herzhaft. Sie wurden gewahr, daß es die Hölle voller Siedehitze und Eiseskälte, Schwefeldampf und Quälereien, Beelzebub und Teufelchen samt Marterwerkzeugen, wie auch die ewige Verdammnis gar nicht gibt! Solche Helden sind ganz besondere Menschen gewesen, und es war noch im späten Mittelalter, dem angeblich so dunklen, die gute Erinnerung an sie keineswegs verloren. Denn man sagte häufig: »Ich will lieber auf dem Berg Bel sein bei Königen und Fürsten als im Himmel, wo doch nur böse Männer und fromme Weiber, Blinde und Lahme sind!« – Dieses mittelalterliche Sprichwort hat es mir angetan.

In der Bibel steht beim Propheten Jesaja, der im Namen seines eifernden Gottes Zebaoth den Fluch über Luzifer und seine Kinder gesprochen hat, der frohlockende Satz geschrieben: »Der Bel ist gebeugt!«
Ich fühle: Das Geheimnis des alttestamentlichen Bels, des mittelalterlichen Berges Bels und Luzibels, wie die Albigenser den Luzifer genannt haben, werde ich eines Tages vollends entwirren. Ob früh oder spät, weiß ich nicht.

Von König Artus und dem Berner Dietrich meldet auch der »Wartburgkrieg«, jenes sonderbare und von unbekannter Hand um die dreizehnte Jahrhundertwende geschriebene Gedicht, das den sagenhaften Dichterstreit auf der Wartburg, dem Landgrafensitz Hermanns des Ersten von Thüringen, besingt. Sieben Minnedichter – unter ihnen Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach – sollen einander im Jahre 1207, dem Geburtsjahr der Heiligen Elisabeth, mit Rätselgedichten auf Leben und Tod bekämpft haben. Man lief im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sehr leicht Gefahr, als Ketzer vor den Ketzermeister geführt und entleibt zu werden. Als sich die Sänger auf der Wartburg stritten, wartete ein »Stempfel von Eisenach« auf die Besiegten, damit er ihnen den Kopf abhacke. Er wird ein Ketzermeister gewesen sein. Jedesmal, wenn einer der streitenden Sänger, Wolfram von Eschenbach zumal, auf heikle Glaubensfragen zu sprechen kommt, bricht er jählings ab, als erschrecke er über seinen eigenen Mut. Es hatte wohl keiner Lust, sich vom »Stempfel« umbringen zu lassen. Was den Verlauf des berühmten Dichterstreites anbetrifft, so gerät Heinrich von Ofterdingen durch Wolfram von Eschenbach in Bedrängnis und muß aus Ungarland, der Heimat der Heiligen Elisabeth, den Meister Klingsor herbeirufen. Dieser steht im Bunde

mit dem Teufel (in einer der Handschriften *Nazarus:* Nazarener geheißen!), Wolfram überwindet auch Klingsor. Mittels eines Zwiegesprächs, das der Berner Dietrich und Zwergkönig Laurin in alten Zeiten einmal gehabt haben sollen und von dem er, der Eschenbacher, begeistert singt. Wolfram läßt den Laurin zum Berner gesagt haben: »An die fünfzig Jahre habt Ihr noch zu leben, Dietrich. Und mögt Ihr auch ein starker Held sein, der Tod überkommt Euch doch. Aber wisset, daß mein Bruder, in deutschen Landen zu Hause, tausendjähriges Leben zu geben vermag. Ihr braucht Euch nur einen Berg zu erküren, der innen feurig ist. Dann meinen die Leute, Ihr wäret gefahren in Hitze groß, Ihr werdet jedoch irdischer göte gnôz: irdischen Göttern gleich sein!« – Dem König Laurin antwortete der Berner: »So will ich tun und bin dessen im voraus froh. Nimmer wird es mein Mund anderen Menschen verkünden.« – Wolfram von Eschenbach fügt von sich aus hinzu: »Und ich will nicht verraten, wie die Römer in feindlicher Absicht vor jenen Berg gefahren sind!«

Dann singt der Eschenbacher gegen Klingsor einen geharnischten Sang: »Meister, es gibt einen König, der heißt Artus. Könnt Ihr einen anderen König nennen, der ihm gleicht! Hört mich weiter an: Artus lebt in einem Berg. Edle Ritter, die sich an männiglicher Speise und reinem Trank ergötzen, bilden das Hofgesind. Weder Harnisch, Gewand, noch Roß ermangeln ihnen. Auch Spielleute weilen dort. Seit Artus in seinem Berg haust, hat er Kämpen ins Land der Christen mit einer frohen Botschaft ausgesandt. Die gleiche Botschaft verkündete jedoch eine Glocke. Und als diese Glocke zu tönen anfing, verstummten jählings die Spielleute des Artus, sonst der Künste voll. Des Hofgesinds Freude kam zu Fall. Versteht Ihr mich endlich, Meister Klingsor? Nein? Dann könnt Ihr auch nicht wissen, wen Artus als Kämpen ins Christenland hinausgeschickt hat und wer die Glocke, die freudestörende, läutet. Den Glöckner müßt Ihr selber erraten. Den Kämpen aber will ich Euch nennen. Er heißt … Lohengrin!«

Lohengrin ist dem Geschlecht der Gralskönige entsprossen: Parzival war sein Vater und Anfortas, der vor diesem die Krone des Grals getragen hatte, sein Großoheim. Von Anfortas weiß Wolfram im »Parzival« zu melden, er leide an einer unheilbaren Wunde, weil er um »unerlaubte Minne« geworben und so gegen das oberste Gesetz der Gralsritterschaft verstoßen hatte. Wie sehnlich et auch den Tod herbeiwünschen mochte, er konnte nicht sterben. Nur ein Mittel gab es, das den siechen König heilen würde: Ein edler Ritter mußte, ohne um des Grals Wesen und Geheimnis zu wissen, aus eigener Kraft zur Burg Munsalvatsche finden und die erlösende Frage stellen. Parzival, Lohengrins Vater, wurde der Erlöser.

Der leidende König Artus und der leidende König Anfortas sind eins! Auch der Berg, darin Artus im Kreise seines erlauchten Hofgesindes herrscht, und der Gralsberg sind eins: Von ihm ist Lohengrin auf seinem Schwanennachen zu den Menschen gefahren! Aus welcher Himmelsrichtung mag er gekommen sein? Von Westen, wo Montségur liegt? Von dem Berg Bel in Sizilien oder dem »Gral« bei Neapel? Von Osten? Oder vom »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht«?

Im Jahre 1183 fand zu Verona ein Kirchenkonzil statt. Es wurde bei dieser Gelegenheit erörtert und beraten, welche Mittel gegen die neuarianische und neumanichäische Häresie in Anwendung gebracht werden müßten. Die Ausrottung auch des letzten Katharers wurde beschlossen, in der Stadt des Arianers Dietrich von Bern, ein halbes Jahrtausend nach dessen Tod. Bevor die Goten gekommen waren, hatten schon die Langobarden an den Südhängen der Alpen und in der Poebene Heimat gefunden. Auch sie sind Arianer gewesen: Ketzer.

Erst seit wenigen Stunden bin ich in Merano, wie die Stadt nunmehr heißt. Ich reise vor der Zeit weiter, denn nichts hält mich hier. Gesehen habe ich außer dem von Touristen und Kurgästen aller Nationen überlaufenen Schloß Tirol, dem Tappeinerweg und den Lauben, die man in anderen Südtiroler Städten viel schöner und anheimelnder haben kann, hebräische Zeitungen lesende Juden sowie ein vor Jahr und Tag vielgenanntes Mitglied der deutschen Zentrumspartei, dem Deutschlands Boden zu heiß geworden ist Das hat mir den Aufenthalt vergällt.
Ich fühle, daß die Manen der vom fahrenden Volk des Mittelalters vielbesungenen »Herzöge von Meran« hier nicht mehr walten können: eines Berchtung, der den Helden Wolfdietrich töten sollte, aber im Tann ausgesetzt hat, und einer Berchther, dessen eingekerkerten sieben Söhnen König Rother, sich als Dietrich von Bern ausgebend, mittels Harfe und Lied Rettung gebracht hat. Ich werde sie anderswo heraufbeschwören müssen. Ebensowenig werde ich in Meran den Stein Claugestiân finden. Der alte Herzog Berchther, König Rothers weißhaariger Gefolgsmann, hat ihn als Helmzier getragen. Und »selbst um Mitternacht leuchtete der Stein taghell«. Gefunden hatte ihn einstmals Alexander der Große in einem Lande, »wohin« – so heißt es – »nie ein Christenmensch gekommen ist« Auch den Stein Claugestiân werde ich anderswo suchen müssen!

Von den sagenhaften Meraner Herzögen ließ man Gertrudis, Gattin des Königs Andreas des Zweiten von Ungarn und Mutter der Heiligen Elisabeth, abstammen. »Gertrudis hat sich«, wie ich einem unlängst in einer Südtiroler Zeitung erschienenen Aufsatz entnehme, »ein ziemlich böses Andenken in der ungarischen Geschichte bewahrt: Wegen ihres Hochmutes sowie ihrer Vorliebe für Fremdlinge, die im Vertrauen auf ihre hohe Protektorin die Ungarn auf Schritt und Tritt vergewaltigten, wurde die Königin in ihrem achtundzwanzigsten Lebensjahre ermordet. Als die Mutter diesem Attentat zum Opfer fiel, weilte die damals sechsjährige kleine Elisabeth nicht mehr in Ungarn.« Im Jahre der Geburt Elisabeths, anno 1207, soll der berühmte Wartburgkrieg stattgefunden haben. Einer der streitenden Sänger, Meister Klingsor, dem Wolfram von Eschenbach beim Streit herzhaft ans Leder gegangen ist, hat, wie andere Legenden meinen und wie ich auch in meiner gut katholischen Tiroler Zeitung geschrieben finde, die Aufmerksamkeit »des ziemlich verschuldeten, doch dabei prachtlie-

benden thüringischen Landgrafen auf die vor kurzem geborene ungarische Königstochter Elisabeth gelenkt. So erschien denn im vierten Lebensjahr der kleinen Prinzessin eine Abordnung aus Thüringen am ungarischen Königshof, um für den erstgeborenen Sohn des Landgrafen um die Hand des Prinzeßchens zu werben. Elisabeth wurde tatsachlich in ihrem vierten Lebensjahr dem thüringischen Thronerben verlobt und nach der Sitte der damaligen Zeit sofort an den Hof ihres zukünftigen Schwiegervaters gebracht. Die Schätze, die sie als Morgengabe mitnahm – darunter eine silberne Wiege und eine silberne Badewanne –, wogen nicht weniger als zweihundert Zentner Feinsilbers. Bald jedoch starb der Bräutigam, Erbgraf Hermann. Die der kleinen Prinzessin feindlichen Familienmitglieder wollten Elisabeth nach Ungarn zurücksenden. Sie hätten aber in diesem Falle die seither verpraßte Morgengabe zurückerstatten müssen. Deshalb wurde Elisabeth, ohne lange gefragt zu werden, dem zweitjüngsten Grafensohn Ludwig verlobt. Zu diesem Anlaß verfaßte wahrscheinlich der noch immer dort anwesende Klingsor die hunnisch-ungarische Stammlegende – die früheste dichterische Fassung der ungarischen Vorgeschichte –, offenbar deshalb, um die vornehme Herkunft der am Thüringer Hof als Aschenbrödel behandelten elfjährigen ungarischen Königstochter ins richtige Licht zu setzen. Mit vierzehn Jahren wurde diese ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam angetraut. Landgraf Ludwig führte mit seiner Frau ›Schwesterchen‹, wie er sie nannte, ein liebevolles und frommes Leben, wurde doch später auch Ludwig, obwohl nicht kanonisiert, als Heiliger bei seinem Volke verehrt. Vier Kinder bildeten den Segen dieser Ehe. Im neunzehnten Lebensjahr der stets zur Askese neigenden Landgräfin trat plötzlich eine eigenartige Gestalt in ihr Leben ein: der Generalinquisitor Konrad von Marburg, ein Dominikanermönch, der wegen seiner unnahbaren Frömmigkeit und Strenge den Titel einer ›Geißel Deutschlands‹ bei seinen Zeitgenossen erhielt. Er forderte von seinem Beichtkinde Elisabeth unbedingten Gehorsam, der sich selbst auf Gelddinge erstrecken mußte. Dabei legte er der Fürstin eine derart strenge Disziplin auf, daß sie bei ihren Verwandten bald als Närrin in Verruf kam. Ein übriges dazu tat ihr an Verschwendungssucht grenzender leidenschaftlicher Wohltätigkeitsdrang, demzufolge sie ihr ganzes väterliches Erbe, selbst die silberne Wiege, zu Geld machte und dieses sowie den Erlös ihrer eigenen Garderobe an Bettler verschenkte «

Mich wundert, daß Elisabeth ihr väterliches Erbe, selbst die silberne Wiege, zu Geld hat machen können, da doch alles durch die thüringischen Verwandten »verpraßt« worden war Gleichviel, wir wollen den Zeitungsaufsatz, der, wie ge-

sagt, nicht ketzerisch ist, ohne Anfechtung zu Ende lesen. Ich habe, da er in sehr schlechtem Deutsch abgefaßt ist, einige stilistische Änderungen vornehmen müssen: »Nach sechsjähriger Ehe verstarb Elisabeths Gatte plötzlich auf dem Wege zu einer Kreuzfahrt; von nun an wurde ihr Leben am Wartburger Hof zum reinsten Martyrium. Ihre Schwiegermutter und Schwäger verjagten sie samt ihren Kindern. Die stolze Arpadentochter (König Andreas, Elisabeths Vater, war ein Sproß des ersten Herrscherhauses der Ungarn, des Arpadschen Geschlechts) fand im Stall eines gutherzigen Bauern Unterkunft. Ihr Beichtvater nahm sie noch strenger in die Disziplin, so daß die Kunde hiervon selbst bis zum ungarischen Königshof drang, worauf ihr Vater sie heimführen wollte. Da sie aber die Vorrechte ihres erstgeborenen Sohnes auf den landesfürstlichen Thron wahren wollte, konnte sie das Land nicht verlassen. Das harte Los der vertriebenen Fürstin wurde endlich selbst ihrer Familie peinlich; man einigte sich nun dahin, daß für Elisabeth in Marburg an der Lahn ein Hospital erbaut werde, als dessen Priorin sie sich nunmehr vollständig der Pflege von Aussätzigen widmen konnte. Gleichzeitig trat sie als Tertiarerin in den unlängst gegründeten Franziskanerorden ein und lebte nun noch einige, der sozialen Wohlfahrtspflege gewidmeten Jahre. Sie war kaum vierundzwanzig Jahre alt, als sie das irdische Jammertal mit dem himmlischen Königreich vertauschte. – Schon zu ihrer Lebenszeit kursierten über sie verschiedentliche Wundererzählungen. Vornehmlich waren es Rosenwunder, die die Volksphantasie aufs heftigste erglühen ließen. Schon als kleines Kind habe sie, noch am väterlichen Hof, die Leidenschaft des Almosengebens ergriffen. Sie trug die Tafelreste in ihrer Schürze stets den Bettlern hinaus. Ihr Vater verbot ihr, wahrscheinlich in Hinblick auf die kontagiöse Lepragefahr, den weiteren Verkehr mit den Bettlern. Trotz des Verbotes konnte sie aber ihre Leidenschaft nicht meistern und brachte eines Tages wieder Brot zu den Bettlern. Als ihr Vater bemerkte, daß sie etwas in ihrer Schürze berge, stellte er sie zur Rede, worauf das kleine Mädchen die Notlüge erfand, sie habe Rosen in der Schürze. Und siehe da, als sie nun auf Gebot ihres Vaters die Schürze auseinandertat, war diese durch Gottes besondere Gnade tatsächlich bis an den Rand mit Rosen gefüllt. Das zweite Rosenwunder erlebte sie kurz nach dem Tode ihres ersten Bräutigams. Sie entschloß sich damals, ihr weiteres Leben nur dem göttlichen Bräutigam zu widmen, und als Zeichen dieses Gelöbnisses trug sie fortan eine Rosengirlande im Haar (der Verfasser des Aufsatzes hat anscheinend nicht gewagt, »Rosenkranz« zu sagen). Da trafen die Abgesandten ihres Vaters auf der Wartburg ein und teilten ihr den väterlichen Wunsch mit, wonach sie nunmehr die Braut des Landgrafen Ludwig sein möge. In ihrer

seelischen Bedrängnis nahm sie die Rosengirlande vom Haupt und warf sie in den Fluß. Doch siehe da, plötzlich vervielfachten sich die Rosen, und die ganze Oberfläche des Wassers erglühte im rosigen Schein des Blütenmeers. Das dritte Rosenwunder aber widerfuhr ihr zu Zeiten ihres ehelichen Lebens. Aufopferungsvoll pflegte sie die Aussätzigen, und als sie endlich kein Krankenbett für einen der Siechen fand, legte sie ihn in ihr eigenes Bett. Als ihr Gatte heimkehrte, stellte er sie zur Rede, welchen fremden Mann sie in ihrer Kemenate beherberge. In ihren heiligsten Gefühlen der ehelichen Treue verletzt, vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Ihr Gatte riß hierauf die Decke vom Bett, und siehe da, inmitten blühender Rosen lag der Heiland selbst in den Kissen, worauf Ludwig vor ihr niederkniete und sie um Verzeihung bat.«

Obwohl mir bekannt ist, daß die uns überkommenen eidlichen Aussagen der vier Dienerinnen der Landgräfin (unter ihnen eine Jutta oder Judith, welche der Elisabeth schon in deren fünftem Lebensjahr beigegeben worden war) von Wundern während des Lebens der Heiligen nichts enthalten und nur bekunden, daß die Verstorbene Visionen gehabt habe, hielt ich es für angebracht, diese berühmten Rosenwunder so nachzuerzählen, wie kirchlich gesinnte Menschen sie sehen – und für bare Münze nehmen. Aber hören wir weiter: »Sofort nach Elisabeths Tode geschahen an ihrem Grabe verschiedene Heilungswunder, worauf ihr bisheriger Beichtvater – der übrigens kurz darauf durch einige Adlige erschlagen wurde – beim römischen Papst darauf hin drang, daß sein Beichtkind heilig gesprochen werde. Die Kanonisierung fand denn auch im Jahre 1235, noch zu Lebzeiten ihres Vaters, statt, der hierdurch in seinem Konflikt mit der römischen Kurie (nun sage ich: siehe da!) eine nachhaltige Hilfe erhielt; man konnte doch gegen den Vater einer Heiligen der römischen Kirche nicht mit der so angebrachten Strenge vorgehen. (Ich sage abermals: siehe da!) Noch in dem Kanonisationsjahr wurde mit dem Bau einer Kirche zu ihren Ehren, dem ersten hochgotischen Dombau in Deutschland, begonnen. In Budapest wurde das heilwirkende Rudasbad zu ihren Ehren als Hospital eingerichtet und nach ihr benannt. – Ihre Lebensgeschichte wurde bald nach ihrem Tod durch Konrad von Marburg, durch Cäsarius von Heisterbach sowie durch Dietrich von Thüringen niedergeschrieben.

Von der irdischen Hinterlassenschaft der heiligen Arpadenprinzessin ist in Ungarn wohl nur ein in Gold gefaßter Stab im Tresor der erzbischöflichen Hochkirche zu Esztergom erhalten, der aus dem einfachen Holzbett der Heiligen geschnitzt wurde.«

Von zwei anderen Stäben, Elisabeths Bettstelle entnommen, und von ihren Reliquien werde ich erzählen, sobald ich wieder in meiner Heimat bin. Die Heilige Elisabeth soll »ein Trost und Schatz des vielfach armen Hessenlandes« und auch, wie zu Unrecht behauptet wird, die »Herzensdame« Tannhäusers gewesen sein.

Seit Wochen lebe ich auf einer Alm, die so hoch droben in den Bergen liegt, daß man schon zu Beginn des Herbstes gegenwärtig sein muß, Schneeflocken auf sie niedergleiten zu sehen. Ein weißes Tuch deckt dann den duftenden Enzian, die Arnika, deren Säfte Heilung bringen gar manchem Gebrest, und die keusche Alpenrose. Diese Alm ruht selbstsicher zwischen dem Drunten und dem Droben. Sie genügt, eindeutig begrenzt von ragenden Wänden, sich selbst und stellt, so erkannte ich, eine verzauberte Welt dar.
Von den herrlichen Dolomiten geborgen, ist sie wohl weltfern, aber keineswegs weltfremd. Schon deswegen ist sie es nicht, weil sie, ohne gebunden zu sein an das, was man gemeinhin »Welt« nennt, verbunden ist mit ihr: Es führt ein steiler, von den kühn ausladenden Bergflanken abhängiger Steig zu ihr hinauf. Oft springen ihn schäumende Gießbäche an, als wollten sie verhindern, daß er die abgründigen Tiefen mit den erhabenen Höhen eine. Aber stetig steigt er und, je schroffer die Wand, je geifernder der Wassersturz, um so unbeirrter führt er hinan. Er weiß, daß ihm bald nur moosbehangene Wettertannen den Blick verwehren auf die Alm, der er sich verpflichtet hat und deretwegen er ist. Als ich ihm erstmalig folgte, da konnte ich die Höhe nur ahnen, zu der er mich tragen würde, denn Nebel, brodelnde und kalte, hüllten ihn ein. Dann kam ich droben an. Ich blieb.
Dreimal war ich bis jetzt in Bozen. Vier Stunden sind es bis dorthin. Ich kaufte derbe Schuhe und derbe Kleidung. Öfters stieg ich in die Schlucht unterhalb der Alm. An entwurzelten Stämmen und bemoosten Felsblöcken vorbei, daran leuchtende Fliegenpilze kleben, führt ein wahrscheinlich abschüssiger Jägerpfad zu ihr hinab. Mächtig ragen im Talweg die Stämme, weil sie da kein Sturm knicken kann. Auch die Sonne findet schwer in die Schlucht hinein. Gibt es nicht Tage, da man des Lichts entraten möchte? An solchen stieg ich zur Tiefe.
Sehr oft aber schlug ich den Weg ein, der von der Alm gipfelwärts führt. Über weite Strecken Heidereichs hin, darin die roten Preiselbeeren sich verbergen, und durch einen Wald von dunklen Zirbeln, zwischen deren zerfetzten Zweigen immerzu die weiten Schneefelder der Adamellogruppe schimmern, windet er sich hinauf, biegt auch dabei behutsam um eine Tränke, hingestellt fürs Vieh und die dürstenden Waldvögel. So vergeht er. Schließlich ist man, angesichts der sich gen Himmel reckenden Türme des Rosengartens, allein mit dem, was sich am ehesten auf den Gipfeln der Bergriesen offenbart und wessen man hier ein Teil werden kann.

Nie werde ich diesen Abend vergessen. Ich stand vor meiner Hütte und sah den Tag sterben. Das Glöcklein einer Waldkapelle, auf einem anderen Hang liegend, läutete ihn zu Grabe. Ein ungeahntes Leben aber lebte der herrliche Rosengarten. Rot wie die köstlichen Rosen glühten seine Felsen. Manchmal flammten sie, als brenne in ihnen ein Feuer, und als seien die Nebelschwaden, die sich an sie lehnten, Rauchfahnen. Ich schaute und gedachte dabei der alten Lieder, die von diesem Berg manch Wunderding zu singen wissen. Zwergkönig Laurin soll hier, einst, als die Menschen besser waren, eines köstlichen Rosengartens gewartet haben. Wundervoller Duft aus Myriaden von Blumenkelchen webte darin, und unzählig waren die Vögel, die bei Tag und bei Nacht dem Schöpfer Preis jubelten. Doch es gelang ungnädigen Menschen, den Zwergkönig gefesselt in ihre Städte zu führen und ihn zu zwingen, Gaukler und belachter Narr zu sein. Sehr bald danach geschah es aber, daß Laurin, der Fesseln heimlich ledig geworden, heimkehren konnte in sein paradiesisches Gefilde. Damit nie wieder ein Unwürdiger Einlaß finde, hat er es, wie schon einmal zuvor, mit einem Seidenfaden umspannt. Möge ein Mensch noch so starke Arme haben, er hat nicht die Kraft, den spinnwebdünnen Faden zu zerreißen. Möge ein Mensch noch so reich sein, nie wird er sich des Rosengartens Schau erkaufen können. Und sei ein Mensch noch so belesen, es gibt kein Buch, in welchem Laurins Wunderland beschrieben ward.
So sann ich vor meiner Almhütte. Darüber war die Nacht endgültig gekommen, und ihr war der Mond gefolgt. Silbern spielten seine Strahlen auf dem erloschenen Gestein. Wohl war der Tag von hinnen gegangen, und es waltete die kühle Nacht, die ein so schönes Lied, von Brahms vertont, mit dem Tod einsetzt. Allein das Gebirge vor mir lebte nicht minder.
Immer noch will mir scheinen: das größte von Laurins Wundern ist das Wissen um Tag und Nacht, welches auch das Wissen ist um Leben und Tod. Oh, daß wir darum wüßten! So seufzen die Menschen und brauchten es nicht zu tun. Denn es ist Zutritt möglich zu Laurins Wunderreich. Trotz des hütenden Seidenfadens. Aber nur für die, die Ritter sind – oder Kind – oder Dichter!

Auf dem uralten Tiroler *Troj de rèses:.* Rosenpfad, der vom Karer Paß durchs Tierser Tal nach Norden führt, soll einmal ein Recke aus dem Gefolge Dietrichs von Bern dahergeritten sein. Vergeblich hatte er versucht, einen Zugang zu Laurins Reich zu finden. Sooft er am Ziel zu sein glaubte, hatten sich unersteigbare Felswände vor ihm aufgetürmt. Nun sah er einen Tobel vor sich liegen. Er stieg hinab. In der Nähe eines Baches vernahm er wundervollen Gesang von unzäh-

ligen Vögeln. Er blieb stehen und lauschte. Da erblickte er eine Frau, die auf einer sonnigen Wiese Lämmer hütete. Ob die Vöglein immer sängen, fragte er. Sie habe sie schon lange nicht mehr gehört, antwortete die Frau, aber nun könne man, so glaube sie, die Mühle endlich finden und, den Menschen zum Heil, wieder in Gang bringen. Was das für eine Mühle sei, erkundigte sich der Ritter. Sie sei verzaubert und stehe seit vielen Jahren still. Früher sei sie von Zwergen bedient worden und habe Laurin gehört, der hier Mehl mahlen ließ und den Menschen schenkte, die arm waren. Es seien aber Habgierige gekommen, und einer von ihnen habe einen Zwerg ins Wasser geworfen, weil dieser ihm nicht genug Mehl gegeben hätte. Seitdem stehe die Mühle still und könne nicht gefunden werden. Es sei denn, daß die Vögel wieder zu singen begännen. Die Mühle liege tief in dem Tobel, sei fest verschlossen, und auch das Rad gehe nicht mehr. Man nenne sie Rosenmühle, weil sie von Heckenrosen umwachsen sei. Der Ritter eilte in den Wald, um die Mühle zu suchen. Er fand sie. Auf dem Dache wucherte Moos, die Holzwände waren vom Alter geschwärzt, und das Rad drehte sich nicht. Die Rosen wuchsen so dicht, daß, wer nicht um die Mühle gewußt hätte, unachtsam vorübergegangen wäre. Vergeblich versuchte der Ritter, die Türe zu öffnen. Das Schloß gab nicht nach. In der Wand zeigte sich ein kleines Fenster. Der Ritter stellte sich auf den Rücken seines Rosses und schaute durch die Scheiben. Im Mühlenraum lagen sieben Zwerge und schliefen. Der Ritter rief und pochte. Umsonst. Da ritt er zur Wiese zurück und legte sich zur Ruhe nieder. Am anderen Morgen erklomm er eine Höhe oberhalb der Waldschlucht. Da standen drei Sträucher von Heckenrosen. Der Ritter brach vom ersten Strauch eine Rose ab. Eine Elfe rief aus dem Strauch heraus: »Bring mir eine Rose aus der guten alten Zeit!«
»Gern täte ich es«, versetzte der Ritter, »wie aber finde ich sie?« Klagend verschwand die Elfe.
Der Ritter schritt zum zweiten Strauch. Er brach eine Blume. Wieder erschien eine Elfe, bat, klagte und verschwand. Als er vom dritten Strauch eine Rose brach, fragte eine dritte Elfe: »Warum pochst du an unser Tor?«
»Ich will in König Laurins Rosengarten, denn ich suche die Maibraut!«
»In den Rosengarten darf nur, wer Kind ist oder Sänger. Wenn du ein schönes Lied vortragen kannst, steht dir der Weg offen.«
»Das kann ich!«
»So komm mit mir«, sagte die Elfe, pflückte Heckenrosen und stieg in die Schlucht hinunter. Der Ritter folgte ihr. Sie erreichten die Mühle. Die Tür sprang von

selber auf. Noch schliefen die Zwerge. Da berührte die Elfe sie mit den Rosen und rief: »Erwacht, ihr Schläfer, die jungen Rosen blühen!«
Die Zwerge erhoben sich, rieben sich die Augen und begannen zu mahlen …
Die Elfe wies den Ritter in den Mühlenkeller. Von dort führte in den Berg ein Gang, schließlich in lichtester Helle endend. Und des Ritters beglücktes Auge schaute König Laurins paradiesischen Garten mit bunten Beeten, lachenden Hainen und prangenden Rosen. Er sah auch den Seidenfaden, der alles umspannte.
»Nun beginne dein Lied«, sagte die Elfe.
Da sang der Ritter von Minne und Mai. Und das Rosenparadies tat sich ihm auf. Für immer. Der Ritter war in die Ewigkeit eingegangen.

Es gibt noch eine andere, nicht minder wundersame Tiroler Sage. Eine Prinzenbraut hatte die »Rose des Gedenkens« in das Land des Bräutigams mitgebracht. Nach der Rose Wesen gefragt, erwiderte die Braut, sie versinnbildliche das Gedenken an eine Zeit, da es keinen Haß und keinen Totschlag gegeben habe, da alles schön und gut war. Jahrhunderte vergingen. Aus jener einzigen Rose war mit der Zeit ein großer Garten geworden, den Berg bedeckend und purpurn in die Lande leuchtend. In dem Rosengarten herrschte Laurin als König. Er war der Bräutigam gewesen, dem die Maibraut des Gedenkens Rose gebracht hatte. Schließlich mußte er das Rosenreich vor den Menschen verschließen. Spielende Kinder haben einmal einen geheimnisvollen Schlüssel gefunden und sind so in den Garten gelangt. Sollte der Schlüssel ein Dietrich gewesen sein?

Gedenken ist Minne.

Der Rosengarten glüht. Am Schiern und an den anderen so schönen Bergen steigt die Nacht in den Kaminen hoch. Schnee füllt die Runsen. Ein goldener Sonnenbalken, der letzte für heute, liegt auf dem Hang des Vogelweiderhofes. Dort soll der Minnedichter Walther von der Vogelweide, der so gerne ein frohes Tandaradei sang, das Licht der Welt erblickt haben. Als Sohn Tirols kannte er bestimmt die Mär vom Rosengarten, von der Rosenmühle und den singenden Vögeln. Er wußte auch, daß man die beseligende und vergottende Minne zu suchen habe. Denn er sang:

Minne ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen.
Und doch kannst nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie,
Sie ist nur edlen eigen.

Für Walther von der Vogelweide war die Minne Geist und der Schlüssel zum Reiche Gottes!

Bozener Bergsteiger, die mich als einen der ihren aufgenommen haben, sind auf meine Alm heraufgekommen, um mit mir eine Klettertour zu verabreden. Sie blieben bis spät in die Nacht. Ich mußte ihnen aus meinem Tagebuch vorlesen und sie die neuen Lieder meiner Heimat lehren. Den größten Gewinn aber hatte ich: Ich habe ein in Tirol vielgesungenes Lied vernommen, demzufolge ich auch die Bergsteiger, eine mir liebe Zunft, zu Luzifers Hofgesind zählen darf.

Und hätte ich einmal,
So Gott es will,
Den letzten Sturz getan:
Ich träte wie immer
Gelassen und still
Die letzte Bergfahrt an.
Ob Eis, ob Stein
Auch manchen fällt,
Das macht uns keine Pein:
Wir sind die Fürsten dieser Welt
Und wollen's auch droben sein!

Wehe euch, ihr Kraxler, denn auch über euch hat des Jesaja eifernder Gott den Ruch gesprochen: ihr seid übermütige Rebellen! Klettert nicht mehr die Felswände empor, um der Welt Herrlichkeit noch herrlicher und in weitmöglichstem Maße zu euren Füßen und vor euch und über euch zu sehen, sondern bleibt in den dumpfen Stuben und in den düsteren Kirchen! Sonst läßt euch der Herr

Zebaoth nicht nur von Eis und Stein fällen und von den Bergen zur Tiefe stürzen, er läßt euch sogar vom Himmel fallen, wenn ihr Einlaß in diesen heischt gleich Luzifer, dem Fürsten dieser Welt, der es zu Recht auch droben sein wollte. Glaubt ihr, daß Jehova, zu dessen Dienst die Glocken eurer Tiroler Dome und Kirchen und Kapellen vom frühen Morgen bis zum späten Abend rufen, und sein Pförtner Petrus, der am palästinensischen See Genezareth, aber nie im Lande Tirol gelebt hat, euch in den Himmel einlassen werden, damit ihr eingehet in Abrahams Schoß? Zur Hölle lassen sie euch fahren! Geht dermaleinst, ob ihr nun den Tod in den Bergen gefunden habt oder nicht, getrost dorthin, wo euresgleichen so gern hingegangen ist: zum Rosengarten! Auch da weilt Luzifers Hofgesind, zu dem ihr gehört. Um in dieses luziferische Reich einzugehen, das nicht der Himmel ist, bedarf es auch nicht jenes Himmelsschlüssels, den Jehovas Stellvertreter und Jesu-Christi-Statthalter zu Rom, auf dem Stuhl Petri sitzend, innehat. Damit ihr euch Luzifers Reich erschließen könnt, braucht ihr einen – Dietrich! Um des Rosenzaubers teilhaftig werden zu können, muß man heimlich, damit die Pfaffen es nicht gewahren, sich das Wunderland erschließen. Sonst könnte sogar der Diebsschlüssel gestohlen werden. In Niederdeutschland heißt der Dietrich bereits – Peterken! Vor Petrus und seinem Gesinde ist nichts sicher …!

Auf dem Freienbühl ob Brixen

Eine mehrtägige Fußwanderung hat mich von der Seiser Alm über die Peitlerscharte, den Gabler und die Plose hierhergeführt. Zuletzt beschritt ich den Höhenweg von der Brixener Skihütte nach Palmschoß, welches den überaus wilden Türmen der Geislerspitzen – Saß Rigias, Furchetta und wie sie heißen – gegenüberliegt; und ich beschritt den schmalen Waldsteig längs der zum Aferer Tal steil abfallenden Flanken der Plose. Nun raste ich in strahlendem Sonnenschein auf einer Bank bei einer Waldkapelle, deren geschmackloses und feuchtkaltes Innere mich schnell fliehen machte. An ihrer Stelle soll früher, in der alten Zeit, ein Heiligtum der Göttin Freya gewesen sein. Freya heißt Herrin.

Es ist ein stiller Tag. Kein Windhauch bewegt die Äste der Tannen. Ein paar kleine Milchwölkchen kleben am Himmel. In blendender Weiße ragen die Zillertaler, Stubaier, Ötztaler und Ortler Alpen. Die weniger hohen Sarntaler Alpen, zum Greifen nahe, sind von Neuschnee wie bezuckert. In ihren Tälern und auf ihren Almen sollen noch Gotensippen sitzen.

Unter mir, im Talweg Eisack, lagert, wohin ich auch schau, starr das undurchsichtige Wolkenmeer. Nur dann und wann löst sich ein kleiner Wolkenfetzen los, wabert, vergeht. Die Stille und die Lichte sind überwältigend. Hier oben kann man nichts anderes tun als andächtig sein und in die Welt schauen, welche so erhaben und schön ist! Auch hier oben ist man allein mit dem, was nur auf hohen Bergen zu unmittelbarer Zwiesprache sich darbietet …

Erst heute, drei Tage nach meiner Ankunft in dieser schönen Stadt, habe ich den Grabstein des Minnesängers Oswald von Wolkenstein, den Dom mit seinem buntbemalten Kreuzgang und die alten Lauben aufgesucht. Ich sah auch viele Jünglinge, angetan mit einem langen schwarzen Rock, die das Glück, Vater zu sein, nie empfinden werden. Sie haben, angehende Priester, das Leben und dessen Gesetz verraten. Bald werden sie denen gleichen, die ich soeben, schleppenden Fußes und welken Leibes und himmelnden Blickes, durch die Brixener Gassen zum Augustinerkloster Neustift gehen sah: den alten Priestern. Eines Tages werden alle sterben, und man wird sie verscharren. Niemand auf Erden wird so an sie denken wie der Sohn an den Vater und der Enkel an den Ahn. Ihr Blut stirbt ab, und des Gedenkens Rose kann nimmer erblühen.

Unlängst habe ich einen Grafen Consolati kennengelernt. Durch ihn erfuhr ich: Seine Ahnen, Herren und Landmänner zu Tirol, haben früher den Namen Tanhausen getragen und den befestigten Bauernhof Tanhausen im Cembratal als Stammsitz innegehabt. Die Grafen Consolati sind gotischen Geblütes und waren sich dessen stets bewußt: ein in den Familienchroniken sehr oft vorkommender Vorname ist Gaut. (So hieß der erste »Amaler«, ein Ase.) Dieser Vorname wurde auch beibehalten, als die Tanhausen im vierzehnten Jahrhundert aus einem nicht überlieferten Grunde sich umbenannten in Consolati von und zu Heiligenbrunn. Heiligenbrunn lautet verwelscht – und so heißt es heute – *Fontana Santa.*
Das muß mich an den *Fount Santo* im Sabarthès gemahnen, jenen heiligen Brunnen, in dessen Nähe eine Höhle liegt, darin provenzalische Ketzer ihr *Consolamentum* feierlich begangen haben! Alle dieser Tröstung Teilhaftigen waren Getröstete: *Consolati!*
Im Hauswappen trugen die Consolati die Manrune.
Bis etwa um 1790, so erzählte mir Graf Consolati, hätten sich seine Ahnen mit den Grafen Kunigel, Thun, Toggenburg und Wolkenstein (zu deren Sippe der auf der tirolischen Trostburg geborene Minnesänger Oswald von Wolkenstein gehörte) zweimal jährlich zur Sonnenwende im Bozener Rosengarten getroffen. Der wurde auch Laurinsgarten genannt. Immer wieder hätten sie Blutsbrüderschaft geschlossen. – Das besagt wohl nichts anderes, als daß diese Gotenabkömmlinge Minne getrunken haben. Um ihres gemeinsamen gotischen Blutes eingedenk zu bleiben, beschworen sie Gedenken und Erinnerung – das ist

Minne – an ihre gotischen Ahnen herauf. Sie hatten sich dazu das gleiche Bergparadies ausgesucht, dahinein der Gote Dietrich von Bern einst gelangt ist: Laurins Rosengarten!
Auch das Minnetrinken war – neben Arianismus, Manichäismus und Katharertum – den Päpstlichen ein Dorn im Auge. In einem Erlaß vom Jahre 852 haben sie den uralten Brauch als teuflisch verflucht.
Schließlich erfuhr ich noch, daß im Geschlecht Consolati ein Bernstein in Ehren gehalten worden ist. Der sei einmal eine Kugel gewesen, schließlich aber zu einem Kreuz umgearbeitet worden.
Das alles gibt mir sehr zu denken …

Morgen früh verlasse ich Brixen. Zu Fuß werde ich ein Stück Wegs wandern. Über Sterzing, heute Vipiteno, nach dem Gotensitz Gossensaß, heute Colle d'Isarco, wo man die Wolfenburg zeigt, eine alte Schmiede. Wieland soll einst darin geschafft haben. Dann übersteige ich den Brennerpaß.

Die Straße, die ich gehen werde, ist eine der uralten Bernsteinstraßen. Von Venedig führte sie ins Etschtal, zum Brenner, übers Rosenjoch ins Inntal, an Rosenheim vorbei nach Passau und immer weiter bis zur friesischen Küste und zu den Gestaden des Eridanos: der Elbe oder der Eider, die, damals mutmaßlich ein Strom und heute ein Flüßchen, Holstein von Schleswig trennt. Der Eridanos sei, so berichtet Herodot um das Jahr 450 vorchristlicher Zeitrechnung, »ein Fluß, der ins Nordmeer mündet« und von dem der Bernstein komme. Schon Hesiod (achtes vorchristliches Jahrhundert) wußte von ihm.
Eine zweite Bernsteinstraße führte von Marseille durchs Rhônetal. Bei Châlons zweiteilte sie sich. Der westliche Arm berührte Metz und Trier, durchquerte, sich an die Hohe Acht anschmiegend, das Eifelgebirge und erreichte die uralte Stadt Asciburgium (heute Asberg bei Mörs?) am Rhein. Vor dem Aufkommen Kölns muß diese der bedeutendste Ort weit und breit, vielleicht sogar am ganzen Rhein, gewesen sein. Jenseits Westfalens, der Lüneburger Heide und des Stedinger Landes endete die Straße am Eridanos. Der östliche Arm der von Marseille kommenden Straße verband Châlons mit Basel, dieses mit Frankfurt und Göttingen. Auch hier war der Eridanos das Ziel. Wer auf dieser Straße ging, sah den Schwarzwald, den Odenwald, wo Siegfried erschlagen worden ist, den Feldberg im Taunus, auf dem man der Walküre Brünhildes felsiges Bett zeigt, die Wetterau und den oberhessischen Vogelsberg, den Westerwald, das Siegerland und das Rothaargebirge.

Alle diese Straßen durchquerten den herkynischen Wald und wurden mit den norddeutschen Helwegen eins. Dann erreichten sie das Friesische Meer, die Nordsee. Sie endeten angesichts der Insel Helgoland, früher *Abalus* und *Balcia* geheißen, Bladr soll, wie alte Lieder singen, in ihr ruhen.
Eine dritte große Straße wurde von denjenigen begangen, die den Bernstein von der samländischen Ostseeküste über Thorn nach Aquileia brachten, einer Handelsstadt am Isonzo, die Venedigs Vorgängerin war und einmal vom Hunnenkönig Attila dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Diese Straße ist die jüngste von allen, denn in frühen Zeiten war die heutige ostfriesische und westjüdische Küste das eigentliche Bernsteinland, nicht die samländische Ostseeküste. Auf dieser dritten und jüngsten Straße haben die Ästhen das »Gold des Nordens« dem Ostgotenkönig Theoderich nach Raben gebracht.
Die Bernsteinstraße, die ich morgen gehen werde, führt zum Brenner und durchs deutsche Land bis zur Nordsee, deren Wogen Helgoland, heiliges Land, bespülen. Der griechische Geschichtsschreiber Diodorus wußte, daß Helgoland »eine Tagefahrt von der Festlandküste entfernt im Ozean« liege, und hat von ihm berichtet: »An diese Insel spült die Meereswoge reichlich das Elektron (so sagten die alten Griechen für Bernstein), das nirgends sonst auf der Erde vorkommt. Das Elektron wird auf der Insel gesammelt und von den Bewohnern nach dem gegenüberliegenden Festland geschafft, von wo es nach unseren Gegenden gebracht wird.« – Der Römer Plinius (erstes nachchristliches Jahrhundert) behauptet in seiner »Naturgeschichte«, die Bewohner der Insel Abalus hätten das Elektron an Stelle von Holz zum Feuermachen benutzt und es an die Teutonen, ihre nächsten Nachbarn, verkauft; der Bernstein sei ein »Auswurf des verdichteten Meeres« (worunter wohl das schlammige Wattenmeer verstanden werden muß), und Pytheas von Marseille habe die Insel Abalus besucht! Abalus ist unser Helgoland.
Auf den uralten Bernsteinstraßen wurde der Nordseebernstein nach Süden geschafft: bis Ägypten, das ihn schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend gekannt haben muß, und bis Hellas. Hier wurde er mit anderen Gaben des Nordens, mit Bärenfellen und Honig, im dodonischen Eichenhain, dem obersten Heiligtum Griechenlands, in Empfang genommen und den anderen hellenischen Heiligtümern zugeleitet.
Aus dodonischem Eichenholz haben bekanntlich die Argonauten, jene wikingernden Hellenen, eine Planke in den Bug ihres Schiffes Argo eingesetzt, damit sie der Stimme ihres Gottes nicht entraten mußten. Sie sind auf ihrer Fahrt in Helgolands Nähe gekommen: Apollonius von Rhodos, ein griechischer

Dichter des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, läßt in seinen »Argonautica« Jason und dessen Gefährten auf der Rückkehr vom Lande des Goldenen Vlieses in den nordischen Bernsteinfluß Eridanos gekommen sein!
Der Bernstein ist ein Stein von ganz besonderer Art …

Obgleich der Winter bevorsteht, ist das Wetter so sonnig und milde, daß ich mich einige Tage hier aufhalte. Ich will Rückschau und Ausblick halten und habe mir dafür einen Rastplatz in den Alpen ausgesucht, da diese den Norden vom Süden trennen. Am nahen Brennerpaß dreht sich das Haupttor zwischen Germanien und Rom in uralten Angeln. Bisweilen wäre das Tor besser verschlossen geblieben.

Mein Weg hat mich von Deutschland nach Südfrankreich, Italien und Tirol geführt. In diesen Tagen überschreite ich den Brenner. Wenn ich das Tor hinter mir zugeschlagen habe, gehe ich, sobald ich einige Monate in Genf verbracht habe, meinen Weg nach Norden. Auf einer Bernsteinstraße. Den gleichen Weg sind die letzten Goten nach der furchtbaren Schlacht bei Neapel gegangen und die provenzalischen Troubadoure, nachdem die katholische Kirche ihre Volkheit und ihre Minnegesetze vernichtet hatte! Alle sind die gen Mitternacht gezogen, weil nicht im Osten, sondern in der Mitternacht das Licht wahrhaft hell wird. Auch Tannhäuser ist diesen Weg gegangen.

Als Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und viele andere Sänger ihre Weisen von Minne und Mai, von Gral und Rosengarten und Venusberg erklingen ließen – Weisen, die das Volk mehr liebte als die lateinischen Kirchenlieder und Heiligenlegenden –, fand auf der Wartburg der berühmte Sängerwettstreit statt. Im Jahre 1207, dem Geburtsjahr der Heiligen Elisabeth. Daß auch Tannhäuser mitgestritten habe, davon weiß das alte Lied vom Wartburgkrieg nichts zu melden; geschweige denn davon, daß Tannhäuser die Heilige Elisabeth geminnt habe, aber schließlich zu Frau Venus ins unterirdische Lustreich gegangen sei.

Es hat einen Minnesänger Tannhäuser (oder Tanhuser) gegeben, der zwischen 1240 und 1270 in Wien am Hofe des Babenberger Herzogs Friedrich des Zweiten lebte und dichtete. Nach dem Tod seines Gönners hat er alles, was dieser ihm geschenkt hatte, verpaßt und hat ein abenteuerliches Wanderleben geführt, welches ihn das Kreuz nehmen und bis ins palästinensische Land kommen ließ. Seine Dichtungen gehören der Verfallszeit des Minnesangs an: Am wohlsten fühlte Tannhäuser sich im Tanzlied, wo er den Reigen führt und geigt, bis die Saiten springen oder der Fiedelbogen bricht.

Der zweite Tannhäuser war jener Unselige, der, von Zweifel um das Heil seiner Seele gefoltert, die Göttin Venus inständig bat, ihn zu entlassen. Schweren Her-

zens hat diese ihm den Abschied gegeben. Dann wallfahrtete der Reuige blutenden Fußes nach Rom. Er warf sich vor dem Papst, angeblich Urban dem Vierten, zu Boden und erflehte Vergebung der Sünden. Der Papst aber, ein dürres Reis in der Hand haltend, sprach: »So wenig dieser verachtete Zweig Rosen tragen wird, ebensowenig kann dir Vergebung zuteil werden. Deshalb sei verflucht!« – Alsbald zog Tannhäuser zu der milderen Frau Venus zurück. Ehe er für immer ins wundersame Bergesinnere einging, segnete er noch einmal Sonne, Mond und seine lieben Freunde, welche wohl die Sterne gewesen sind. Dann schied er von hinnen. Doch am dritten Tag trug das dürre Reis, das der Papst in Händen gehalten hatte, köstliche Rosen. Sogleich wurden Boten in alle Lande geschickt, damit dem Unseligen die Gnade des Himmels verkündet würde. Vergebliche Mühe. Tannhäuser weilte längst bei Frau Saelde. Er war ohne Rom selig geworden.

Es sind des öfteren Bedenken laut geworden, ob der sagenhafte Tannhäuser mit dem Minnesänger in Beziehung gebracht werden kann. Es ist auch schon mehrmals die Behauptung aufgestellt worden, daß »sich ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bewogen gefunden habe, seine Dichtungen mit dem allegorischen Namen des Tannhäusers zu bezeichnen«. Das ist sehr wohl möglich, denn Namen sind um so mehr Schall und Rauch, wenn es sich um Namen von Göttern handelt: Ein dritter Tannhäuser soll Gott gewesen sein …!

Der bayrische Chronist Johann Turnmayr von Abenberg, bekannter unter dem Namen Aventinus, hat uns einen merkwürdigen Bericht hinterlassen. Der Bericht ist ein halbes Jahrtausend alt. Er lautet: »Ich findt, daß die Teutschen und ihre Verwandten Asiam überzogen haben mit dem König, den die Gothen und Teutschen Danheuser, im Griechischen Thananses genannt, für einen Gott angebetet haben. – Wolfram von Eschenbach … und etliche dergleichen mehr … haben der alten Teutschen Herrn und Fürsten thaten, Reiß und Chronika in Bulerey verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie solchs blutvergießen, mühe und arbeit nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht fast lustig zu hören ist, sondern auch lieb … geschehen sey. Also ist auch dem Danheuser geschehen, der ein großer Held und Krieger gewesen … Er ist, wie ich oben angezeigt hab, von den alten Griechen, unsern Vorfahren, für einen Gott hernach, dem die Schlüssel des Himmels befohlen gewesen, und besonderen Nothelfer geehrt und angerufft worden.« – Diesem Bericht füge ich einen zweiten, dritten und vierten bei. Der zweite, aus der Zeit um 1580 stammend, behauptet, Tannhäuser habe sich weniger im Dienst der Venus als im Dienst des Mars befunden und habe dem Papst nicht seinen Aufenthalt im Venusberg, sondern

»seine Kriegsbübereien gebeichtet.« – Der dritte, etwas älter als der zweite, sieht in dem Tannhäuser einen unmittelbaren »Nachfolger der zwölf Meister, welche den Minnesang erfunden haben.« – Der vierte, ein Meistergesang aus dem fünfzehnten Jahrhundert, benannt »Die zwölf alten Meister im Rosengarten«, glaubt, diese Behauptung insofern berichtigen zu müssen, als er den Tannhäuser als vierzehnten sich zu den zwölf alten Meistern gestellt haben läßt.

Man pflegt diese Berichte als »blühenden Unsinn« abzutun. Mir scheint aber, daß ihnen ein Sinn abzugewinnen ist: Von einem griechischen oder germanischen Gott Thananses ist nichts bekannt. Hingegen hat es, wie ich an anderer Stelle schon gesagt habe, einen Gotenkönig und Amaler Taunasis oder Thanauses gegeben, den die Goten – so berichtet Jordanes in seiner »Gotengeschichte« – unter den Göttern ihres Volkes verehrt haben. Er war nach seinem Tode wohl zu jenen Helden gegangen, »die gleichsam durchs Schicksal gesiegt hatten und die von den Goten Asen genannt wurden«. Die Asen waren bekanntlich zwölf an der Zahl. Sie nur können die zwölf Meister des Rosengartens gewesen sein. Und der Rosengarten war, wenn wir den Faden in diesem Sinne weiterspinnen, Asgard selber, der paradiesische Asengarten! – Tannhäuser, der sich als vierzehnter zu den zwölf Meistern gesellt hat, gemahnt auch an den Amaler und Ostgotenkönig Theoderich, als vierzehnter in gerader Linie von den Amalern abstammend. Und: Vielleicht trugen die Ahnen der tirolischen Grafen Consolati den alten Namen Tanhausen ursprünglich zum Gedenken an den König und Gott Thanauses. Vielleicht.

Des Aventinus Tannhäuser, in den Rosengarten gelangt, war ein König gewesen, der später als ein Gott galt. Seine Vergottung war dadurch besiegelt worden, daß er in den Rosengarten für immer einging und daß ihm die Schlüssel des Himmels befohlen worden. – Des Rosengartens Gott kann nicht der biblische gewesen sein, und des Himmels – lies: des Rosengartens – Schlüssel kann nur als jener Dietrich verstanden werden, den man nun in Niedersachsen nicht Diebsschlüssel oder Dietrich, sondern Peterken, kleiner Petrus, nennt!

Nicht minder bedeutungsvoll dünkt mich des Aventinus keineswegs unsinniger Bericht insofern, als er über die Minnesänger Klage führt. Er läßt sie »der alten Teutschen Herrn und Fürsten thaten, Reiß und Chronika in Bulerey verkehrt« haben. Wir pflichten ihm bei: Minne hatte ursprünglich mit Liebe und Buhlerei nichts zu tun. Minne bedeutete Gedenken. Und es müssen die wahren Minnelieder ursprünglich solche Lieder gewesen sein wie sie germanische Edle gesungen haben, wenn sie einem verstorbenen König oder Fürsten oder Freien die letzte Ehre erweisen sollten. Singend umritten sie den Totenhügel. Ich habe erzählt,

wie ritterliche Goten den toten Hunnenkönig Attila bestattet und gepriesen haben …

Anläßlich des Wartburgkrieges streitet Meister Klingsor aus Ungarn, welches bekanntlich auch das Heimatland der Heiligen Elisabeth war, mit Wolfram von Eschenbach. (Es sei dahingestellt, ob dieser von Aventinus zu Recht gerügt worden ist.) Der Wartburger Wolfram, ein »weiser Laie«, läßt den Schwanritter Lohengrin nicht vom Gralsberg Munsalvatsche, sondern von jenem Berge gekommen sein, darin König Artus mit seinem Hofgesinde haust. Ein Stein ist dort: der Agetstein, einst aus Luzifers Krone gefallen. Dieser Agetstein (die mittelhochdeutsche Bezeichnung für Bernstein oder Magnet) und Gralstein müssen eins sein, wie auch Artus und Anfortas dieselbe Gestalt sind: leidender König und Hüter eines heiligen Steins. Ich sprach schon davon.
Lohengrin sei, so meldet die Halberstädter Sachsenchronik im fünfzehnten Jahrhundert, aus dem Berge gekommen, wo Frau Venus in dem Grale ist, und dieser sei überdies, so kündet eine Chronik aus der gleichen Zeit, ein gelogen Ding, daß es einen König gebe, welcher das Leben der Menschen in Fröhlichkeit wende bis an den Jüngsten Tag. Der Gral sei einmal das Paradies gewesen, aber ein sündiger Ort geworden. Ja: Der heilige Gralsberg wurde erniedrigt zum höllischen Venusberg …!

Ohne Umschweife und ohne Willkür behaupte ich: Was die Germanen in heidnischer Zeit als Götterheim Asgard und als Reich der Totengöttin Hel verehrt haben, wurde im Mittelalter von Ketzern und Minnedichtern als Gralsberg, Rosengarten, Artusrunde, Venusberg und als jener feurige Berg Bel, in welchen Dietrich von Bern einging, besungen – und wurde, um mit Wolfram von Eschenbach zu reden, immer noch als des »Erdenwunsches höchster Preis« ersehnt. Damit nicht genug: was die Griechen in heidnischer Zeit als Sonnenland Aea, dahin die Argonauten und Herakles zogen, aufgefaßt haben, war das hellenische Abbild des nordischen Asgard und gleicherweise ein Vorbild der mittelalterlichen Paradiese Gral, Artusrunde, Rosengarten und Venusberg. Ihrer aller Urbild war der »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht«, wie Jesaja ihn nennt. Um auf diesen Berg zu kommen, wollte Luzifer, welcher auch der Apollyon des Neuen Testaments ist, über die hohen Wolken fahren. Zur tiefsten Grube jedoch ließ Jehova ihn stürzen, weil auf Befehl dieses eifernden Gottes der Juden aus dem paradiesischen Asgard ein Ort der Verdammten geworden war: die Hölle.

Wenn man, im spätmittelalterlichen Deutschland, jemanden henkte, so gab man stets darauf acht, daß des Gehenkten Gesicht nach Norden schaute. Zur Hölle …

In diesen Tagen überschreite ich den Brenner und ziehe auf einer Bernsteinstraße gen Norden. Als Laurin, der König des Rosengartens, dem Berner Dietrich das Geheimnis von dem vergottenden Feuerberg anvertraut hatte, hatte er ihm auch den Weg angezeigt, der zu gehen sei: eine »wohlgebahnte Straße«. Er könnte eine der uralten Bernsteinstraßen damit gemeint haben …

»Sô meinen al die liute, wir sin gevarn
in hitze grôz.
ich wilz bewarn:
wir werden dort irdischer göte gnôz.« –
Der Berner sprach: »ist nu diu sache alsô,
es muoz geschehen.
ich bin es vrô.
Min munt daz nimmer menschen sol verjehen.«

Genf

Von hier ist der Calvinismus in die Welt hinausgegangen. Sein Ziel war die »Eroberung der Welt für Christus«. Erreicht hat er es nicht, und er wird es nicht erreichen. Auch seine »Christianisierung der Welt« schreckte nicht vor dem Mord zurück. Johann Calvin, des Calvinismus fanatischer und düsterer Gründer, ließ Michael Servet, den Entdecker des Blutkreislaufs, verbrennen, weil er nicht an die christliche Dreieinigkeitslehre glauben wollte.

In Genf strömen heutzutage aus aller Welt die Delegierten derjenigen Nationen zusammen, die einen Sitz *in the League of Nations, dans la Société des Nations:* in dem Völkerbund haben. Die Genfer haben eine andere Bezeichnung dafür gefunden: *Société des Passions.* Auf deutsch: Bund der Leidenschaften. Viele Nationen und fast alle Rassen sind vertreten, um Europa und die Welt – noch mehr in Unordnung zu bringen. Für die Versammlungen, in denen Sowjetrußlands jüdischer Vertreter laut spricht oder leise lächelt, ist ein ungeheuerlicher Palast gebaut worden. Einige deutsche Arbeitslose haben seinetwegen, als man ihn erbaute, ein paar Franken verdienen dürfen. Der Lohn reichte ihnen geradezu, sich satt essen zu können. Fehlten die fünfzig Rappen täglich für eine Lagerstatt in den Schlafsälen der Heilsarmee, so blieb nur die Obdachlosenherberge. Alle diese Deutschen haben heute wieder reichlich Brot und ein gutes Bett. Zu Hause. Der Völkerbundspalast, mit seinem grellen Weiß und seinen riesigen Ausmaßen die vorher in sich geschlossene und so anmutige Genfer Landschaft zwischen Jura und Salève und den Voirons brutal zerreißen, steht inmitten eines großen Parks, auf den die Genfer früher einmal mit Recht sehr stolz gewesen sind und dessen Frieden sie nachtrauern: der Park Ariana. Mit dem Namen Ariana hat sich jene Macht, welche die Geschicke und die Geschichte der Welt webt, einen Witz erlaubt: Ariana ist Irans alter Name. Ihn trug das Land der Parsi zur Erinnerung an ein »vom Lichtgott geschaffenes arisches Urland« Ariana. Die uralten Heiligen Schriften der iranischen Arier melden, es sei eines Tages die »Schlange des Winters« erstanden, und aus dem lichten Paradies, wo die Menschen glücklich waren und wo sie die Gottheit immer schauten, sei ein kaltes Land geworden, »kalt für die Wasser, kalt für die Erde, kalt für die Pflanzenwelt«. Für immer seien nun dort »zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer«. (Es herrscht also arktisches Klima.) Aus Ariana seien die arischen Menschen gekommen. Im Geist habe man immer dieses Landes zu gedenken, denn dte Erinnerung daran verleihe »arische Kraft«. – Auch die arischen Inder wußten um diese lichte Urheimat, das Land der Uttarakuru: der Nordmänner, die

»Insel des Glanzes« am Weißen Meer oder Milchmeer, das »göttliche Arierland« Sie lehrten: »Sei selbst deine Leuchte, wirke Taten, werde weise, werde lauter und du gelangst ins göttliche Arierland!«
O Genfer Park Ariana! O Völkerbundpalast!

Palmsonntag. Der Morgen ist von calvinistischem und papistischem Glockengeläut erfüllt gewesen. Ich habe an jenen Schatz gedacht, der bei Montségur im pyrenäischen Taborwald von Schlangen bewacht wird. Während der Messe am heutigen Tag konnte man ihn heben …
Meine Zimmerwirtin, aus Wien gebürtig, meint es mit mir sehr gut. Nicht nur, daß sie ohne Unterlaß um mein leibliches Wohl besorgt ist. Sie fürchtet auch für mein Seelenheil. Erschreckt hatte sie mich angeschaut, als ich sie am ersten Tag um die Entfernung aller Gipsheiligen und jenes widerwärtigen Öldrucks bat, der den Christus mit blutendem Herzen darstellt. Seitdem betet meine Wirtin, so sagt sie mir, in der Kirche allmorgendlich, nachdem sie mir einen vortrefflichen Kaffee gebraut und fürsorglich warmgestellt hat, für das Heil meiner Seele. Deshalb auch war ich kaum überrascht, als sie mir einen von ihrem Priester geweihten Palmwedel ins Zimmer brachte. Er werde gewiß fürs nächste Jahr Unglück und Schmerz von mir fernhalten. Ich vermochte nicht, die Gabe zurückzuweisen. Nun liegt der Zauberzweig auf meinem Schreibtisch. Neben zwei Briefbeschwerern: einem Stück Tempelfries aus Delphi und einem Stein aus der Burg Montségur. Diese ist in einer Palmsonntagnacht zu Tode verurteilt worden. Am Palmsonntagmorgen schlugen die Flammen aus ihr empor, und es begannen zweihundertfünf Ketzerleiber zu schwelen. Statt der Glocken klang ein Choral, gesungen von den Henkern im Mönchsgewand: »Komm heil'ger Geist …!«
Es ist kurz vor Mittag. Unter meinem Fenster promenieren geputzte Menschen, rollen elegante Wagen dahin, klingt Lachen und Scherzen. Ein nahes Kaffeehausorchester spielt Händels »Tochter Zion, freue dich!«. Auf dem See fährt ein Dampfer zur savoyischen Küste, lassen sich Segeljachten vom Wind zum *Grand Lac* hinaustreiben. Ich betrachte auch den Montblanc. Er reckt sich stolz in die Höhe, als sei er sich bewußt, Europas Dach zu sein. Immer noch läßt die Kaffeehausmusik Jerusalem über die Ankunft seines Königs laut jauchzen. Ich schließe das Fenster und lege eine Schallplatte auf, die mir, seit ich sie zum erstenmal gehört, lieb ist. Wenige nur kennen, so glaube ich, das Lied, an dem ich mich nicht satthören kann, weil es wahrhaft schön ist:

Terre où je suis né,
terre pauvre et nue,
Ton sol est pierreux
et tes champs ingrats.
Quand i'y conduis
ma vieille charrue,
Je sens ton doux coeur
battre dans mes bras.
La bàs: C'est mon pays!
Terre où je suis ne,
terre pauvre et nue,
Tes sombres forêts
pleurent dans le vent …

So etwa lautet das Lied verdeutscht: Land, wo ich geboren bin, armes und kahles Land: dein Boden ist steinig, und deine Felder sind unfruchtbar. Wenn ich aber meinen alten Pflug durch dich führe, so schlägt dein Herz in meinen Armen. Bei dir ist Heimat! – Land, wo ich geboren bin, armes und kahles Land: deine dunkelen Wälder weinen im Wind …

Nun ist mir plötzlich, im fremden Land und durch ein welsches Lied, die Heimat so nahe gekommen, wie schon lange nicht mehr. Ich höre dunkle Wälder im Winde weinen. Wer den Hochwald nicht im November gesehen hat, wenn Nebel in ihm, dem alten Ahn, brodeln und kaltes Naß sich auf ihn legt, wenn seine Enkelkinder, die Blätter, dahinsiechen und von dem leichtesten Windstoß ihm und seinen Söhnen, den Bäumen, für immer entrissen werden, der weiß nicht, daß der Wald weinen kann. Der weiß auch nicht, daß er neben seiner Luft, die verdächtigerweise zu oft besungen wird, eine erschütternde Tragik in sich birgt. Der weiß auch nicht, daß Ahne Wald am liebenswertesten ist und am mitteilsamsten sein kann, wenn er vor Schmerz aufstöhnt.

Man nenne es Heimweh, was ich jetzt empfinde! Ich denke an Deutschland und auch, angesichts des Montblanc, an Faust, den der Dichter Christian Dietrich Grabbe durch den Teufel Mephistopheles auf dem Montblanc ein Zauberschloß erbauen läßt, nachdem ihm, dem deutschesten der Deutschen, in Rom jedesmal die »Träne an der Wimper hing, wenn er Deutschlands gedachte«. Faust und mit ihm Deutschland sind zu mir gekommen. Das ist das Schönste, was die Heimat in der Fremde zu bieten hat: Sie bietet sich selber dar, sobald man ihrer inbrünstig gedenkt. Ich habe einmal irgendwo im Ausland ein Hörspiel gehört, von

einem deutschen Kriegsteilnehmer für junge Deutsche geschrieben. Ein Soldat sagte, aus dem Urlaub in den Schützengraben zurückgekehrt, zu seinem Hauptmann: »Je weiter man von Deutschland weggeht, um so näher kommt es.« – Dieser scheinbare Widerspruch enthält eine tiefe Weisheit, vielleicht das Wissen um Deutschland und deutschen Geist schlechthin.
Deutschlands Herbst webt, am Palmsonntag, in meinem kleinen Genfer Zimmer. Es weinen die dunklen Wälder. Es summt der Novemberwind in den Drähten und Masten, die längs querfeldein führender Landstraßen sich reihen. Ich sehe und höre auch, wie ein verspäteter Apfel vom Baum zum Straßenrain niederfällt. Vielleicht möchte er schreien, denn in ihm nagt ein Wurm. Er tut es nicht. Er fällt still und hat somit sein Schicksal fast erfüllt: Er braucht nur zu verwesen, damit er, falls sein Kern gesund, wieder auflebe oder, falls dieser krank, dem zum Leben beihelfe, was die Erde neben ihm an gesunden Wesenskeim birgt und sprießen lassen möchte.
Meine kleine Empireuhr, die ich mitgebracht, schlägt mit seinem Klingling zwölfmal. Nun ist die wahre Geisterstunde gekommen, denn zu unseren Altvorderen sprachen jetzt die Geister, und nur um die Mittagsstunde zeigte sich den Menschen, so glaubte man bis ins späte Mittelalter, Tiubel: der Teufel. Ein Ritter Heinrich von Falkenstein hat ihn einmal erblickt. Um Mittag, denn ein Hexenmeister hatte ihm diese Zeit geraten. Tiubel kam aus dem Wald »unter Windgeheul und Krachen der Bäume«, wie der Chronist Cäsarius von Heisterbach berichtet. Tiubel ist Luzibel: unser Luzifer, dem Unrecht geschah.
Mittagszauber …
Luzifer ist vom deutschen Wald her in mein Zimmer gekommen. Sehen kann ich ihn nicht, aber ich fühle seine Anwesenheit. Er nur kann es sein, der das Stück Tempelfries von meinem Schreibtisch sich haben, unter ihm Säulen wachsen und es mit anderen Trümmern zu Fries und Dach sich fügen läßt. Apolls delphisches Haus steht plötzlich in keuscher Schönheit vor mir, und aus dem heiligen Dunkel der Ölbäume und Lorbeersträucher blickt mich der Satz an: »Erkenne dich selbst!« – Luzifer nur kann es sein, der den unscheinbaren Stein, aus den Trümmern der Burg Montségur herausgelesen, Teil einer Steinbanklehne werden läßt. Ganz deutlich sehe ich die Bank. Beschattet wird sie von Lorbeergebüsch. Ein Mann sitzt da, blond und edel. Er trägt ein schwarzes Gewand. Sein Haupt ist von einer Mütze bedeckt, der Mitra ähnlich. Der Mann, ein Katharer, schaut mich an und spricht: »Luzibel, dem Unrecht geschah, grüßt dich!« – Luzifer nur kann es sein, der den Palmzweig an dem Baum seines Ursprungs in einer orientalischen Stadt zurückversetzt. Der steht zu Jerusalem.

Ihm nahe gewahre ich jüdische Schriftgelehrte. Sie streiten sich, ob des Königs David Ehebruch und Mordtaten, von denen ihre Heilige Schrift kündet, beim Wort zu nehmen seien oder nicht. Lärm hebt an und Volk strömt herbei. Es ruft laut: »Hosianna dem Sohn Davids!« Nun sehe ich einen Mann auf einer Eselin reiten. Er ist es, den die Menge umjubelt. Sein Gesicht ist unersichtlich, denn, wie von Schwäche gebeugt, hält er den Kopf gesenkt. Nicht zur Krönung scheint er in die Stadt Davids einzureiten. Er könnte sich einem gewaltsamen Sterben auf der Richtstätte nähern. Hegt er nicht insgeheim den Wunsch, der bittere Kelch, der seiner wartet, möge an ihm vorübergehen? Er ist kein Held und beansprucht auch nicht, einer zu sein, auf daß die Schrift erfüllet werde. Ihn umtoben leidenschaftliche Orientalen, die jedes Schauspiel, damit es auch wirklich ein Schauspiel sei, mit Schreien und viel Gesten begleiten. Irgendwer aus der Menge reißt meinen Palmzweig ab und wirft ihn dem König der Juden zu, der auf dem Rükken einer Eselin sitzt und zu Boden blickt. Ein Mann, die Eselin am Halfter führend, hebt den Zweig auf und reicht ihn dem traurigen König. Der nimmt ihn – und schaut nicht empor.
Mittagszauber …
Blendend weiß liegt eine Landstraße vor mir. Ich kenne sie. Sie verbindet, im Languedoc, die Städte Toulouse und Castelnaudary. Spricht nicht ein Mann zu mir? Ich erkenne ihn jetzt, denn ich sah ihn einmal auf einer Miniatur abgebildet. Es ist der Troubadour Peire Vidal. Er spricht in Überschwang und mit heiligem Feuer in blanken Augen: »Glaubt mir, daß ich soeben Gott auf dieser Straße gesehen habe! Er kam auf mich zugeritten als ein Ritter, schön und stark. Blonde Haare fielen ihm in das gebräunte Antlitz, und seine hellen Augen glänzten. Der eine Schuh war mit Saphiren und Smaragden geschmückt, der andere war nackt. Sein Mantel war mit Veilchen und Rosen besetzt, und auf dem Haupte trug er einen Kranz von Ringelblumen. Er ritt auf einem herrlichen Zelter, wie ich noch nie einen gesehen, denn der war zur einen Hälfte schwarz wie die Nacht und zur anderen weiß wie Elfenbein. Ein Karfunkel am Zügel glänzt wie die Sonne. Nur wußte ich nicht, daß der Ritter Gott sei. Ich wußte auch nicht, wer die Dame, die Damoiselle und der Paladin waren, die, wie ich zuvor nicht gesehen, sein Gesicht bildeten. Dann aber lauschte ich entzückt, wie der Ritter und die Dame gemeinsam ein neues Lied sangen, in das die Vögel einfielen. Und die Dame sagte, als das Lied beendet war, zum Ritter, sie wolle rasten, aber an einem Wiesenquell, denn die Schlösser möge sie nicht! Und der Ritter zeigte ihr einen lauschigen Platz unter einem Lorbeerbaum, neben dem ein Quell über Steine sprang. – Dann sprach der Ritter zu mir: ›Freund Vidal, wisset: ich bin

Amor, die Dame heißt Gnade, die Damoiselle Scham und der Paladin Treue!‹ So ist's: Ich habe Gott gesehen, und Gott Amor ist Minne.«
»Peire Vidal«, entgegnete ich laut, »du bist Luzifer begegnet, den du Luzibel nennst!«
Ich schrecke auf und bin allein mit mir. Trotz dem verschlossenen Zimmerfenster dringt grell ein neues Lied von heute herein: ein Niggersong, eigentlich unter afrikanischen Palmen zu singen. Vor mir, zwischen dem Stein vom Parnaß und dem Stein vom Montségur, liegt ein Palmenzweig. Wäre er doch ein Eichenreis oder ein Büschel Lorbeer. Ich schließe ihn weg.
Zu Ende ist der Zauber …

Heute erhielt ich aus Carcassonne die mir bittere Nachricht, daß die Gräfin P., meine liebe mütterliche Freundin, plötzlich verstorben ist. Während des nächtlichen Schlafens ist sie für immer entschlafen. Geht es einem mit den Menschen, die man wirklich liebt, nicht genau so wie mit der Heimat? Je ferner sie einem Raum sind, um so näher ist man ihnen im Geist. Und haben diese Menschen den Gang ins Jenseits angetreten, so sind sie uns näher gekommen als je zuvor: man trägt sie plötzlich in sich. Geliebter Toten kann man nur in Erinnerung innewerden.
Ich gedenke der verstorbenen Greisin in Innigkeit. Sie hatte, wie sie unlängst schrieb, in einem Seitenflügel ihres Hauses, darin ich oft als Gast geweilt habe, ein Arbeitszimmer für mich eingerichtet, ihre wertvollsten Bücher darin untergebracht und einen Flügel hineingestellt, damit ich ihr, wie im Sabarthès, vorspielen könne. Ja: es waren unvergeßliche Abende, die wir vor Jahr und Tag in Ornolac miteinander verbracht haben. Tagsüber war ich in den Höhlen. Kam ich abends zurück, so erwartete sie mich vor ihrem Gasthof. Betagt und hinfällig wie sie war, konnte sie mich nicht begleiten. In meiner Dunkelkammer, zu der ich einen Keller umgebaut hatte, half sie mir die im Verlaufe des Tages gemachten Aufnahmen entwickeln. Dann mußte ich ihr erzählen, was ich alles gesehen und gefunden hatte, und zuletzt mußte ich jedesmal musizieren. Einmal improvisierte ich Händels Suite »Götter gehen betteln«. Draußen war Nacht. Das Wildwasser der Ariège sang seinen steten Sang, und eine Nachtigall schlug. Ich spielte. Als ich geendet hatte, erwachte jählings das Tal. Zu einem Leben, wie es nur Sabarthès und seine Nacht zeitigen kann. Aus den hundert Höhlen und Grotten waren tausend Eulen und Käuze hervorgekommen. Mit gespenstigem Flug und noch gespenstigerem Laut erfüllten sie den kargen Raum zwischen den Felswänden und Schlünden. Und meine mütterliche Freundin sprach: »Hören Sie,

mon ami, wie die Seelen meiner Altvorderen klagen? Sie klagen Rom und seinen Himmel an! Zuerst hat Cäsar sie gemordet, der Römer war. Später fielen die Franken in ihr Land ein und haben sie auszurotten versucht. Im Auftrag Roms, welches die Goten, deren nordisches Blut sich mit dem nordischen Blut meiner keltischen und hellenischen Urahnen vereint hatte, zutiefst haßte. Eines Tages zogen die Pilger des Albigenserkreuzzuges herbei und schlachteten ab, was ihnen in den Weg kam. Sie taten es für Rom. Dann fanden sich die Inquisitoren ein. Sie folterten und verbrannten, was nicht ihres Glaubens war. Weil sie in Roms Dienst standen. Schließlich wurden die Hugenotten verfolgt und aufgerieben, denn Rom wollte sie nicht dulden. Nun sind wir römisch-katholisch und sind ein Teil Frankreichs, das sich rühmt, Roms geliebteste Tochter zu sein. Meine Väter klagen und klagen an. Hören Sie nicht? – Ich bin eine alte Frau, und meine Tage sind gezählt. Was ich tun konnte, um meinen Ahnen und ihrer lichten Gottheit zur Rechtfertigung und Anerkennung zu verhelfen, habe ich getan. Wollen Sie mir versprechen, das Werk, wenn ich nicht mehr bin, fortzusetzen? Sie, ein Deutscher, dürfen es tun, denn wir sind gleichen Blutes! Versprechen Sie es mir?«

Ich versprach es und ich will mein Versprechen halten.

Ein andermal weilten wir am Montségur. Den Wagen hatten wir stehengelassen, wo die Landstraße sich zum Weiler senkt, und waren zum *Camp des Cremats:* dem Scheiterhaufenacker gegangen. Runkelrüben wuchsen darauf. Wir schwiegen und schauten zur Burg empor, die der bordelesische Ingenieur und Schatzsucher inzwischen verlassen hatte. Die Geldmittel jenes »Geheimbundes«, von dem er mir gesprochen hatte, waren sehr bald ausgegangen. Schließlich mußte ich der Gräfin von meiner deutschen Heimat erzählen. Ich tat es mit Inbrunst. Auch von unserem Dichter Hölderlin sprach ich, der, arm und gehetzt, einmal in Südfrankreich geweilt hat. Hier schlug ihn, wie er an seine geliebte Diotima schrieb, urplötzlich Apoll! Und, als ich Hölderlins gedachte, mögen die Manen der auf dem Scheiterhaufenacker von Pfaffen und Mönchen verbrannten Katharer, getrost den Jüngsten Tag und sein Gericht erwartend, sich noch mehr getröstet gefühlt haben. Ich sprach nämlich die Verse, die Hölderlin seinen Empedokles einem Pfaffen ins Gesicht schleudern ließ, bevor er auf den Ätna, im Mittelalter Berg Bel genannt, zum Sterben ging. Empedokles hat Dietrichs von Bern Weg ins Jenseits als Vorbild beschritten. Er verachtete die Pfaffen:

… Lange war's ein Rätsel mir, wie euch
in ihrem Runde duldet die Natur.
Und als ich noch ein Knabe war, da mied
euch Allverderber schon mein frommes Herz,
das unbestechbar innig liebend hing
an Sonn' und Äther und den Boten allen
der großen, ferngeahndeten Natur;
denn wohl hab ich's gefühlt in meiner Furcht,
daß ihr des Herzens freie Götterliebe
bereden möchtet zu gemeinem Dienst,
und daß ich's treiben sollte so wie ihr.
Hinweg! Ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
der Göttliches wie ein Gewerbe treibt,
sein Angesicht ist falsch und kalt und tot,
wie seine Götter sind. Was sehet ihr
betroffen? Gehet nun!

Ich gedenke in Innigkeit der Verstorbenen. Und es tickt ganz leise das Empireührchen, das sie mir geschenkt hat.

An einem süddeutschen Straßenrain

Es ist Sommer, und ich bin wieder in deutschen Landen. Ich wandere auf deutschen Straßen. Unter deutschen Dächern lege ich mich zur Ruhe. Durch meine beglückte Seele klingt Herrn Walthers von der Vogelweide »Tandaradei«! Diese Nacht werde ich in Tübingen verbringen, wo Hölderlin gelebt, gelitten und gedichtet hat. Die Menschen hielten ihn für einen Toren. Doch hatte ihn Apoll geschlagen …!
Im Schatten eines Apfelbaumes sitzend, blinzele ich durch Äste und Zweige in den lichten Himmel. Bienen und Wespen und Mücken summen, Grillen zirpen. Eine Lerche steigt jubilierend ins Licht. Nun nehme ich Feder und Schreibpapier aus dem Rucksack. Wer schilt mich, daß ich schreibe? Ich muß es tun, denn so allein kann ich meine Sprache sprechen. Wer verargt mir, daß ich auf meine Weise dichte? Ich muß es tun, denn es dichtet zu mächtig in mir.

Ich sehe im Geist Menschen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auf der Straße. Einer nach dem anderen geht vorbei …
»Wie heißt du?«, so frage ich einen Mann. Er ist nicht mehr jung. Sein Haar ist grau, und seine Wangen sind bleich. Er trägt ein langes, schwarzes Gewand, staubig und an den Säumen zerfranst. Sein Schritt ist federnd.
»Ich heiße Bertram und bin aus dem Lande Foix.«
»Wo willst du hin?«
»Zum Rhein und darüber hinaus.« Er antwortete schlicht.
»Bist du Ketzer?«
»Ich bin es.« Groß schaut mich der Mann an.
»Fliehst du vor jemand?«
»Ich bin ein Vogelfreier und fliehe vor den Römischen.«
»Deine Heimat kenne ich.«
»Das weiß ich wohl, aber du kennst sie ungenügend.« Der Mann spricht weiter zu mir, in meiner Sprache: »Ich war Ritter! Du bist einmal an den Resten meiner Burg vorbeigefahren, ohne aufzuschauen, denn du lasest gerade in einem Buch. Du solltest weniger lesen und mehr schauen und horchen! Meine Burg stand bei Foix auf einem Hügel. Angesichts des Montségurs. Die Inquisitoren haben meinen Bruder und sein Weib und seine Kinder verbrannt, während ich fern war. Ich feierte Wintersonnenwende auf den Höhen von Ornolac, unweit jener unterirdischen Kirche, die du in den Pyrenäen, am Lujatberg an der Ketzerstraße, gesehen hast. *Nadal* nennen wir dieses Fest: Weihnachten.«

Ich unterbreche ihn und frage: »Habt ihr in Andacht und Feier die Geburt des Jesus von Nazareth begangen?«
»Nein! Die Geburt des Heilandes Sonne! Manche von uns nannten ihn, wie schon die vorchristlichen Griechen ihn genannt haben, Christus. Christus ist nicht Jesus. Der war Jude, jüdischer Sektierer. Seine Anhänger erst haben ihn nach dem Tod als den sonnenhaften Erlöser ausgerufen.«
»So hat der frühchristliche Bischof Melito aus der kleinasiatischen Stadt Sardes zu Recht sagen können, daß die Lehre vom Christus keine Offenbarungsreligion, sondern eine Philosophie sei, zuerst nur den Barbaren bekannt, daß sie erst unter dem Römerkaiser Augustus in veränderter Gestalt sich zu verbreiten begonnen und mit dem Wachstum des römischen Kaisertums Schritt gehalten habe –, daß, mit anderen Worten, sich Jerusalem und Rom die Lehre vom Christus angeeignet und sie, umgemodelt, ihren Zwecken dienstbar gemacht haben?«
»Ja. Jedoch die Lehre vom Erdenleben und Kreuzestod Jesu Christi ist jüdisch und – widergöttlich.«
»Wieso widergöttlich?«
»Es ist widergöttlich, sich die Gottheit als persönliches Wesen vorzustellen.«
»Was ist Gott?«
»Gott ist Geist und Licht und Kraft!«
»Gibt es auch einen Widergott?«
»Ja. Er ist die Schwäche, die in den Menschen als Lüge und Zweifel wirkt. Er ist auch der Geist der Gesetzlosigkeit und Zerstörung.«
»So ist für dich Luzifer, den du Luzibel nennst, nicht der Teufel? Wer ist er?«
»Luzifer ist die Natur, wie du sie in dir, um dich und über dir siehst. Er ist zwiefältiger Art: lichtlose Erde und belebender Lichthimmel.«
»Ist Luzifer euer Gott?«
»Weshalb sprichst du nicht von der Gottheit? Euere Bezeichnung Gott, der Gott, begreift die Vorstellung des Persönlichen in sich. Meine deutschen Zeitgenossen nennen die Gottheit, du solltest es wissen, nur ›das Gott‹. Die biblischen Vorstellungen haben euch inzwischen, ob ihr es wahrhaben wollt oder nicht, verbildet!«
»So ist Luzifer euere Gottheit?«
»Nein. Er ist ein Mittler.«
»So bedarf der starke Mensch eines Mittlers?«
»Ja! Aber nicht eines Mittlers, der ihn, den Menschen, erlöst, sondern der ihm, Beispiel und Vorbild gebend, vorangeht. Luzifer ist auch die Sonne. Du brauchst sie zum Lebenwollen. Du brauchst sie nicht minder zum Sterbenmüssen.«

»Wieso?« Ich fragte, obgleich ich die Antwort ahnte.
»Im Winter stirbt die Sonne und im Frühling ersteht sie neu. Sie bringt das Licht des Lebens und der Gewißheit, welche das Gegenteil von Zweifel ist.«
»Die Gewißheit des Wiedergeborenwerdens?«
»Wenn du es so nennen willst, ja. Du sprächest besser von Sieg über das Leben, von Unsterblichkeit.«
»Ist der Mensch unsterblich?«
»Du hast die Antwort selber zu finden. Schau um dich!«
Ich sehe den Stamm des Apfelbaumes, unter dem ich sitze. Der Stamm ist alt und morsch. Eines Tages wird er in sich zusammensinken, vermodern. Noch aber kann er Blüten treiben. Diese werden befruchtet, wachsen zur Frucht, fallen ab, gehen in die Erde ein, erstehen zu neuen Bäumen. – Und ich sehe den Mann vor mir. Er ist nicht mehr jung. Sein Haar ist grau. Ich frage: »Bist du Vater?«
»Ich bin es gewesen. Man hat mir vier Kinder verbrannt. Zu Toulouse bei einem Autodafé. Während sie brannten, stand ich, verkleidet, inmitten jener Menschen, die den rechten Glauben für sich beanspruchen und die alle Greuel mit Stellen aus dem Alten Testament begründen und entschuldigen …«
»Wie wirst du nach deinem Tode weiterleben?«
»Durch das Beispiel. Dadurch, daß ich bis zum letzten Atemzug trotz allem stark und stolz geblieben bin, und dadurch, daß ich das Gesetz erfüllt habe. Und …«
»Von welchem Gesetz sprichst du?«
»Du hast die Antwort selber zu finden. Schau über dich!«
Und ich sehe die Sonne. Sie blendet mich. Dennoch erkenne ich: Allabendlich muß sie von der Welt weggehen. Jeden Morgen muß sie sich über den Horizont erheben. Alljährlich hat sie ihre vorgeschriebene Tagesbahn zu senken und dann zu erhöhen. Sie belebt die Erde, schenkt anderen Gestirnen ihr Licht, daß man vermeinen könnte, auch diese seien Sonnen. Großmütig und ritterlich läßt sie größeren und lichteren Sonnen, die nur kleiner scheinen, das Recht, auf ihre eigene Weise leuchtend zu wirken. Sie ist stark, denn sie siegt über die dunklen Wolken, die schwarze Nacht und den toten Winter. Sie ist stolz, denn sie läßt sich das Recht des Tages und des Jahres, ihres Lebens, nicht nehmen …
»Schau in dich!« So spricht der Mann. Ich gehorche. Und ich höre in mir zwei Stimmen, miteinander streitend. – »Schweig still«, sagt die erste zur zweiten, »du bist die Lebensbejahung und traust, kurzsichtig, dem Gaukelspiel des Lebens, der Welt, der Dinge! Was ist das Leben? Mühe und Arbeit, Krankheit und Tod.

Was ist die Welt? Füllhorn des Elends, Tal des Jammers, Kampfplatz der Leidenschaften. Was sind die Dinge? Unvollkommener, vergänglicher und veränderlicher Stoff, von vornherein des Unterganges inne. Selbst die Gestirne, an denen du, Lebensfreude, dich weidest, werden eines Tages nicht mehr sein. Auch ihrer wartet das Ende. Nichts, was du mit deinen Sinnen erfaßt, ist beständig noch göttlich, denn Gott ist ewige Dauer. Es gibt nur eine Gewißheit: den Tod. Auf diesen Felsen solltest du deinen Tempel bauen!« – Dieser Stimme entgegnete die zweite: »Ich bin das Ja! Ich will das starke und stolze und mutige Ja bleiben! Es hat die Gottheit nicht von ungefähr die Welt, alle sichtbaren Dinge und auch mich geschaffen. Des bin ich gewiß. Und diese Gewißheit macht mir alles heilig: die Gestirne, die Erde, die Elemente, und jenes vor allem, wo mich die Gottheit der Welt Licht hat erblicken lassen: mein Vaterland und meine Sippe. Das Leben hat mir die Gottheit gegeben, und auf das Leben baue ich auf. Ich bin ich. Aber ich wäre nicht ohne meine Sippe, es gäbe meine Sippe nicht, wenn nicht mein Vaterland wäre, und mein Vaterland lebte nicht, wenn nicht die Gottheit wäre.« – »Die Gottheit hat mit deinem Vaterland nicht mehr zu tun als mit dem Vaterland eines jeden anderen Menschen, denn vor der Gottheit sind alle Menschen und alle Völker gleich!« – So widerstreitet die erste Stimme. Die zweite schweigt. Es spricht deshalb der graue Mann zu mir: »Mein Vaterland ist nicht mehr. Man hat es in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf des Papstes Geheiß einem neuen Geschlecht zubereitet. Wir wurden vernichtet, weil wir den Gott der Juden, Jahve, weil wir Moses und die Propheten nicht anerkannt haben. Wir beteten nicht zum Gott der Juden, weil die Gottheit mit dem Volk der Juden nicht mehr zu tun hat als mit jedem anderen Volk. Die Anmaßung, der Gottheit auserwähltes Volk zu sein, haben nur die Juden ausgesprochen. Was ist Jahve anderes als die jüdische Volksseele, überheblich, unduldsam, eifernd, machtgierig und unritterlich? Die Seele meines Volkes ist eine andere gewesen. Unser Gott war licht und hell und ritterlich. In Vollkommenheit war er das, was wir als Menschen unvollkommen gewesen sind?«

»Weshalb nanntet ihr Ketzer, die ihr die Ketzerweihe empfangen hatte, euch Vollkommene? Weshalb nanntet ihr euch Reine? Ist es nicht Vermessenheit, sich selber so zu nennen!«

»Wir nannten uns so im Gegensatz zu Rom, das alle Menschen, einerlei welchen Blutes sie sind, gleich und unedel und verderbt und unrein sein läßt. Als Enkel unserer Ahnen, der Hellenen und der Goten, fühlten wir uns edel, aber nicht unedel, vergänglich und noch gottfern, aber nicht verderbt und gottlos! Wir brauchten Roms Gott nicht, denn wir wußten, daß wir einen Gott hatten! Wir

brauchten des Mose Gebot nicht, weil wir unsere Gebote vom Ahn her in der Brust trugen! Moses war unvollkommen und unrein, sonst hätte er nicht eine Mohrin zur Frau genommen und hätte seine Geschwister, die Rüge führten, von seinem Gott nicht mit Aussatz schlagen lassen. Was Moses gewesen ist, waren die Juden, die uns ihren Glauben, ihre Schriften und ihre Gesetze aufdrängen wollen: Unvollkommene und Unreine, Knechtseelen und Bastarde! Wir, abendländische Menschen nordischen Geblütes nannten uns Katharer, wie sich die morgenländischen Menschen nordischen Geblütes Parsi genannt haben: Reine. Du solltest mich verstehen, oder auch dein Blut ist unrein!«
»Parsi …?«
»Ja! Die Parsi und die Arianer und wir, die Katharer, haben unser Blut nicht verraten. Dies ist das Geheimnis der Beziehungen zwischen ihnen‹, das du suchst und suchst! Merke: wenn du einem Parzival nachsinnst, so wisse fortan, daß dieser Name ein iranisches Wort darstellt. Das Wort besagt: Reine Blume! Und wenn du den Gral suchst, so suchst du den heiligen Stein *ghral* der Parsi. Zum Gral wird nur berufen, den man im Himmel kennt. So hast du bei Wolfram von Eschenbach gelesen. Unser Himmel ist nicht Jerusalems oder Roms Himmel. Unser Himmel spricht nur zu den Reinen, zu denen, die nicht niederrassige oder mischrassige Kreaturen und Knechte sind – zu den Arya. Das heißt Edle und Herren!«
Ich schaue auf. Ich bin allein …

Gesang kommt näher und näher: Gesang von herben Knabenstimmen. Ein Fähnlein deutscher Jugend wandert auf der Landstraße heran. Wir rufen uns frohe Worte zu. Dann lagern wir gemeinsam unter dem blühenden Baum und singen ein neues deutsches Lied:

> Wenn einer von uns müde wird,
> Der andre für ihn wacht,
> Wenn einer von uns zweifeln will,
> Der andre gläubig lacht.
> Wenn einer von uns fallen sollt',
> Der andre steht für zwei,
> Denn jedem Kämpfer gibt ein Gott
> Den Kameraden bei.

Ich stand auf der Rheinbrücke. Aus dem Dunst der alten und winkligen Stadt ragten die Türme des Doms hervor. Im fernsten Westen lag blau der Donnersberg, einst dem nordischen Gotte Donar-Thor heilig. Im Osten, von lichten Wölkchen überhangen, wellte sich die schöne Kette des Odenwaldes, welchen man Odhins Wald gewesen sein läßt. Sogar die Weinberge der Bergstraße und die Burgen ob Auerbach, Heppenheim und Weinheim konnte ich deutlich erkennen. Dort muß jenes Dorf gelegen haben, wo Hagen den Siegfried erschlug:

> Wenn ihr den Brunnen suchet, wo Siegfried ward erschlagen,
> Sollt ihr die rechte Kunde mich auch noch hören sagen:
> Dort vor dem Odenwalde liegt ein Dorf Odenhain:
> Es fließet noch der Brunnen – darüber kann kein Zweifel sein.

Zwischen Odenwald und Rhein sah ich eine Kirchturmspitze über die Wipfel eines großen Waldes ragen: sie gehört zum Dorfe Lorsch, berühmt wegen seiner Klosterreste. Diese schließen heute eine Gedenkstätte für die Toten des Weltkrieges ein. Es mag in Deutschland prächtigere und eindrucksvollere Heldenfriedhöfe geben, ich kann mir jedoch einen würdigeren nur schwer vorstellen:

> Es ließ hier Frau Krimhilde – sie wollte es so haben –
> Den toten Herren Siegfried zum zweitenmal begraben:
> Zu Lôrse bei dem Münster mit großer Pracht und Ehr:
> In einem langen Sarge liegt dort der Held so kühn und hehr.

Zu Lorsch, dessen alter Name Laurisham gewesen ist, mag jener Rosengarten gelegen haben, von dem der »Große Rosengarten«, ein Volksepos aus dem dreizehnten Jahrhundert, zu berichten weiß: König Gibich zu Worms hatte ein märchenhaft schönes irdisches Paradies, Rosengarten geheißen, eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Wie Laurins Tiroler Garten war dieser von einem feinen Seidenfaden umspannt. Gehütet wurde er von zwölf rheinischen Helden, deren einer Siegfried war. Krimhilde, Gibichs Tochter und Siegfrieds Anverlobte, hatte viel wunders von dem Berner Dietrich gehört. Sie lädt ihn ein, selbstzwölf an den Rhein zu kommen, damit er und seine Gesellen sich im Kampfe mit ihren Recken mäßen. Dem Sieger solle ein Kranz von Rosen und ein Kuß von ihr

zuteil werden. Dietrich nimmt die Einladung an. Elf Berner siegen. Zuletzt kämpft Dietrich mit Siegfried. Dessen Hornhaut läßt Dietrichs Schwertstreiche abgleiten. Da schnaubt der Berner vor Zorn, Flammen entfahren seinem Munde, als sei er der Leibhaftige. Siegfried sinkt besiegt in Krimhildens Schoß. Diese wirft schnell einen schützenden Schleier über ihn. Dietrich und seine Helden empfangen gebührenden Rosenkranz und Kuß.

Dieser Rosenkranz kann nicht der kirchliche gewesen sein, jene Kette von Kügelchen, die man abbetet. Den Rosenkranz hat man früher nicht gebetet, sondern lachend hing man ihn an den Maibaum und vors Haus „um Singens willen". Das hat auch ein Geistlicher aus dem Dorf Elysacia (heute Elz) im Bistum Trier zu jener Zeit getan, da der Zisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach lebte und seine Chroniken im dreizehnten Jahrhundert schrieb: der Geistliche hatte im Reigen einen Rosenkranz als Siegespreis gewonnen und vor seinem Hause aufgehängt, »damit die Leute dort Kurzweil treiben und Tänze aufführen möchten«. Nun saß er eines Tages in der Schenke beim Rebensaft. Da erhob sich jählings ein furchtbares Unwetter. Mit seinem Mesner, der gleichfalls ein Schöppchen getrunken hatte, eilte er in die Kirche, um zu läuten. In der Kirche angekommen, wurden beide durch einen furchtbaren Schlag niedergestreckt, doch so, daß der Mesner unter dem Geistlichen zu liegen kam. Der Mesner blieb unverletzt, der Priester aber war tot. Weil er im Reigen mitgetanzt und einen Rosenkranz aufgehängt habe, sei er vom Himmel mit dem Tode bestraft worden – glaubte der Chronist.

Statt des Rosenkranzes war oft ein Widder oder ein Bock der Preis. In Hertene (heute Kirchherten im Niederrheinischen) sei einmal, so erzählt Cäsarius noch, ein mit seidenen Bändern verzierter Widder feierlich ausgestellt worden, und es habe ein Ausrufer das Landvolk aufgefordert, ihn zu umtanzen. Dem besten Tänzer sollte der Widder gehören. Unter Musikbegleitung begann der Reigen. Aber auch über Hertene entlud sich ein heftiges Gewitter. Es sprengte die Lustbarkeit. – Ein anderer Chronist des dreizehnten Jahrhunderts, der Bischof Oliver von Paderborn, hat berichtet, daß sich solche Tänzer vor dem Widder verneigt hätten. Das müsse als Ketzerei betrachtet werden. Eine Hauptsünde der Katharer sei, so heißt es andernorts, die »diabolische Verehrung des Bockes« gewesen.

Bock und Rose waren, wie heute bekannt ist, in alten Zeiten dem Gotte Thor-Donar heilig. Ist, das muß ich fragen, Thor der Bruder jenes Zwergenkönigs Laurin, der seinen Tiroler Rosengarten mit einem Seidenfaden umspannt hat, damit kein Unwürdiger Einlaß finde? Ist Thor Laurins Bruder, welcher, in deut-

schen Landen zu Hause, denen tausendjähriges Leben gibt, die auf einer wohl, gebahnten Straße zu ihm hingehen und die sich einen feurigen Berg bereiten? Wolfram von Eschenbach läßt den Laurin zum König Dietrich von Bern gesagt haben: »An die fünfzig Jahre habt Ihr noch zu leben. Und mögt Ihr auch ein starker Held sein, der Tod überkommt Euch doch. Aber wisset, daß mein Bruder, in deutschen Landen zu Hause, tausendjähriges Leben zu geben vermag. Ihr braucht Euch nur einen Berg zu erküren, der innen feurig ist. Dann meinen die Leute, Ihr wäret gefahren in Hitze groß, Ihr werdet jedoch irdischen Göttern gleich sein!«
Lorschs alter Name ist Laurisham. Vielleicht hat Laurin auch hier eines Rosengartens gewartet. Das Kloster Lorsch liegt auf einem Sandhügel. Es könnten, um mit Wolfram von Eschenbach zu reden, die Römer, lies: die Päpstlichen, sehr wohl gegen diesen »Berg gefahren« sein, um den Rosengarten mit einer Klosteranlage bebauen zu können.
Frage über Frage, Rätsel über Rätsel …

In diesem Städtchen hat mich meine Mutter zur Welt gebracht. Ihre Vorfahren liegen hier begraben. Schon als Kind empfand ich eine tiefe Liebe zu diesem schönen Stück Erde. Wenn meine Eltern, damals in Bingen am Rhein lebend, die Vorbereitungen für unseren Sommeraufenthalt in Michelstadt begannen, fing mein Fragen an: Ob es wirklich wahr sei, daß der Quell, an dem Hagen von Tronje den Siegfried erschlug, jener von Linden umstandene Brunnen sei, den man mir im Vorjahr gezeigt hatte. Ob ich glauben dürfe, daß der letzte Odhinspriester im Odenwald, von dem mir ein in Hessen vielgelesenes Knabenbuch gar nicht genug berichten konnte, beim Hainhaus gehaust habe, wo heute noch steinerne Thingsessel zu sehen sind. Ob die uralte Basilika vor Michelstadts Toren von Kaiser Karls Tochter Emma und dessen Geschichtsschreiber Eginhard diesem Priester zum Trotz erbaut worden sei. Während der Ferien bekam ich immer wieder Neues und Geheimnisvolles zu sehen: das in einem verträumten Waldsee sich spiegelnde Schloß Mespelbrunn, im Hochwald verborgene Römerkastelle, das Jagdschloß Eulbach mit seinem prachtvollen Tierpark voller Rotwild und Schwarzwild und des Schwedenkönigs Gustav Adolf Rüstung in der Sammlung zu Erbach.
Einmal fuhren wir über die Berge, die Hessen von Bayern trennen, nach dem Kloster Engelberg am Main. Es war gerade Wallfahrtstag: die Wallfahrer rutschten auf den Knien die vielen hundert Treppen bis zur Bergkirche hinauf und beteten dabei den Rosenkranz. Schon damals vermochte ich nicht, den Sinn einer solchen Bußübung zu begreifen. Über Amorbach kehrten wir, ich beim Kutscher auf dem Bock sitzend, nach Michelstadt zurück. Die gleiche Fahrt werde ich übermorgen machen, denn bei Amorbach liegt, was ich als Knabe nicht gewußt habe, die Burg Wildenberg, auch »Gralsburg im Odenwald« genannt. Hier hat Wolfram von Eschenbach als Gast eines Ritters von Durne Teile seines »Parzival« niedergeschrieben. Manche behaupten sogar, diese Burg sei für Wolframs Gralsburg Munsalvatsche, mit Wildenberg zu verdeutschen, das Vorbild gewesen.
Ich bin also im Bannkreis des Grals zur Welt gekommen. Parzival und Siegfried und Odhin-Wotan waren mir Paten.

Es ist spät in der Nacht. Ich höre Bäume raunen und einen Brunnen reden. Irgendwo bellt ein Hund. Vor mir liegt die Bibel. Im fünften Buch des Moses, den die Katharer einen Verräter und Lügner genannt haben, habe ich einen

furchtbaren Satz gelesen, der mich schaudern macht: »Alle Völker, die Jahve dir preisgeben wird, sollst du vertilgen, ohne mitleidig auf sie zu blicken!«

Heute, am Sonntag, bin ich in der Kirche gewesen, in der man mich getauft hat. Der Pfarrer hielt eine lange Predigt, die mit Bibelworten gespickt war. Im Mittelpunkt der salbungsvollen Betrachtung standen die Worte des Apostels Paulus: »Was ich tue, weiß ich gar nicht: denn ich tue nicht, was ich will, sondern was ich verabscheue. So sehe ich, der ich das Gute tun will, mir das Gesetz auferlegt, daß mir nur das Böse zur Verfügung bleibt. Es erbarmt sich der Herr, wessen er will, und er läßt verstockt sein, wen er will. Oh, ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todesleibe?«
Nach dem Gottesdienst, der eine ganze Weile wie ein gräßlicher Alpdruck auf mir lag, ging ich allein zur Stadt hinaus. Und ich hielt mir selber eine Predigt.
Ich begann mit Schillers Worten: »Sei, wie du willst, namenloses Jenseits – bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. Sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst hinübernehme. Außendinge sind nur ein Anstrich des Mannes. Ich bin mein Himmel und meine Hölle! Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, um das Gute um des Guten willen zu tun. Edle Menschen zahlen mit dem, was sie sind!«
Meine Predigt setzte ich fort mit den Worten Meister Eckharts: »Der gerechte Mensch dient weder Gott noch den Kreaturen. Er steht so fest in der Gerechtigkeit, daß er dagegen weder der Pein der Hölle achtet noch der Freuden des Himmels. Den gerechten Menschen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, daß, wäre Gott nicht gerecht, sie gäben keine Bohne auf ihn. Der Mensch soll Gott nicht fürchten! – Gott ist ein Gott der Gegenwart. Man soll ihn nicht außer sich suchen oder wähnen, sondern ihn nehmen, wie er mein eigen und in mir ist. – Wahrheit ist also edel, daß, wenn Gott sich von der Wahrheit kehren möchte, ich wollte mich an die Wahrheit heften und Gott lassen!«
Auch Worte, von Weisen unserer Zeit gesprochen, ließ ich heilend auf mich einwirken: »Das ist das Wissen der Tapferen: Wer der Schuld entfliehen will, der entflieht dem Leben. Wer sie aber sühnt und hindurchlebt und die Ewigkeit in ihr findet, der wird in ihr neu. Nicht Erlösung von der Welt tut uns not, nein: Erlösung zu der Welt! So und nur so allein siegt das Leben über den Tod hinaus. Nur durch eine Stärkung des Guten, des Edlen in uns, durch unsere eigene Tat, durch ein hinreißendes Beispiel kann unserem Selbst die Hilfe werden: sich selbst zu befreien und aufzuschwingen. Alle Erlösung, alle Rechtfertigung sind vorweggenommen dadurch, daß wir nur durch Wollen werden. Strafe ist Folge: es

gibt nur eine echte Strafe der Sünde, und diese Strafe wird vom Täter selber unvermeidlich und gleichzeitig mit seinem Entschlüsse an sich selber vollzogen: das Schlechterwerden. Auch Sühne ist Folge: es gibt nur eine Sühne, und sie ist auch Belohnung, unfreiwillig, aber unentreißbar durch den Täter an sich selber vollzogen: das Edlerwerden! Aus seinem Wirken und Schaffen entringt sich endlich – nach aufwärts oder nach abwärts, zum Besseren oder zum Schlechteren – als Ergebnis der Mensch selber. Wir haben nur eine Wirklichkeit: das Wirken! Wir haben nur eine Tatsache: die Tat.«
Ich schloß meine Predigt mit Worten aus Nietzsches »Zarathustra«: »Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist; was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und kein Untergang ist. Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu!«

Die »Erde« ist ein Teil des gestirnten Himmels …

Bei dem Städtchen Amorbach, dessen Barockkirchtürme, Klosterbauten und Schloßanlagen das Häuflein schlichter oder ärmlicher Häuser zu erdrücken scheinen, liegt der baumumstandene Gnadenort Amorsbrunn mit seinem Kirchlein. Schon in heidnischen Zeiten, die man zu Unrecht die dunkelen und gnadenlosen nennt, hat sich hier eine heilige Stätte befunden. »Als die ersten Verkünder des Christentums in das Tal kamen, mögen auch sie, wie dies von anderen Glaubensboten ausdrücklich berichtet wird, mit Absicht den von der heidnischen Bevölkerung verehrten Platz gewählt haben, um an ihm zu predigen. Und so wird die Überlieferung recht haben, wenn sie hier, an diesem seit Urzeiten verehrten Ort, die ersten Christen mit dem heiligen Wasser getauft worden sein läßt.« – Angeblich haben der aus Irland gekommene Heilige Pirmin und sein Schüler, ein Heiliger Amor, jenen Menschen, die »noch im Schatten des Todes wandelten, das Licht des Evangeliums gebracht«. Der Heilige Amor soll noch dreiunddreißig Jahre geblieben sein, »nachdem Bonifatius im Jahre 734 die erste Amorbacher Kirche geweiht hatte« –, und er soll dem Amorsbrunn »eine heyl- und gesundmachende Kraft von Gott erbeten und erhalten« haben. – Ein bischöflicher Archivar aus Würzburg hat jedoch vor zwanzig Jahren nachgewiesen, daß die Geschichte der Abtei Amorbach vor dem zehnten Jahrhundert von Anfang bis Ende erfunden sei. Pirmin sei an der Gründung Amorbachs nicht beteiligt gewesen, der Heilige Amor (es gab auch einen römischen Liebesgott Amor) sei eine freie Schöpfung der Phantasie aus viel späterer Zeit, und das Kloster Amorbach sei erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts durch Mönche aus dem burgundischen Kloster Cluny gegründet worden.

Dem heiligen Amor, einer »freien Schöpfung der Phantasie aus viel späterer Zeit«, läßt man auch den Gnadenort Amorsbrunn seinen Namen verdanken. Im Innern des Kirchleins steht eine Holzfigur des Heiligen, vor dreihundert Jahren von einem Würzburger Stadtrat zum Danke für erhaltenen Ehesegen gestiftet. Als im Jahre 1889 ein heute vergessener Lokaldichter in seiner Erzählung »Der Heilige Amor« die Behauptung aufstellte, die Ehefrau jenes Würzburger Stadtrates sei nicht durch die Fürsprache des Heiligen, sondern »durch den kräftigenden und erfrischenden Aufenthalt in der gesunden Luft der schönen Odenwaldberge« gesegnet worden, schrie man, wie es auch heute noch geschehen könnte, Zeter und Mordio über diesen Ketzer.

Ich entnehme einem Amorbacher Heimatbuch, daß aus der Amorsbrunner Kapelle »die Wachsglieder, Kinderpuppen und Bilder, die noch vor dreißig Jah-

ren Altäre und Wände bedeckt haben, bis auf einige verschwunden« seien. Als Ergebnis der sich seit Jahrhunderten auswirkenden frommen Gesinnung« sei auch der geschnitzte spätgotische Schreinaltar anzusehen, der den Stammbaum der Jungfrau Maria zur Darstellung bringt: in der Predellennische liegt schlafend der Stammvater Jesse, aus ihm wächst der Stammbaum empor, der im Mittelfeld des Schreins die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben trägt. Die beiden Barockaltäre, der Heilige Amor, die Rokokobetstühle, die Mariensäule und die Kreuzigungsgruppe, sie alle fügen sich, wie das Heimatbuch meint, zu einem harmonischen Gesamteindruck zusammen, der nur von einer nachgebildeten Lourdesgrotte gestört werde. Auch der Heilige Christophorus »passe nicht recht zu dem ursprünglichen Quellkult«. Ich glaube jedoch, daß außer den Bäumen, dem Quellwasser und dem Himmelszelt nichts von alledem, was heute in Amorsbrunn zu sehen ist, an den ursprünglichen Quellkult erinnert. Am wenigsten der Heilige Amor und, wie ja auch mein Gewährsmann meint, die geschmacklose Nachbildung der Grotte von Lourdes.

Amor sagten die ketzerischen Provenzalen zu Minne; Minne ist Gedenken und Erinnerung; »Erinnerung aber heißt«, wie unser liebenswerter Dichter Jean Paul Richter erkannt hat, »das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann«. Und so erinnere ich mich: Alle germanischen Stämme brachten den Brunnen und Quellen Verehrung dar. Gedachten die einen, wenn sie einem Born nahten, der göttlichen Hüterin des Lebenswassers Freya-Holda, die man auch Venus nannte –, so bevölkerten andere die heiligen Wasser mit unsichtbaren Quellfrauen und Wasserjungfern. Ihrer Verehrung und ihrer frommen Gesinnung pflegten unsere Urahnen nicht mittels Gipsfiguren oder Wachspuppen, Betstühlen oder künstlichen Grotten sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Auch eines Stammbaumes bedurften ihre Gottheiten nicht: Deren Vater war Allvater selber, der vielnamige und doch namenlose, der vielfältige und doch eine, der offensichtlich wirksame und doch unfaßbare. Von Jesse kam die Art nicht, sondern vom Himmel, dessen Erde ein Teil ist.

Mit zwei Literarhistorikern fuhr ich zur Burg Wildenberg, beim Dorfe Preunschen inmitten herrlichen Laubwaldes gelegen und Gralsburg im Odenwald genannt. Wohl waren sich meine Begleiter darüber einig, daß Wildenberg eine der schönsten deutschen Burgruinen ist. Sie stritten sich jedoch, ob der herrliche romanische Bau, seit den Bauernkriegen in Trümmern, den Minnesänger Wolfram von Eschenbach tatsächlich beherbergt habe. Schließlich meinte ich, man sollte zu allererst festzustellen versuchen, ob Wolframs Parzivaldichtung, geprägt von den Ketzerbewegungen jener Zeit, auf Burg Wildenberg mit Wissen oder im Auftrag jenes Ritters von Durne geschrieben worden sein kann. Meines Erachtens müßten Untersuchungen auf folgende Weise zum Ziel führen: Anverwandte der Herren von Durne, die Grafen Looz (ihr Hauspoet war der Minnedichter Heinrich Veldeke), seien durch den Ketzermeister Konrad von Marburg auf dem Mainzer Reichstag des Jahres 1233 der luziferianischen Ketzerei angeklagt worden. – Kaum hatte ich so gesprochen, als die zuvor uneinigen Gelehrten Bundesgenossen waren – gegen mich.

Möge Amorbach, eine reizvolle Kleinstadt, seinen Namen dem Phantasiegebilde des Heiligen Amor verdanken oder, wie ich behaupten möchte aber nicht zu behaupten wage, dem Worte Amor (welches in der ketzerischen Provence Minne bedeutet hat); mögen die ehrwürdigen Mauern der Burgruine Wildenberg vor siebenhundert Jahren den Minnedichter Wolfram an seinem großen Dichterwerk schaffen gesehen haben oder nicht. Gleichviel. Ich erhalte aufrecht, was ich seinerzeit in Südfrankreich aufgezeichnet habe: Wie Wolfram selber angibt, ist die wahre Märe vom Gral und von Parzival aus der Provence in deutsches Land gekommen; Wolfram hat eine provenzalische Ketzerdichtung als Vorlage für sein Epos benutzt; mit seinem Gewährsmann Kyot von Provence, dem Troubadour Guiot von Provins, hat er ritterliche Ketzer und ketzerische Edelfrauen besungen; die Gralsburg Munsalvatsche hatte ihr Vorbild in der Pyrenäenburg Montségur; das Gralsland *Terre de Salvatsche* ist das Gebiet des pyrenäischen Tabor gewesen. Und: vielleicht war jener Schatz der Kirche, den vier ritterliche Reine aus der bedrohten Burg Montségur in das Höhlengebiet des Sabarthès gerettet haben – der Gral. Nicht jener Gral, den kirchliche Entstellung zu dem Passionskelch des Jesus von Nazareth gemacht hat, sondern ein aus Luzifers Krone gefallener Stein, der Speise und Trank und Nichtsterbenmüssen denen verleiht, die seiner Schau würdig sind.

Noch einmal bin ich, allein, zur Burg Wildenberg hinaufgegangen. Lange habe ich mir die selten schönen Steinmetzarbeiten und vielfältigen Steinmetzzeichen betrachtet. Dann schaute ich ins besonnte Land. Meine Gedanken gingen in die Ferne. Nach Osten, denn sie gingen den gleichen Weg, den eine Pyrenäenlegende jene Gräfin Esclarmonde von Foix, die Herrin der Gralsburg Montségur, als weiße Taube gegangen sein läßt: nach Asiens Bergen. Esclarmonde sei nicht gestorben, sagte mir ein Hirte. Noch heute lebe sie dort im irdischen Paradies …
Erinnerung war auch den iranischen Parsi und den indischen Ariern das einzige Paradies, aus dem sie sich nicht vertreiben ließen. Der hohe Norden, lehrte bekanntlich ihre heilige Überlieferung, sei den arischen Menschen Ursitz gewesen; jenes glückliche Land Ariana, darin die Sonne Heimat hatte und die Menschen froh waren. Ein langes Leben lebte man dort, und mit den Göttern konnte man so traute Zwiesprache halten, daß die Götter inmitten der Menschen zu weilen schienen. Ein Trank, wunderbaren Bäumen entflossen, verlieh den Himmlischen Unsterblichkeit und den Menschen Gottinnigkeit: der Trank Haoma oder, wie die arischen Inder ihn nannten, der Trank Soma. Mit ihm nahm man die Arische Kraft in sich auf.

Eines Tages erhob sich die Schlange des Winters; es wurde kalt für die Menschen und Tiere und Pflanzen; das Meer gerann; die Sonne schied; arktisches Klima herrschte; jahraus jahrein war zehn Monate lang Winter. Die Menschen mußten auswandern. Nach Süden. Der hohe Norden blieb jedoch ihrer Erinnerung Ziel. Um seiner im Gebet zu gedenken, ging der Arya in der neuen Heimat auf einen Berg: auf ein Paradies: *paradêsha.* (Dieses Wort bedeutete hochgelegene Gegend.) Ein arisches Paradies war ursprünglich jeder geheiligte Berg, auf dessen Gipfel man im Geiste nach Norden ging, dem Lande Gottes und der Ahnen. Zur Bezeichnung des andächtigen Sicherinnerns gebrauchten die iranischen und indischen Arier das Wort *man.*

Die Gottheit war den nach Süden ausgewanderten Arya gnädig, denn sie hat, wie uralte Sagen künden, einen Adler oder eine Taube ausgesandt mit dem Auftrag, ihnen den Somabaum, aus dem man den Trank Soma bereitete, zu bringen, damit sie der Arischen Kraft nicht verlustig gingen. Seitdem konnte man auch in Süden den Somatrank genießen. Zur Erinnerung. Zur Minne. (Dieses Wort ist, wie feststeht, dem sanskritischen *man* und dem gotischen *munni,* Erinnerung, stammverwandt.) Ein solches *paradêsha,* so berichtet der mehr als viertausend Jahre alte Rigweda, hieß Mûjavat und lag westlich von Indien.

Jahrhunderte und Jahrtausende vergingen. Es wurde Jesus von Nazareth geboren; Juden und Römer lehrten und missionierten ihn als den fleischgewordenen Gott; das Christentum breitete sich aus; eine neue Zeitrechnung begann. Vom dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an war der iranische Manichäismus neben dem germanischen Arianismus der größte Feind des kirchlichen Christentums. Der iranische Berg Mûjavat war unterdessen das oberste Heiligtum der Manichäer geworden. Heute heißt er *Kôh-i-Chwadschä* (verdeutscht: Berg der Könige oder Berg Gottes) und liegt, verlassen und wüst, an dem versumpften Hamunsee, auf der Grenze zwischen Iran und Afghanistan. Die Hellenen hatten diesen See die *Aria Palus:* den Arischen See genannt. Alexander der Große ist bis hierher gekommen. In diesem Bergheiligtum *Kôh-i-Chwadschä,* dem gegenüber Jerusalem und Mekka und Rom an Alter zurücktreten, sieht ein österreichischer Forscher unserer Tage, Friedrich von Suhtscheck, das Urbild des Wolframschen Gralsberges Munsalvatsche, und im See Hamun jenen See Brumbane, an den der suchende Parzival gelangt, ehe er zur Burg des Heils findet. Schon die Namen, die Wolfram seinen Gestalten gegeben hat, könnten, so meint Suhtscheck, ihre iranische Heimat nicht verleugnen: Parzival, richtiger Parsiwal, heiße »Parsenblume« oder »Reine Blume«, da *parsi* rein bedeutete; sein Vater Gamuret müsse als der iranische Urkönig Gamurt angesehen werden; Parzivals Sohn Lohengrin (bei Wolfram und im »Wartburgkrieg«: Loherangrin) sei der persische Gott Lohrangerin. Dieser Name besagte Roter Eilbote. Wolframs Dichtung »Parzival« dürfte zum größten Teil die gereimte Bearbeitung eines ursprünglich iranischen Textes sein. Als älteste literarische Vorlage sei das manichäische »Lied von der Perle« zu betrachten, eine der tiefsinnigsten Äußerungen des Menschengeistes, aus dem dritten Jahrhundert stammend und von edelsten iranischem Geiste erfüllt. Manches spräche dafür, daß dieses Lied von Mani selber, dem Begründer des Manichäismus, verfaßt worden sei. Wenn das Perlenlied das Erringen des obersten manichäischen Glaubenssymbols, der mystischen Perle *(ghr-al),* besinge, wenn Wolfram hingegen den Gral als einen Stein preise, so liege kein Widerspruch vor, da dem persischen Wort *ghr-al* auch die Bedeutung Edelstein geeignet habe.

Ich frage mich: Sollte jenes in fremden Lettern geschriebene Buch, das man in Montségurs Trümmern gefunden hat (ein alter Bürger des Pyrenäenstädtchens Lavelanet sprach mir davon), eine manichäische Schrift, vielleicht sogar eine Abschrift der iranischen Urfassung des »Parzival« gewesen sein? – Noch etwas gibt mir zu denken: Tontauben sind in Montségurs Trümmern gefunden worden und, alljährlich am Karfreitag, dem »Tag der höchsten Minne«, läßt Wolfram

von Eschenbach eine Taube vom Himmel zur Erde sich senken und eine Oblate weiß und klein, auf den Gral niederlegen.

> Dann hebt ihr leuchtendes Gefieder
> Zur Himmelshöh' sie heimwärts wieder.
> Wenn der Karfreitag wiederkehrt,
> Wird neu die Gabe dem Stein verehrt …

Wolframs Tag der höchsten Minne braucht nicht der christliche Karfreitag gewesen zu sein, jener Tag, an dem Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Jesus von Nazareth auf Golgatha, der Schädelstätten bei Jerusalem, in einer Schale aufgefangen haben soll; er kann ebenso gut das manichäische Naurozfest, das Fest der Tag- und Nachtgleiche im Frühling, besungen haben. Eine Turteltaube, so heißt es in den alten manichäischen Liedern, trage an jedem Naurozfest den heiligen Homasamen auf den heiligen Stein *ghr-al.*

Allein auf dem Wildenberg, ließ ich meine Gedanken auch nach Westen und Norden und Süden gehen. Von Norden, dem Lande Tulla oder Tullan, sollen, wie ich schon erzählt habe, die Urahnen des altmexikanischen Volkes der Tolteken nach Süden gekommen sein. Sie betrachteten dieses Land als das Urland, wo das Eis zu herrschen begann und keine Sonne mehr war. Sie ließen es aber nach wie vor das »Paradies« ihrer Helden sein. Diese toltekische Tulla entsprach durchaus der geheimnisvollen Insel Thule, jener *Thule ultima a sole nomen habens:* der äußersten Thule, die ihren Namen der Sonne verdankt. Ein Pytheas von Marseille ist vor mehr als zweitausend Jahren ausgezogen, um sie zu schauen. Noch in späteren Zeiten versuchte mancher, jenes Land zu erreichen, »welches dem Himmel am nächsten und das heiligste ist«, und wo er »den Vater der Götter zu schauen und einen Tag fast ohne Nacht zu genießen« hoffte.
Eine *Ultima Thule* ist auch das Land der Hyperboräer gewesen, die jenseits des Nordwindes im ewigen Licht gewohnt haben, und über die der delphische Apoll als Gottheit gewaltet hat. Das Land der Hyperboräer wurde von den edlen Hellenen als Ursitz ihrer Art und die Heimat ihrer Gottheit angesehen. Es ist kein anderes Land als jenes Sonneneiland Aea, das die Argonauten zu suchen ausgezogen sind. Wie die Iranier hatten auch die Hellenen ihre »Paradiese«: die berühmten Götterberge Olymp oder Parnaß oder Oeta waren jeder ein *paradêsha,* auf dessen Gipfel man des nordischen Lichtlandes betend gedachte, jenes Sonneneilands, wo Unsterblichkeit und Seligkeit als Nektar und Ambrosia ge-

nossen wurden. Dieses andächtige Sicherinnern bezeichneten die Hellenen mit dem Worte *mimneskein,* stammverwandt mit dem sanskritischen *man,* dem lateinischen *memini,* dem gotischen *munni,* der deutschen *Minne.*
Ein *paradêsha* war auch der herrliche Montségur, in der Bergwildnis des pyrenäischen Tabor gelegen!

Es haben die provenzalischen Katharer, denen wir schon Wolframs »Parzival« wegen zu Dank verpflichtet sind, nationale Schriften und Lieder gehütet. Das Schrifttum der ketzerischen Provenzalen mag bunt gewesen sein wie ihre Geschichte, von den Griechen und Kelten und Germanen geprägt.
In Wolframs Dichtung können wir deshalb neben morgenländischen Benennungen eine Fülle von abendländischen finden. Ich wähle Beispiele aus: Wohl besingt Wolfram Persien, Babylon, Euphrat, Tigris und Indien; er preist aber auch Alexandria, die Trojaner, selbst das Land »Hiperbortikon«: das Land der Hyperboräer; provenzalische, spanische, französische und britische Ortsbezeichnungen (Arragon, Katelangen: Katalonien, Gaskogne, Paris, Normandie, Burgund, Bretagne, Irland oder London) verquickt er mit deutschen und skandinavischen (Worms, Rhein, Spessart, Thüringen, Dänemark, Norwegen oder Grünland: Grönland). Und: mit Zarathustra, Äneas, Plato, Herakles, Alexander, Vergil, Siegfried und den Nibelungen, mit Sibich, einem Gegner Dietrichs von Bern, und mit Wolfhart, Dietrichs Gefolgsmann, wirkt Wolfram das denkbar bunteste Spiel. – Jeder wahre Troubadour mußte Geschichte und Mythen von Grund aus kennen, und er hatte sozusagen ein enzyklopädisches Wissen zu besitzen. Wolfram oder sein Gewährsmann Kyot-Guiot erfüllten diese Voraussetzungen so sehr, daß der »Parzival« uns heute noch mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllt, und daß wir ihn in die großartigsten Leistungen des Menschengeistes einreihen müssen.
Bis in das dreizehnte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung war mit dem Katharertum in Europa eine von Palästina und dem vatikanischen Rom unabhängige Kraft wirksam geblieben, welche nicht von aller jüdischen Mythologie gereinigt zu werden brauchte, weil sie diese nicht oder nur oberflächlich angenommen hatte; eine Kraft, die schon vorher in einem riesigen Raum - von Indien bis zu den Säulen des Herakles, von Grönland bis Sizilien – wirksam gewesen war, die aber immer noch ihr Zentrum an einem einzigen »Pol« wußte: an dem Nordpol, dem *Polus arcticus,* wie ihn Wolfram beim Streit auf der Wartburg nennt; eine Kraft, welche Menschen der verschiedensten Himmelsstriche und Na-

tionen, aber der gleichen Rasse und des gleichen Ursprungs einte. Nennen wir diese Kraft in Anlehnung an die uralten arischen Mythen die »Arische Kraft«!
Alle dieser Arischen Kraft Teilhaftigen wußten um den Ursprung ihres Menschengeschlechtes im hohen Norden. Sie bildeten ungeachtet politischer Grenzen und räumlicher Entfernung eine Gemeinschaft. Diese Minnegemeinschaft, so wurde sie schon in jenen Zeiten bezeichnet, hütete und pflegte die heiligen Schriften der morgenländischen Arier, die Mythen der Kelten, die Dichtung der arischen Hellenen, nicht zuletzt die Lieder der Germanen. Das sie einende Band war die Minne: die von den Vätern überkommene Erinnerung an den nordischen Ursprung des »edlen« Menschen, an die »nordische Gottheit im nordischen Paradies«. Ein zweites Band war der gemeinsame Gegner: der augustinische Gottesstaat, von einem Menschen aus dem Samen Sems ersonnen und von Pfaffen betrieben, damit das Gesetz Zions das Gesetz der Welt werde.
Am Gottesberg Mûjavat, dessen kärgliche Reste sich in den trübe und seicht gewordenen Wassern des Arischen Sees spiegeln –, am Gralsberg Montségur, in dessen Bannkreis die Cagots, die Gotenhunde, ein maledeites Dasein fristen –, und auch am neapolitanischen »Gral« liegen Vorkämpfer oder Märtyrer begraben: Hüter des arischen Gedankens. Pyrenäenbauern sagten mir, der Gral entferne sich um so weiter von den Menschen, als die Menschen seiner unwürdig geworden seien. Die Legende ist unvollständig: der Gral nähert sich den Menschen um so mehr, als sie seiner würdig werden …!

Dritter Abschnitt

»Hölle nennt Ihr das?«, fragte Don Quichote; »nennt es nicht so, denn es verdient diesen Namen nicht, wie Ihr sogleich erfahren sollt.«

Cervantes

Meinem jüngsten Vetter, vierzehnjährig, wollte ich ein Geschenk machen Ich nahm ihn in einen Buchladen mit, damit er sich etwas aussuche. Die Wahl fiel ihm nicht schwer: Er griff nach einem Band »Deutsche Heldensagen«, blätterte darin, meinte altklug doch unsicher, in Anbetracht des Umfanges von vierhundertundsiebzig Seiten sei der Preis für mich wohl erschwinglich, legte, da ich still blieb, das Buch zögernd beiseite, blätterte in anderen Büchern, nahm die Heldensagen wieder hervor – und schaute mich ab und zu von der Seite an. Ich mußte schließlich lachen und klopfte dem Buben herzhaft auf die Schulter. Das Buch gehörte ihm. Er strahlte vor Glück. Nun wird er die herrlichen Sagen von den Nibelungen, König Rother, Gudrun, König Ortnit, Wolfdietrich, Wieland dem Schmied, Dietrich von Bern, Parzival, Lohengrin, Tannhäuser: alles Sagen von Luzifers Hofgesind in sich aufnehmen und während seines ganzen Lebens nicht mehr vergessen.
Der Buchhändler hatte noch ein zweites Exemplar der gleichen Ausgabe auf Lager. Ich habe es für mich erstanden.
Ich lese: »Als die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen über Deutschland herrschten, trieb der Baum der deutschen Dichtung eine reiche Fülle neuer Knospen und Blüten. Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und viele andere Sänger ließen ihre Lieder erschallen; das Volk lauschte ihnen gern und ehrte in ihnen die Lieblinge des Himmels.«
Und ich lese noch: »Du bist im Paradiese, Tannhäuser, im paradiesischen Reiche der Göttin Freya, welche man nunmehr die Venus nennt. Ich sage dir: Freya, die Göttin der Minne, die goldhaarige und hochlächelnde Herrin der Walküren, hat ihr Heim in diesem Waldgebirge aufgeschlagen. Da drinnen ist das neue Folkwang der holdseligsten Göttin Asgards, der Venusberg!«
Zuletzt lese ich, wie Dietrich von Berns Ende gewesen sein könnte: »Einst badete Herr Dietrich im Flusse, als ein prächtiger Hirsch aus dem Walde kam, um seinen Durst zu stillen. Da sprang der alte König ans Ufer, warf sein Gewand über und rief nach seinem Roß. Und siehe: ein rabenschwarzer Hengst kam herangesprengt; Herr Dietrich schwang sich auf des Tieres Rücken und jagte gleich dem Sturmwinde hinter dem Hirsche her. Die Knappen vermochten nicht, ihm zu folgen, und kein Menschenauge hat ihn je wieder gesehen; doch die Sänger rühmen und preisen seinen Ruhm bis auf den heutigen Tag; und das Volk erzählt, daß er mit Wodans wildem Heer in grausen Nächten speerschwingend durch die Lüfte jagte.«

Mein Vetter hat soeben sein Buch fast unwirsch zugeschlagen, denn seine Mutter hatte ihn daran erinnert, daß er Gesangbuchverse auswendig lernen müsse. Für die Konfirmandenstunde. Jetzt stützt er den Kopf in beide Hände und murmelt, auswendig lernend, verständnislos vor sich hin:

Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Aus Juda aufgegangen!

Auf dem Tisch, daran mein Vetter und ich sitzen, stehen Schlüsselblumen, die man auch Himmelsschlüssel nennt, und ein Tintenfaß, wie Doktor Martin Luther eines gegen den Teufel geworfen hat. Daneben liegt die Bibel, von Luther verdeutscht. Ich schlage sie auf beim Propheten Jesaja: »Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, fest stehen, höher denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden, und werden alle Heiden dazu laufen und viele Völker hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakob, daß er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem. – Und mit den Götzen wird's ganz aus sein. – Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen das hohe Heer, das in der Höhe ist, und die Könige der Erde, die auf Erden sind, daß sie versammelt werden als Gefangene in die Grube und verschlossen werden im Kerker und nach langer Zeit wieder heimgesucht werden. Und der Mond wird sich schämen, und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird auf dem Berge Zion und zu Jerusalem. – Aber ihr, die ihr meines heiligen Berges vergesset und richtet dem Gad ein Tisch und schenkt vom Trankopfer voll ein der Meni – wohlan, ich will euch zählen zum Schwert, daß ihr euch alle bücken müßt zur Schlachtung. Darum spricht der Herr also: Siehe, meine Knechte sollen essen, ihr aber sollt hungern; siehe, meine Knechte sollen trinken, ihr aber sollt dürsten; siehe, meine Knechte sollen fröhlich sein, ihr aber sollt zuschanden werden; siehe, meine Knechte sollen vor gutem Mut jauchzen, ihr aber sollt vor Herzeleid schreien Und vor Jammer heulen und sollte euren Namen lassen meinen Auserwählten zum Schwur. – Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird noch sie zu Herzen nehmen. – Ja, ihr sollt an Jerusalem ergötzt werden!«

Er und seine Mitkonfirmanden müßten stets lachen, wenn der Pfarrer in der Religionsstunde von Moses, Abraham, Sara und Isaak spreche, unterbrach mein Vetter das Schweigen. Neulich sei der Pfarrer bitterböse geworden. Da fragte ich: »Sind dir die deutschen Heldensagen lieber als die biblische Geschichte?«
»Ja.«
»Dann vergiß nie, wem wir sie verdanken: dem fahrenden Volk des Mittelalters.«

Und ich erzählte dem lauschenden Buben von den Katharern und Troubadouren, deren letzte auf die Landstraße und in die Wälder gehen mußten, weil für sie, die »Knechte des Teufels«, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation kein Platz war. Ich erzählte ihm auch die wundersame Märe vom Parzival, der auszog, seinen Vater und seinen Gott zu suchen, und der das Wissen um beide bei einem widerchristlichen Unterpfand der Gottesminne fand: dem aus Luzifers Krone gefallenen Stein. Ich erzählte ihm von den sagenhaften Artusrittern und Gralshütern: Sie hatten ihrem Gott einen Tisch gerichtet und tranken Minne. Als die Römer gegen den Artusberg gezogen sind, kam des Hofgesinds Freude zu Fall …

Keine Chronik meldet, daß auch die deutschen Troubadoure, unsere liebenswerten Sänger von Minne und Mai, mit den Ketzern gemeinsame Sache gemacht haben. Es ist auch nicht berichtet worden, daß die deutschen Katharer »nationale Lieder« gehütet haben. Meine Reise zum deutschen Hofgesind Luzifers ist deshalb ein schweres Unterfangen. Noch schwerer wird sein, des Jesaja »Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht« zu finden. Aber: ich schreite getrost ins Dunkel hinein, wissend, daß das Licht in der Finsternis hell wird und daß Gottsucht Meere überschreiten oder Berge versetzen kann. Nicht gehe ich blindlings meinen Weg. Sollten aber meine Augen versagen, so taste ich.
Ich reise in die Kreuz und Quere, doch habe ich ein Endziel: Dort hoffe ich den aus Luzifers Krone gefallenen Stein, wenn nicht die Krone selber zu finden. Ich suche den Stein der Weisen. Seit Jahren. Wie vieler Jahre werde ich noch bedürfen?
Auch der Tastsinn ist einer unserer Sinne. Je schwächer der Sehsinn wird, um so einsichtiger und hellfühlender wird der Mensch. Weshalb soll ich durch die Finsternis, darin das Licht hell wird, nicht tasten? Die Sabarthèshöhlen waren mir gute Lehrmeister. – Versagt auch der Tastsinn, so weiß ich ein letztes Mittel, um den Weg nicht zu verfehlen. Ich lasse meine Seele die Flügel ausspannen. Wer sich vor dem Schwindel sicher glaubt, der folge …

Ein Bekannter hat mich auf seinem Motorrad hierher mitgenommen. In sein Heimatdörfchen. Mellnau schmiegt sich an den Burgwald an, eine der schönsten Berglandschaften Hessens. Die Obstbäume an der Landstraße und auf den Feldern sind überhangen vom ersten Grün, und manche prangen noch in ihrer Blüte. Die weißgetünchten Bauernhäuser und der schlanke Burgturm, aus hellem Sandstein erbaut, lassen den Nadelwald schwarz erscheinen. Und alles verzaubert die Maisonne mit ihrem Spiel von Licht und Schatten.
In den Dorfgassen boten uns die Burschen und Mädchen, diese in die schmucke Tracht des Marburger Landes gekleidet, herzlichen Willkomm. Man hatte uns erwartet. Wir gingen selbfünft durch die Gemarkung. Die Frucht stand schon hoch, und die Sonne brannte sommerlich.
Unsere Morgenwanderung galt einem Wiesengrund, dem Herrensaustall. So heißt er aber nur auf den Meßtischblättern. Die Bauern nennen ihn mit dem alten Namen: Rosengarten! Zum Tiroler Rosengarten gehört Laurin, zum Mellnauer der Lurer. Dieser ist das Gewann, das sich an den Wiesengrund anschließt. Viele Waffen und Beile aus Stein oder Bronze hat man beim Pflügen gefunden. Im Rosengarten und im Lurer muß man der Ahnen gedenken …
Drei Rosengärten kenne ich nun. Der zweite lag bei Worms. Vielleicht an der gleichen Stelle, wo heute die Reste des Klosters Laurisham-Lorsch eine Gedenkstätte für die im Weltkrieg Gefallenen hüten. Auch Siegfried soll hier ruhen. Das ist möglich, wenn dieser gottgleiche Recke ein Mensch von Fleisch und Blut gewesen ist. Denn »die Bezeichnung Rosengarten für Friedhof war in früheren Zeiten weitverbreitet«. Ein solcher Rosengarten ist, wie mir seit kurzem noch bekannt geworden ist, »von einem zur Leichenverbrennung rituell vorgeschriebenen, dem Gotte Thor-Donar geweihten Brenndorn umhegt gewesen«: von einer Hagerosenhecke. Es ließen also unsere heidnischen Urahnen im lodernden Feuer von Rosendorn die Leiber der Toten zu Asche werden, und Thor-Donar war des Rosengartens göttlicher Herr.

Wir waren zuletzt auf dem Sonnenwendskopf, auf den Karten fälschlich als Sonnabendskopf eingezeichnet, einer Bergkuppe oberhalb des Rosengartens. Auf dem Gipfel steht ein Stein, von Hugenotten gesetzt, den aus Frankreich eingewanderten Anhängern Calvins. Der Stein trägt die Inschrift: Resistez! Man hat in Gedanken Rom beizufügen und hat zu lesen: Leistet Rom Widerstand!

Von dem Sonnenwendskopf überblickte ich die Gaue Hessen und Nassau, darin es im zwölften Jahrhundert von Katharern wimmelte. Ihre Anhänger, zumeist Adelige und Freibauern, nannten sie Gottesfreunde oder Gutmänner. Ich erinnere mich an Wolframs von Eschenbach Gralskönig und guotman Anfortas …

Vor siebenhundert Jahren lebte und wirkte hier der Magister und Ketzermeister Konrad: Deutschlands Großinquisitor.
Im Jahre 1231 hat Papst Gregor der Neunte dem Magister Konrad einen Brief geschrieben, in welchem er ihm für die Ketzervertilgung, wie sie seither betrieben wurde, seinen Dank ausspricht und ihn, seinen »lieben Sohn«, mit folgenden Vollmachten ausstattet: Konrad durfte sich geeignete Helfer heranziehen, woher er nur immer wollte; er konnte nach freiem Ermessen mit dem Interdikt belegen und in den Bann tun. – Der Ketzermeister und seine Helfershelfer (von denen einer, Hans mit Namen, sich rühmte, er könne durch die Wände eines Hauses die darin befindlichen Ketzer sehen) haben dann ein für Deutschland beispielloses Schreckensregiment errichtet. Allen Denunziationen schenkten sie Gehör und zogen jeden zur Verantwortung, dem irgendwer Ketzerei nachgesagt hatte. Wer leugnete, wurde verbrannt »an demselben Tag, da er verurteilt worden war, ohne daß eine Verteidigung oder Appellation möglich gewesen wäre«. Es gab für jeden unschuldig Angeklagten nur eine Möglichkeit, dem Scheiterhaufen zu entgehen: Er erklärte sich als reuigen Ketzer. Dann blieb er am Leben, bekam das Haar über den Ohren abgeschoren, mußte aufs Gewand ein Kreuz nähen und allsonntäglich, halb entkleidet, zwischen Epistel und Evangelium in die Kirche kommen, um sich auspeitschen zu lassen.
Als ums Jahr 1212 zu Straßburg Ketzer ergriffen wurden, »hat man eine tiefe und weite Grube gemacht zum Verbrennen, die man heutigen Tages die Ketzergrube nennt; darin hat man die Ketzer geführet mit großer Klag; ihre Kinder und Freunde baten, sie möchten sich bekehren, aber sie bestanden steif, sangen und beteten mit großer Anrufung zu Gott, sagten, sie könnten von ihrem Gott nicht weichen, gingen selbst willig ins Feuer, sie wurden mit Holz umlegt und zu Pulver verbrannt auf einmal mit großer Klag. Sollen ihrer auf die hundert gewesen sein, darunter viel Adelspersonen waren.« Konrad von Marburg ist, wie viele annehmen, an dieser Massenhinrichtung beteiligt gewesen. Allenthalben in Deutschland sind »unzählige Ketzer von Magister Konrad in apostolischer Autorität verhört und dann durch weltlichen Urteilsspruch verurteilt und verbrannt Worden«. Einmal hat er in seiner Vaterstadt Marburg »etliche Ritter, Priester und andere treffliche Leute ergriffen; etliche bekehrten sich, etliche wurden verbrannt hinter dem Schlosse zu Marburg, darum heißt es noch die Ketzerbach«.
Die Marburger Ketzerbach ist heute eine Straße wie jede andere. Nur der Name gemahnt an die Greueltaten, die hier von einem Sonderbeauftragten Roms ver-

übt worden sind. Auch die Elisabethkirche, im frühgotischen Stil als Grabdom der Heiligen Elisabeth erbaut und die Ketzerbach mit ihrer Wucht abschließend, erinnerte nicht daran, wäre Konrad nicht Landgräfin Elisabeths Beichtvater gewesen. – Ohne Konrad von Marburg gäbe es wohl eine Landgräfin Elisabeth von Thüringen, aber keine Heilige Elisabeth!

Elisabeths Gatte, Landgraf Ludwig des Sechste von Thüringen und Hessen, war Konrads Landesherr. Elisabeth, Tochter des Königs Andreas von Ungarn war ihm als Kind zugeführt und anverlobt worden. Im Kindesalter von vierzehn Jahren wurde sie Ludwigs Eheweib, mit fünfzehn Jahren genas sie ihres ersten Kindes.
Wir wissen nicht, was den Landgrafen veranlaßt hat, dem Magister Konrad, vom Papst seiner Gattin zum Beichtvater bestimmt, sonderbare Rechte einzuräumen. Sehr sonderbare Rechte! Durch Isentrud von Hörselgau, die Kammerfrau der Landgräfin, sind folgende Vorkommnisse überliefert worden: Einmal hatte Konrad sein Beichtkind aufgefordert, eine Predigt anzuhören. Elisabeth blieb fern, da eine Verwandte, die Markgräfin von Meißen, unerwartet zu Besuch gekommen war. Konrad ließ der jungen Landgräfin sagen, wegen dieses Ungehorsams werde er sich fortan nicht mehr um sie kümmern. Erst als sie ihm zu Füßen gefallen war und ihn angefleht hatte, von seinem Vorsatz abzusehen, erst als Elisabeths Frauen von Konrad *usque ad camisiam bene sunt verberatae:* bis aufs Hemd entkleidet, tüchtig gegeißelt worden waren, erst dann wurde ihr Verzeihung zuteil. Als ein andermal ein Rudolf Schenk von Vargila sich für verpflichtet gehalten hatte, die Landgräfin von bösen Nachreden in Kenntnis zu setzen, die über sie und ihren Beichtvater umliefen, zeigte sie ihren von Konrads Peitschenhieben blutunterlaufenen Rücken und sagte: das sei die Liebe des Beichtvaters zu ihr und ihre eigene zu Gott. Mit einundzwanzig Jahren wurde Elisabeth Witwe: ihr Gatte war auf einem Palästinakreuzzug ums Leben gekommen. Sie verließ die Wartburg und siedelte nach Marburg über, wo Konrad weilte. Ein Sonderbefehl des Papstes hatte sie noch unbedingt unter des Magisters Aufsicht gestellt. Das Leben, das sie in Marburg hat leben müssen, übergehe ich mit Stillschweigen und stelle nur mit einem Chronisten fest, daß »sie es zuletzt als Gebetserhörung pries, endlich auch von der Liebe zu ihren Kindern befreit worden zu sein«. Sie verriet ihre Mutterschaft, um Heilige zu werden …
Im Alter von vierundzwanzig Jahren starb sie. Das rechtgläubige Volk bemächtigte sich, um in den Besitz von Reliquien zu kommen, des Leichnams und schnitt der Toten sogar die Brüste ab. Dann wurde Elisabeth in der Kapelle des

Sankt Franziskus zu Marburg beigesetzt. Vier Jahre später wurde sie heilig gesprochen. Man nahm ihre Gebeine aus der Gruft, legte sie in einen Sarkophag und stellte sie auf dem Altar der Kapelle aus. Bei dieser Translation war, weil die Staatsräson es gerade erforderte, Kaiser Friedrich der Zweite anwesend. Er krönte den Totenschädel mit einer goldenen Krone und schenkte einen goldenen Becher, damit man ihn den Gebeinen beifüge. Nunmehr hatte die tote Heilige Ruhe, bis Papst Innozenz der Vierte in einer Bulle vom Jahre 1249 die Anweisung zu einer zweiten Umbettung des Leichnams gab. Aus dem Wortlaut der Bulle geht hervor, daß die Marburger Franziskuskapelle für die vielen Pilger zu klein geworden war. Wohin man die Gebeine gebracht hat, wissen wir nicht. Als man fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tode die Landgräfin und Heilige nochmals anderswohin schaffte, wurde festgestellt, daß »dem Skelett ein wundervoller Wohlgeruch entströmte«, und daß »die Tücher, welche das Haupt einhüllten, getränkt waren mit einer wohlduftenden Flüssigkeit, wie Provenceöl aussehend. Das Gehirn war so frisch, als wenn sie eben gestorben wäre.« Den Wohlgeruch hatte man schon früher festgestellt, denn Elisabeths Zeitgenosse und erster Biograph, Cäsarius von Heisterbach, hat nach Berichten von Augenzeugen geschrieben: »Drei Tage vor der Translation, die für den ersten Mai festgesetzt war, hatte sich der Prior Ulricus (wahrscheinlich Ulrich von Durne, ein Blutsverwandter jenes Rupert von Durne, als dessen Gast, wie man sagt, Wolfram von Eschenbach auf Burg Wildenberg von Parzival, vom Gral und von der Provence ein herrlich Lied sang) mit sieben Brüdern zu nächtiger Stunde in die Grabkapelle begeben, die Türe abgeschlossen, die Erde vom Grab weggeschaufelt und den Sarg geöffnet, wobei ihnen ein außerordentlicher Wohlgeruch entgegenkam. Sie trennten den Kopf vom Körper, entfernten mit dem Messer alle Haut, die Haare und das Fleisch, damit die Heilige nicht schreckend aussehen sollte.« Drei Tage später tat Kaiser Friedrich sein frommes Werk. – Während der folgenden Jahrhunderte ließen die Herren vom Deutschen Orden zu Marburg, deren Obhut die Reliquien anvertraut worden waren, das wohlriechende Öl ohne Unterlaß aus den Knochen schwitzen, sammeln und als Heilmittel gegen alle nur erdenkbaren Krankheiten teuer verkaufen. Dann aber kam das Schlimmste und Allertraurigste: Im Jahre 1250 ließ Sophie, die älteste Tochter Elisabeths, zu Eisenach den Markgrafen Heinrich von Meißen auf eine Rippe ihrer Mutter schwören! Im gleichen Jahr schenkte Herzogin Anna von Schlesien – eine Schwiegertochter der Heiligen Hedwig, welche eine Tante Elisabeths war – der Klosterkirche Trebnitz eine andere Rippe, in Gold und Silber gefaßt. Ein Arm wurde um dtese Zeit nach Ungarn, Elisabeths Heimat, verfrachtet. Im siebzehnten Jahr-

hundert sah ein gewisser Winkelmann, mir bekannt durch eine »Beschreibung von Hessen«, in Altenburg bei Wetzlar außer Reliquien von Gertrude, der jüngsten Tochter Elisabeths, eine Hand der Heiligen, mit Gold und Edelsteinen verziert! Ein Probst Walther, ansässig in Meißen, hatte eine Fingerreliquie in seinem Besitz! Was war geschehen? Nun: die Deutschen Herren hatten die Heilige Stück für Stück verschachert …!

Im sechzehnten Jahrhundert wurde Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen, seitens des Deutschen Ordens bei Kaiser Karl dem Fünften angeklagt die Gebeine, welche (wahrscheinlich im Jahre 1283) in die eigens dafür erbaute Marburger Elisabethkirche geschafft worden waren, geraubt und beiseite geschafft zu haben. Verwunderlicherweise hatte Philipp, obgleich die Deutschen Herren seit dreihundert Jahren Reliquien verkauft hatten, dennoch Knochenreste seiner berühmten Ahnin gefunden. Er ließ aber an den Kaiser schreiben: »Sanct Elisabeth were eine löbliche und gottselige Kunigin von Hungarn gewesen. Daweil aber seine Fürstl. Gn. (Landgraf Philipp) befunden, daß viel Abgöttereien mit ihren Reliquien getrieben, das sunder Zweifel Ihr will nit gewesen, so hätten sie dasselbig uff St. Michaels Kirchhoff bei dem Teutschen Haus zu Marburg gelegen, aber nit zusammen, sunder ein Bein hierher, das andere dorther, zu anderen Beinen vergraben lassen …« – Er hatte sie also verstreut einscharren lassen. – Nun geriet Philipp im Jahre 1547, während des Schmalkaldischen Krieges, durch Verrat in die Gefangenschaft der Katholischen. Es wurde ihm seitens des Deutschmeisters, beim Kaiser in großer Gunst stehend, bedeutet, er würde nach Spanien gebracht und dort zeitlebens gefangen gehalten werden, wenn er nicht die Gebeine der Heiligen herausgäbe. Am zwölften Juli des Jahres 1548 wurden denn auch »ein Haupt, mit einem Kinnbacken, item fünf Röhrlein klein und groß, item eine Riebe, item zwei Schulterbein, und sonst ein breit Bein«, irgendwoher geholt, an die Deutschherren abgeliefert. Es ist anzunehmen, daß diese Gebeine wieder in der Elisabethkirche beigesetzt worden sind. Nun verging die Zeit, bis sich im Jahre 1625 folgendes zutrug: In Marburg war eine Bettstelle vorhanden, die angeblich Elisabeths Schlafstatt gewesen war. Dieser Bettstelle ließ Landgraf Ludwig der Fünfte ein Stück Holz entnehmen und daraus einen Stab verfertigen. Den Stab schenkte er der bigotten Infantin Isabella in Brüssel. Ein gleiches Geschenk machte Ludwigs Sohn, Georg der Zweite, dem Kurfürsten und Erzbischof Ferdinand von Köln. Als der Dreißigjährige Krieg wütete und es dem Hessenland furchtbar schlecht ging; entschloß sich dieser Georg der Zweite zu einem Brief, in welchem er einem gewissen Präsidenten von Bellersheim befiehlt, alles, was von den Gebeinen der

Heiligen Elisabeth noch vorhanden sei, ausgraben zu lassen und ihm zuzusenden, da er sie zu einem »geheimen Zweck« benutzen wolle, der »ihm und seinem Lande zu großem Segen gereichen« würde. Bellersheim leistete dem Befehl Folge. Die Gebeine wurden dem Landgrafen zugeschickt, und dieser schenkte sie – dem Kurfürsten und Erzbischof Ferdinand von Köln. Im Jahre 1636 trat Landgraf Georg zum Katholizismus über. Dies war der »geheime Zweck« gewesen. Nun befanden sich Reliquien, längst nicht mehr die echten, in Köln. Aber »der Herr Kurfürst scheint«, so entnehme ich meiner Vorlage, »auch wieder ein Geschäft damit gemacht zu haben. Sie tauchen um diese Zeit in Brüssel auf, wo sie die Infantin Isabella dem Karmeliterkloster übergab. Hier gingen sie während der französischen Revolution verloren.« Der Kopf soll jedoch gerettet worden sein und sich im Jakobshospital zu Besançon befinden.
Hingegen behaupteten die Deutschmeister, die wirklichen Reste der Heiligen hätten die Mauern der Elisabethkirche nie verlassen: Im Jahre 1718 äußerte sich der damalige Hoch- und Deutschmeister, Kurfürst Franz Ludwig von Trier, daß die Kenntnis vom Versteck der Gebeine Elisabeths sich »durch mündliche Überlieferung in den Umgebungen des Deutschmeisters erhalten« hätte. Gleichviel. Schon im sechszehnten Jahrhundert gab es im Abendland zehnmal so viel Gebeine, als Elisabeth gehabt haben konnte.
Ehe ich dieses Kapitel abschließe, das ich schreiben mußte, wenngleich der Ekel mir die Feder geführt hat, stelle ich folgendes fest: Elisabeth von Thüringen, die nie zu Luzifers Hofgesind gehört hat, mußte des Herrn Zebaoth Fluch, wie Jesaja ihn Luzifer und den Seinen angedroht hatte, über sich ergehen lassen: sie ist nicht wie andere begraben worden.

An einem Werktag war ich in der Kirche, darin man mich vor Jahr und Tag konfirmiert hat. Sie heißt Johanniskirche und ist ein Gotteshaus der Protestanten. Mein Vater hat sie als junger Mensch im Bau gesehen. Ich habe den Turm der Kirche bestiegen. Wie früher als Knabe, ging ich auch diesmal auf Zehenspitzen durchs öde Kirchenschiff, das gespenstisch hallende, stieg die breite Treppe empor bis zur Orgel und von dort die steile Wendeltreppe hinauf am mächtigen Uhrwerk vorbei zu den vier Balkonen unter dem spitzen Turmhelm. Nimmer werde ich vergessen, wie ich während des Weltkrieges mit meinen Schulkameraden dort oben gestanden habe, und wie in der Ferne dumpfer gleichmäßiger Donner nicht enden wollte: Es wurde an der Westfront und um das Fort Vaux gekämpft. – Mir fiel ein, daß ich in den Zeiten der Kriegsnot bei Buseck Bucheckern zur Ölgewinnung, bei Krofdorf Brennesseln zur Stoffherstellung gesammelt und einmal wöchentlich von einer Mühle bei Wetzlar Mehl und Milch für meinen kranken Bruder geholt habe; daß ich in Gießen die bei Tag und Nacht durch die Straßen marschierenden Kriegsgefangenen, zumeist Franzosen und Russen, gehört habe und unsere Truppen in endlosen Zügen zum Kriegsschauplatz rollen oder, vom Kriegsschauplatz kommend, erhoffter Heilung entgegenfahren sah.

Auch jener Tage, die ich als Student auf der Burg Gleiberg leichtsinnig und übermütig gekneipt habe, erinnerte ich mich ohne Scham.

Dann aber dachte ich, weil ich gesetzmäßig nun so denken muß, an Konrad von Marburg. Auf dem Rücken eines Maulesels durchritt er das gleiche Land, das man vom Turm der Gießener Johanniskirche überblickt.

Als er viele Ketzer verbrannt hatte, galt es zu erwirken, daß der Papst in Rom sein Beichtkind Elisabeth heilig spreche. Dazu bedurfte es des Beweises, daß die Gebeine der in einer Marburger Kirche modernden Toten an den Menschen Wunder wirkten. Magister Konrad verfolgte damit einen bestimmten Zweck. Es sollte mit Elisabeths Heiligsprechung ein Gegengewicht geschaffen werden gegen das *virulentum semen hereticae pravitatis:* gegen den giftigen Samen ketzerischer Schlechtigkeit, und es sollten die Ketzer widerlegt werden, die jegliche Reliquienverehrung verwarfen und nicht an übernatürliche Wunder glaubten. Er ritt durchs Land und sammelte Wunderbeweise beim Volk, welches vor ihm zitterte. Schließlich schrieb er an den Papst eine *Relatio authentica miraculorum a Deoper intercessionem B. Elisabeth Landgr. Patratorum:* einen authentischen Bericht über die von Gott durch Fürsprache der Seligen Landgräfin Elisabeth ausgeführten Wunder. Er

begann den Bericht mit der Anschrift: »Dem sehr heiligen Vater und Herrn Gregor, dem obersten Pontifex der hochheiligen Römischen Kirche.« Dann führte er aus: »In den Teilen Deutschlands, wo der rechte Glaube zu herrschen gewohnt ist, hatte der giftige Samen ketzerischer Schlechtigkeit zu keimen begonnen. Aber Christus, nicht duldend, daß die Seinen über die Kraft angefochten würden, und um die Hartnäckigkeit der Ketzer zu zerschmettern …
(Lücke in meinem Text) … hat sogleich unserem wunderbaren Glauben die Wahrheit… (Lücke) … durch sehr viele Wunder und gute Werke, welche zu seinem Ruhm und zur Ehre der Erinnerung an die glückselige Herrin Elisabeth, ehemalige Landgräfin von Thüringen, in Menge und offensichtlich geschehen sind …« – Die Heiligsprechung Elisabeths ließ auf sich warten. Konrad von Marburg erlebte sie nicht mehr.
Der Heilige Vater muß auf Grund von Konrads Bericht die von Bonifatius als idiotisch bezeichneten Bewohner des Lahngaues und des Hessenlandes für ein vom Himmel plötzlich auserwähltes Volk gehalten haben: In Gießen hat ein gewisser Heidenreich unter Eid ausgesagt, daß seine Tochter am ganzen Körper mit Fisteln behaftet gewesen, aber bei der Anrufung der toten Landgräfin geheilt worden sei; ein Heinrich von Gleiberg bestätigte, daß er durch Elisabeths Fürsprache eine schwere Bauchkrankheit losgeworden sei; irgendwer aus Krofdorf, den Würmer das Gesicht zerfraßen, genas, als er Erde von Elisabeths Grab aufs Gesicht legte; in Buseck verlor ein Mädchen seine Kurzsichtigkeit; eine Frau aus Wetzlar bekundete, daß ihr Sohn von Blindheit auf einem Auge kuriert worden sei. Bei Densberg, welches vielleicht der Dünsberg nächst Gießen ist, wurde ein in Feindeshand gefallener Krieger namens Degenhard um die Mittagsstunde, nachdem er über Elisabeth ein Stoßgebet zu Gott geschickt hatte, seiner Fesseln ledig und floh zum Waldesrand. Hier aber blieb er wie angewurzelt stehen. Irgend etwas hielt ihn zurück, und *Degenhardus subito suo domino fuit restitutus:* Degenhard ist plötzlich seinem Herrn zurückgegeben worden. Ob unter diesem *Dominus* Degenhards eigener Feldherr oder der des Feindes verstanden werden muß, vermag ich nicht zu sagen.
Es stand der christgläubige Kriegsmann Degenhard, dank der Heiligen Elisabeth seiner Fesseln ledig geworden, vor dem Walde und konnte nicht hinein. Weil im deutschen Tann mit seinem Zauber und seinen Wundern nicht der Herr Zebaoth und nicht die Ruach, sein Geist, herrschten – nicht Jesus und nicht Maria, nicht Konrad von Marburg und nicht Elisabeth! Des freien Waldes Herr war Tiubel, wie alte Chronisten den Teufel genannt haben. Sie hätten auch Lucibel oder Luzifer sagen können …

Um die Mittagsstunde waltet Tiubel im freien Wald. Der Ritter Heinrich von Falkenstein, ich sprach schon von ihm, hatte »einen Blick in die finstere Welt des Jenseits« tun wollen. Ein Zauberer führte ihn um Mittag an einen Scheideweg, zog einen Kreis und warnte den Falkensteiner, diesen zu verlassen und weder Geschenke zu geben noch anzunehmen. »Es erhob sich ein Sturmgeheul, Fluten brausten heran, Schreckensgestalten zeigten sich. Schließlich trat aus dem Wald eine baumhohe und dunkele Gestalt. Es war der Teufel. Der Ritter ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Tiubel begehrte Geschenke: ein Schaf und einen Hahn. Der Ritter schlug beides ab und verließ auch nicht den Kreis. Nachher war er totenbleich und nie hat er seine gesunde Gesichtsfarbe wiedererlangt.« Er war fortan, wie man sagte, bleich wie ein Manichäer …

Vom Turm der Gießener Johanniskirche sah ich auch den Frauenberg. In seiner Nähe haben die Herren von Dernbach, Westerwaldritter, den Magister Konrad erschlagen. Der hatte um sein Leben gewinselt.

Ich sah einen Wallfahrtsweg, der von Herkersdorf, einem Dörfchen, bergan fuhrt. An seinem Rande stehen zwölf Stationen, darin bunte Bilder, die die Leidensgeschichte des Jesus von Nazareth schildern. Ein kühn aufragender Basaltgjpfel beschließt den Weg: der Druidenstein, ein mächtiges Holzkreuz tragend. In den Fels hat man eine Nische, die dreizehnte Station, eingebaut. Darin steht, aus Gips verfertigt und grell bemalt, Maria mit dem Kind. Wer in vergangenen Zeiten hier schritt, ging vom Haus der Herka zum Stein der Trute. Dies sind die alten Bezeichnungen. Schönstes Deutschland überblickt man von der Höhe des Trutensteines. Berge, Hügel, Wälder, Wiesen, Städte, Dörfer weitum. Silbern glitzern Wasserläufe herauf. Sonnenschein und Wolkenschatten spielen darüber hin, und Wind singt köstlichen Sang.

Stürmt der Wind von Mitternacht oder Morgen heran, so kündet er von Siegfried dem Helden, der, wie die norwegische Thidrekssaga kündet, in den Tiefen der Sauerländer Berge bei den Zwergen von Balve die Schmiedekunst erlernt hat. Wo im Osten schöngeschwungene Höhen blauen, da soll er, der lichte Held, den Drachen Fafnir erschlagen haben. Auf der Gnitaheide. Ein isländischer Abt namens Nikolaus, der vor siebenhundert Jahren bußfertig von Nordland nach Rom gepilgert ist, will diese Heide auf seiner Wanderung gesehen haben: zwischen Kaldern an der Lahn, das heute noch ein »Siegfriedsloch« aufzuweisen hat, und dem alten Horohûs bei Niedermarsberg, wo die von dem Frankenkönig Karl dem Erdboden gleichgemachte Eresburg gelegen hat und von wo dieser zerstörend weiterzog gegen ein berühmtes Heiligtum unserer Altvorderen, die Irminsul. Deren gab es mehrere. Sollte nicht eine davon in des Trutensteines Nähe gestanden haben, bei Irmgarteichen oder Erndtebrück? Ittningardeichen und Irmingardebrück sind die Namen von einst.

Im Süden ragen Feldberg, Altkönig und Rossert, des Taunusgebirges höchste Erhebung. Den Feldberg krönt eine schöne Felsgruppe: der Brünhildefelsen. Hier läßt man die Walküre zwischen Flammen geruht haben und von Siegfried wachgeküßt worden sein.

Vom Trutenstein nach Herkersdorf und von dort bis Siegen ist es nicht weit. In Siegen habe, so glaubte ein anderes Kind des zwölften Jahrhunderts, der wallisische Chronist und Kaplan Gottfried von Monmouth, der künstereiche Wieland gelebt. Wahrscheinlich dankt das nahe Wilnsdorf dem Schmied der Schmiede seinen alten Namen: Willandsdorf.

Gar weit reicht der Blick von des Trutensteines erhabener Höhe gen Südwesten.

Bis zum Siebengebirge am Rhein. Mit Riesen oder Königen haben die Dichter seine sieben Gipfel verglichen, doch am meisten liebten sie den herrlichen Drachenfels, den Drekanfil der skandinavischen Mythe. Drusian, der alte Fabelkönig, soll einmal hier gehaust haben. Und Dietrich von Bern, dessen Weib Godelinde man eine Königstochter vom Drachenfels gewesen sein läßt, focht wie gesagt wird, hier mit den Riesen Ecke und Fasolt einen harten Strauß. Die Löwenburg, kaum weniger sagenumsponnen – der Ölberg, einst eine Thingstätte – der Petersberg, von einem Ringwall bestanden – der Lohrberg, der, wie manche behaupten, dem Laurin seinen Namen verdankt – die Wolkenburg und der Nonnenstromberg vollenden die Zahl sieben, damit das Gebirge seinen Namen zu Recht trage.

Auch um Herkersdorf dehnte sich jenes unermeßliche Waldgebiet, von den Geographen des Altertums als *Silva Hercynia* (Hercynischer Wald) genannt. An der Theißquelle beginnend, erstreckte es sich, den Rhein von Schaffhausen bis Speyer begleitend, über Westfalen und den Harz hinaus nach Norden. In diesem Wald des Orkus oder der Herkyna glaubten die Griechen und Römer den Orkus, welcher des Totenlandes Hüter ist, und die Erdmutter Demeter Herkyna waltend. Von dieser ließen sie die Menschen ihres Geblütes kommen und zu ihr auch wieder zurückkehren. Der Wald war der Göttin Tempel, von Bäumen getragen und von dem Himmel bedacht.

Ähnlich nannten die Germanen ihre Todesgöttin: Herka, auch Hel oder Holda. Der Göttin Wirken hatte nichts Erschreckendes für sie, schickt diese doch gütig und hold Bäume, Blätter, Blüten, Früchte zum Tag und zu den lebenden Menschen hinauf. Einem Baum glaubten deshalb die alten Deutschen den ersten Mann entwachsen – einem Baum, dessen Wurzeln bis zur Frau Hel selber reichen. Stirbt ein Menschensohn, so muß sein Leib auf dem Helweg wandern zur Hellia, Frau Hels Haus, das »tief unten nach Norden hin« lag. Dort konnte er köstliche Früchte pflücken, die ihm einen zweiten Tod ersparten gleich den Früchten des Hesperidengartens, von Held Herakles, den die frühen Römer als Herkules verehrt haben, für sich und die Menschen nach harten Taten errungen. Im Wald der Herka gibt es heute noch manchen Weg, der Helweg heißt …

Hel ist die große Mutter, Gebärerin und Grab für alles. Auch für die Gestirne und Menschen. Ist das Jahr vergangen, so geht die Sonne, ist das Leben beendet, so geht der Mensch zu ihr ein. Aber: alles entsteigt ihr wieder neu, belebt zu neuem Sein. Denn Hel ist, wie die Alten lehrten, Walterin des Lebenswassers, aus dem die Sonne verjüngt hervorgeht. Ihr auch sind die Äpfel der Unsterb-

lichkeit zu eigen. Frau Hel ist der Tod. Deshalb kann sie nirgends unumschränkter herrschen als im winterlichen Norden. Je näher man diesem kommt, um so kümmerlicher werden die Bäume, um so kärglicher das Gras, um so bleicher die Blumen. Schließlich waltet Schnee und Eis, die nimmer zu weichen brauchten, käme nicht die Sonne.

Im innersten Bereich der Allmutter, unter der Wurzel des Weltenbaumes, der auch Baum des Lebens heißt, liegt die Urdquelle. Dahinein versenkte Odhin, um letzte Weisheit zu gewinnen, sein Sonnenauge. In Frau Hels tiefstem Haus ruht das Rätsel aller Rätsel. Zugleich auch dessen Lösung. Allvater Odhin flüsterte die Lösung, in einem einzigen geheimnisvollen Wort enthalten, dem toten Baldr, ehe man ihn aufs Dornenholz zur Verbrennung hob, ins Ohr.

Frau Hel ist der Tod, nicht das Leben, wenngleich ihr alles, was lebt, entsprießt. Wie jedes Weib unfruchtbar bleibt, wenn sie nicht der Mann befruchtet, so bedarf auch Frau Hel eines Gatten. Und es feiern Weib-Erde und Mann-Sonne Hochzeit, damit ihrer Ehe ein Kind entsprieße: das Leben. Um die Todesgöttin zu umarmen, geht der Sonnengott zu ihr, welche die Erde ist. In der Nacht der Wintersonnenwende feiern beide die »heilige Ehe«. Besiegt von des männlichen Gottes Gewalt, gibt sich Frau Hel ihm hin und wird Mutter. »Heil sei Dir Erde, der Menschen Mutter! Sei Du wachsend in des Gottes Umarmung, erfülle Dich mit Frucht den Menschen zunutze!« Diesen Spruch riefen angelsächsische Bauern einst dem Ackerboden zu, wenn sie ihn pflügten und besäten.

Frau Hel ist auch die Liebe, neues Leben bringend und, da alles Lebende einmal sterben muß, den Tod in sich tragend. Sie ist die Liebe, welche die Frau zum Mann, und jene Liebe, welche die Mutter zu den Kindern hegt. Groß ist die Liebe der Großen Mutter!

Vom Trutenstein sah ich einige Höhen des Westerwaldes ganz nahe vor mir: den Ketzerstein und den Hohenseelbachskopf. Beide sind, wie mein Führer mir sagte, sagenumwoben. Ich konnte aber nur die Sage vom Hohenseelbachskopf in Erfahrung bringen. Sie lautet:

Auf der Höhe des Berges soll früher die Burg der Ritter von Seelbach gestanden haben. Sie sei fest gewesen, und die Herren auf Hohenseelbach, sich »Gottes Freunde und aller Welt Feind« nennend, hätten sich wenig um den allgemeinen Landfrieden gekümmert, der damals ausgeschrieben war. Eines Tages wurde der Erzbischof Balduin von Trier durch den deutschen Kaiser beauftragt, die Seelbacher Ritter auszuheben. Ein ganzes Jahr lag Balduin vor der Burg, ohne daß ihm sein Auftrag gelang. Der Burgherr und seine Hausfrau glaubten und

behaupteten, so wenig der Buchenbaum vor ihrem Schloß zu Stein werde, ebensowenig könne der Erzbischof siegreich sein. Es gelang aber den Belagerern, die Feste Hohenseelbach zu erobern. Im Jahre 1352. Die Buche ward zu Stein. Als die Burgfrau auf Hohenseelbach gesehen hatte, daß das Spiel verloren war hatte sie den Erzbischof gebeten, man solle sie ihren Brautschatz mitnehmen lassen. Die Trierischen meinten, es ginge um ihre Kleinodien und erlaubten es ihr. Sie dürfe aber nicht mehr mitnehmen, als sie zu tragen vermöge. Sie hat ihren Mann mitgenommen und hat ihn bis in den Grund zu Zeppenfeld getragen. – Noch Ende das achtzehnten Jahrhunderts sollen Trümmer der Burg gestanden haben. Jetzt seien sie verschwunden. Nachts aber sehe man zu gewissen Zeiten die ganze Burg, wie sie einst gewesen ist. Ein Ritterzug komme dann den Burgweg herauf, voran der Ritter und seine treue Hausfrau. Sie suchen die frischbelaubte Buche vor dem Burgtor, finden aber die versteinerte. Und so schnell er gekommen, verschwindet der Spuk wieder.
Die Herren von Seelbach nannten sich »Freunde Gottes«. Sie dürften zu den Gottesfreunden gehört haben, den deutschen Katharern. Auch der alteingesessene Adel der »Freien Herrschaft vom Westerwald« ist ihnen einmal ergeben gewesen. Da waren die Grafen Sayn und Solms, denen ein Konrad von Marburg ernsthaft ans Leder wollte. Da waren auch die Herren von Wilnsdorf, von denen später zu berichten ist, und waren die Ritter von Dernbach. Diese sollen es gewesen sein, die den widerwärtigen Ketzermeister Konrad erschlagen haben. Freunde Gottes … Das Gegenteil davon ist: Knechte Gottes. Die Westerwaldritter waren Freunde jener Gottheit, die Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte! Auch in Deutschland muß es einmal wahrhafte Ritter gegeben haben. Dessen bin ich sicher!

Man warf den deutschen Katharern vor: »Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zum erstenmal einer Versammlung beiwohnt, so erscheint ihm eine Kröte, die er … aufs Hinterteil … zu küssen hat. Bisweilen sieht das Tier aus wie eine Gans oder eine Ente, bisweilen ist es auch so groß wie ein Backofen. Dann kommt ein Mann auf den Neuling zu, wunderbar bleich, mit den schwärzesten Augen der Welt. Diesen küßt der Neuling gleichfalls. Auf die eiskalte Haut. Mit dem Kuß ist jede Erinnerung an den katholischen Glauben aus seinem Herzen verschwunden. Alsdann setzen sich alle Teilnehmer zu einem Mahle nieder, worauf von einer stets gegenwärtigen Statue eine schwarze Katze, so groß wie ein Hund, mit gesenktem Schwanz herabsteigt. Sie geht rückwärts, und ihr Hinterteil wird zuerst von einem Neuling, dann von dem Meister der Ver-

sammlung und schließlich von allen, die würdig und vollkommen sind, geküßt, während die Unvollkommenen und die, welche sich unwürdig fühlen, den Frieden vom Meister empfangen. Darauf nimmt jeder seinen Platz wieder ein, Lieder werden gesungen, und der Meister fragt seinen nächsten Nachbarn: ›Was bedeutet das?‹ Worauf der Angeredete antwortet: ›Den höchsten Frieden.‹ Ein anderer fügt hinzu: ›Und daß wir gehorchen müssen.‹ Dann werden alle Lichter ausgelöscht und Geschlechtsverkehr findet statt, worauf die Lichter wieder angezündet und Plätze wieder eingenommen werden. Darauf tritt aus einer dunklen Ecke ein Mann hervor, der vom Kopf bis zu den Hüften wie die Sonne scheint und den ganzen Raum erleuchtet, aber von den Hüften abwärts schwarz ist wie die Katze. Der Meister ergreift einen Zipfel von der Kleidung des Neulings, hält ihm denselben hin und sagt: ›Meister, ich gebe dir, was ich empfangen habe‹, worauf der leuchtende Mann antwortet: ›Du hast mir gut gedient, du wirst mir noch mehr und besser dienen; ich überlasse deiner Sorge, was du mir gegeben hast.‹ Darauf verschwindet er. – Jedes Jahr, um Ostern, empfangen die Angehörigen der Sekte die katholische Hostie, tragen sie im Munde nach Hause und speien sie in die Abortsgruppe aus, um damit ihre Verachtung für den Erlöser auszudrücken. Sie behaupten, Gott habe Satan ungerechterweise und verräterischerweise in die Hölle geworfen. Am Ende werde er Gott überwältigen und die Seligkeit bringen. Was Gott gefalle, müsse vermieden, was er hasse, geliebt werden.«

»Dieses durchsichtige Gewebe von Erfindungen« – so heißt es in dem Buche, dem ich diesen Bericht an Papst Gregor den Neunten entnehme – »fand dennoch überall Glauben und regte vor allem den leichtgläubigen alten Mann, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, fast bis zum Wahnsinn auf. Papst Gregor erwiderte, daß er sich wie von Wermut berauscht fühle, und tatsächlich klingen seine Briefe wie die eines Rasenden: ›Wenn sich gegen solche Menschen die Erde auftäte und die Sterne am Himmel ihre Bosheit offenbarten, so daß sich nicht nur die Menschen, sondern auch die Elemente zu ihrer Vernichtung vereinigten und sie zur ewigen Schande für die Völker von dem Erdboden vertilgen, ohne Geschlecht und Alter zu schonen, so würde das keine genügende Strafe für ihre Verbrechen sein!‹ – Wenn sie nicht bekehrt werden könnten, so müsse man zu den stärksten Mitteln greifen; gegen Wunden, die nicht mit milden Mitteln zu heilen seien, müsse Feuer und Schwert angewandt werden. Und sogleich, am 10. Juni 1233, wurde Konrad von Marburg angewiesen, einen Kreuzzug gegen die Luziferianer zu predigen; der Erzbischof von Mainz sowie Bischof Konrad von Hildesheim erhielten Befehl, ihre ganzen Kräfte aufzubieten, um

die Elenden auszurotten.« Ketzermeister Konrad konnte den Auftrag nicht ausführen. Zwanzig Tage später wurde er in der Nähe von Marburg erschlagen. Konrad, der niemanden geschont hatte, hatte flehentlich um Gnade gebeten. Es war umsonst gewesen. »Zum Andenken wurde an dem mutmaßlichen Orte dieser Mordtat, in Kappeln bei Marburg, eine Kapelle errichtet. Der Leichnam wurde nach Marburg gebracht und an der Seite der heiligen Elisabeth begraben. Als deren Gebeine in die prächtige Elisabethenkirche überführt wurde, wurden die seinen gleichfalls dort beigesetzt.«
Konrad von Reisenberg, dem Bischof von Hildesheim, blieb es vorbehalten, einen Kreuzzug gegen der Westerwald zu predigen. Ausgeführt wurde dieser Kreuzzug durch den Landgrafen Konrad von Thüringen und Hessen. Die alte »Hessische Reimchronik« berichtet darüber kurz und bündig:

»Bei dieses Landgraf Conrads Jahrn
Viel Ketzer in der Gegend wahrn
Graf Heinrich von Sayn einer war /
Der sich aber bekehret zwar /
Auch wurden begriffen die Zeith /
Ritter / Priester und dreflich Leuth
Daran sich etlich umbgewendt /
Etliche sein mit Feuer verbrent
Landgraf Curt hat verstört im Landt /
All Ketzerschul / wo er sie fandt …«

Bei Vollmondschein bin ich letzte Nacht ins Städtchen gekommen. Die Menschen und Tiere schliefen. Meine genagelten Stiefel machten das holprige Straßenpflaster hallen. Ein Wehr rauschte. Wie ein ungeheurer schwarzer Steinklotz überragte die alte Burg die Häuser. Es duftete nach Linden.
Runkel soll eine Gründung Rolands sein, jenes Recken, der im Pyrenäental Roncesval (verdeutscht: Dornental) »sein Schwert Durendal geführt hat, wie es nur Wackere tun«, und der dort einen heldenhaften Tod starb. »Da Roland nun gestorben war, erschien ein großes Licht am Himmel.« – Wahrscheinlich gehörte auch Roland zu Luzifers Hofgesind, und bestimmt ist König Karl, den man seinen Herrn gewesen sein läßt, gar nicht jener Frankenkönig und Kaiser gewesen, sondern der »große Karl und Herr« am nordischen Himmel: Thor.

Es duften die Linden und die Rosen und alle die Blumen, deren die Gärten voll sind. Es duftet auch das Heu auf den Wiesen. Und die Kornfelder wogen im leichten Wind. Eine Lerche steigt jubilierend gen Himmel. Von einer nahen Schmiede klingt ein Amboß zu mir herüber. In die Jasminlaube, darin ich schreibe, hat sich ein bunter Schmetterling verflogen. Psyche sagten die Griechen dafür. Psyche bedeutet auch Seele.
Wie Meereswogen wellen die Kornfelder. Ich ließ mir bedeuten, daß man hierzulande den Kindern, um sie bange zu machen, die wogenden Kornfelder zeigt und sagt: »Die böse Kornmutter kommt! Und wenn sie euch erwischt, dann müßt ihr an ihren hölzernen Memmen suckeln.«
Früher war's anders!
Demeter: Erdmuter nannten die Griechen ihre »Kornmutter«. In deutschen Gauen hieß sie ehemals Frau Herka oder Frau Hel. Ihr Haus war der Wald oder das Feld, und ihr Atem war der Wind. Die Menschen liebten sie, denn sie war Venus, eine Holde. Tannhäuser wurde ihr Buhle …
Die Erdmutter Hel ist auch die kühle Nacht und der dunkele Tod. Der Tod sei die kühle Nacht, singt ein schönes deutsches Lied, von Johannes Brahms vertont. Aber: Obgleich die Sonne das Leben spendet, läßt allein die Nacht Bäume und Pflanzen wachsen. Nur der Mond, die Sterne und die Tiere sind Zeugen.
Mir ist verständlich geworden, weshalb die Argonauten in einen »Hafen der Venus« einfahren mußten, um das Goldene Vlies zu finden. Sie wollten ihrer Vergottung entgegenwachsen. Wie gleichen wir Menschen den Bäumen. Als jene wikingernden Hellen »mit nordischem Winde« übers Weltmeer segelten, führ-

ten sie eine Eichenplanke mit: Sinnbild dafür, daß man in der Erde, der Erdmutter zu wurzeln, ins Licht emporzuwachsen und sich zu den Gestirnen hin zu recken habe. Es gibt unter den Menschen Kreaturen und Recken, im Wald wachsen niedrige Bäume und Baumriesen. Es liegt an uns, zu werden, was wir sein wollen.

Die Große Mutter, zur bösen Kornmutter und zur Großmutter des Teufels erniedrigt, möge sich die Tränen aus den schönen Augen wischen und recht oft so lachen, wie sie jetzt tut, da sie im Sonnenschein auch über die goldgelben Kornfelder der Runkeler Gemarkung huscht. Ihr wird fortan weniger Unrecht geschehen, und sie darf erneut »Herzensdame« werden.

Ob wohl unser Wort Herz von Herka abzuleiten ist? Wenn ja, dann ist Parzivals Mutter Herzeloyde die leidende Herka.

Parzival verließ seine schmerzensreiche Mutter und fand nach langer Irrfahrt zum Gral. In diesem haust, wie die Halberstädter Sachsenchronik behauptet, Frau Venus. Es mußte also der Gralssucher den Weg machen von der menschlichen zur göttlichen Mutter. Die eine hatte ihn zur Welt gebracht, die andere nahm ihn in sich auf. Parzival hatte den Kreis seiner Wirksamkeit erfüllt; er hatte das abgetan, »was man diesseits des Gralswaldes das Leben nennt«, und war König geworden. Seine Augen schauten den Stein des Lichts, vor dem der Erdenglanz ein Nichts ist. Der Stein ward von einer Königin getragen. Nur Frau Weisheit, die Himmelsmutter, waltet des Steins der Weisen! Bleiben wir dem Weibe treu und sagen wir nicht: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen …!

Als Tannhäuser Frau Venus verließ, trauerte diese bitterlich. Dann begann der Unselige eine Pilgerreise, die eine Irrfahrt war. Als er in Rom seines Irrtums inne wurde, ging er zu Venus in den Berg zurück, wo eine Tischrunde auf ihn wartete. Er ward König im Feenreich und erlöste die Göttin von ihrer Pein.

Es war einmal *une comtesse qui depuis devint fée:* eine Gräfin, welche dann Fee wurde. Eine altfranzösische höfische Dichtung läßt sie die Gattin jenes Königs Hüon von Bordeaux sein, der uns aus Wielands Oberondichtung oder aus Carl Maria von Webers romantischer Oper »Oberon« bekannt ist. Diese Gräfin findet mit ihrem Gatten nach langen Irrfahrten durch die Länder Commans und Foy zu dem *bocaige A.uberon:* Oberons Zauberhain. Nachdem beide von einem Fischer, der sich in Apolls Fisch, einen Delphin, verwandelt hatte, über ein breites Wasser getragen worden waren. Inmitten des Zauberhains finden sie eine Burg. Darin ist Oberon König. Wie Anfortas oder Artus leidet auch er an einer schweren Wunde. Er kann nicht sterben, ehe nicht ein junger König an seiner

Statt »Krone und Speer«, die Insignien der Herrschaft über das Feenreich, von ihm übernähme. Hüon und seine Gattin werden gekrönt. Oberon nimmt Abschied. Er stirbt. Der Leichnam wird in einem Schrein geborgen und durch Magneten in der Luft schwebend gehalten.
Es war also einmal eine Gräfin, die Fee wurde. Ihr Name lautete, so sagt das alte Gedicht, Esclarmonde. Und ich behaupte: die Länder Commans und Foy sind die Pyrenäengaue Comminges und Foix, wo jene Katharerburg liegt, die Montségur heißt, und die der ketzerischen Gräfin Esclarmonde von Foix gehört hat …!

Es gab auch einen leidenden König und Vater. Der wurde, obwohl einem Gotte gleichend, erst selig, als ein anderer an seiner Stelle König wurde. Dieser leidende König wußte nichts von jenem Gotte der Juden, der eifersüchtig darüber wachte, daß »er der Herr und sonst keiner mehr« ist und der seinen eingeborenen Sohn Jesus, welcher Christus genannt wurde, im Stiche ließ und dem Leiden überantwortete, anstatt selber wegen der Unzulänglichkeit der von ihm am sechsten Schöpfungstage nach seinem eigenen Bilde geschaffenen Menschen zu leiden. Er ließ den Sohn die Sünde seiner Welt auf sich nehmen und den Tod am Kreuz erdulden, obwohl er durch Moses über jeden, der am Kreuze hängen würde, den Fluch ausgesprochen hatte. Er, der auch »das Übel schafft«, hatte seinen eingeborenen Sohn im voraus verdammt! Ihn reute, den Menschen geschaffen zu haben …
Die Gottheit, welche nicht die biblische ist, will erlöst werden. Sie muß erlöst werden, um Gottheit zu sein. Die Erlösung hat vom Menschen zu kommen. Was wäre Gott ohne die Menschen? Die Gottheit leidet, weil auf der Welt nicht alles »in Ordnung« ist. Schaffen die Menschen auf der Welt Ordnung, so ist der sichtbare Wesensteil der Gottheit, die Natur, in Einklang mit dem unsichtbaren Wesenteil, dem Kraftzentrum, gebracht. Wie zwischen Magneten »schwebt« dann der Gott. Alle Kraftströme, die positiven und die negativen, sind endlich gleich stark, und die Gottheit kann in sich ruhen. Diese göttliche Ruhe hat mit Stillstand nichts zu tun. Strömende Kraft läßt die erlöste und unsichtbar gewordene Gottheit im Gleichgewicht bleiben. Und ein junger Gott waltet sichtbar.
Der junge Gott herrscht in den alten Sagen und Ritterliedern über Barone und Feen: über eine Ritterschaft. Das Leben, das diese führt, ist ein anderes als das der menschlichen Kreaturen. Die Welt, in der sie lebt, ist nicht das irdische Jammertal, sondern ein irdisches Paradies, beherrscht von einer Krone, geschützt von einem Speer. Nur wer wachsam bleibt und kämpfend und schützt, behält

die Krone, bleibt im irdischen Paradies, bis er, von einer kommenden Jugend »erlöst«, in den kosmischen Kraftstrom sich einspannen kann. Bis dahin lebt er. Aber sein Leben ist ein Wirken der Sinngebung, der Gesetzestreue und der Nachfolge jenes »Gottes«, der am Himmel »schwebt«: der Sonne. Sein Leben ist ein Leben der Minne:

Minne, welches das Gedenken ist, macht diejenigen, die ihren Ursprung und ihr Ziel nicht vergessen, irdischen Göttern gleich: irdischer göte gnôz, wie das Lied vom »Wartburgkrieg« zu sagen weiß. Minne tröstet, denn in Erinnerung des Ursprungs erkennt der minnende Mensch sein Endziel. Hat ein Mensch die »Tröstung« der Minne (diese Tröstung setzte Suchen und Irren und Kämpfen voraus) empfangen, so hatte er einen neuen »Rock« an: war ein »Gotteskind« geworden. Vereint war er fortan mit dem Schöpfungsring und allem, was da kreucht und fleucht und wächst und stirbt. Er durchdrang mit seinem Geist, dem der Glaube das Auge klärte, sogar die Bäume und Quellen, deren Raunen und Rinnen er nun verstand. Er ward selber ein Baumgeist oder eine Quellnymphe. Er faßte sogar das Wesen der Steine. Wahres Rittertum und wahre Minne war jedem zugänglich. Dazu brauchte man sich nicht Gral zu nennen oder viel Geld zu haben. Man mußte, das war die einzige Voraussetzung, ein »Reiner«, nicht aber ein Bastard sein. Deswegen konnte Feirefiz, Halbbruder Parzivals und Mischling, den Gral nicht schauen. Obgleich dieser vor seinen Augen vorbeigetragen wurde.

Wahre Götter wollen Jugend, welche, stürmisch ihr Recht fordernd und dennoch gesetzestreu, sie, die altgewordene Gottheit, ablöst und deshalb »erlöst«.

Dies habe ich an einem prachtvollen Sonnentag geschrieben. Zu Runkel an der Lahn. Während die Kornmutter wob und der Sonnenvater seine Pfeile schoß. Vor mir liegt ein vergilbtes Buch. Auf der aufgeschlagenen Seite steht in lateinischer Sprache der Satz: *Runcarii vocantur a villa.* Nach der Stadt Runkel wurden die deutschen Katharer Runcarii (oder, wie ich auch gelesen habe, Runkeler) geheißen. Die Runkeler hätten kurze Schwerter getragen, meinte hingegen Jakob Grimm, dieses Schwert sei runco genannt worden und deswegen hätten sie ihren Namen geführt.

Die Umschrift des alten Kölner Siegels lautete: *Sancta Colonia Dei Gratia Romae Ecclesiae Fidelis Filia,* Heiliges Köln von Gottes Gnaden der Römischen Kirche treue Tochter. Papst Innozenz der Dritte, der oberste Urheber des Kreuzzuges gegen die Albigenser, nannte sie erhabener als alle Städte Deutschlands an Ruhm und an Pracht – und eine Chronik aus dem elften Jahrhundert läßt sie *caput et princeps Gallicarum urbium,* Haupt und Fürstin unter den gallischen Städten sein. So ist es: Köln war während langer Zeit römisch und nochmals römisch.

Als *Colonia Agrippinensis* war die Stadt des heidnischen Roms rheinische Hauptfestung gewesen, Waffenplatz und Sitz eines Oberfeldherrn. Kapitol, Tempel, Amphitheater, Wasserleitungen, eine der römischen ähnliche Verfassung, selbst Cäsaren haben ihr nicht gemangelt. Dann kamen eines Tages die Franken und die christlichen Bischöfe. Köln blieb »römisch«. Im neunten Jahrhundert wurde die Stadt von den Normannen zerstört. Wollten die Nordmänner, Feinde des Südens, den römischen Einfluß aufs deutsche Land unterbinden? Köln wäre, wie die mönchischen Chroniken wohl mit Übertreibung behaupten, nach dieser Zerstörung ein Schutthaufen geblieben, hätte sich nicht die Kirche der Stadt angenommen und sie wieder erstarken lassen.
Desungeachtet war ein Großteil der Kölner Bürgerschaft, vor allem die Weberzunft, mit der Pfaffenherrschaft keineswegs zufrieden. Bitter klagen manche Chronisten, daß »die Bürger nur selten die Vorteile und Vergünstigungen, welche die Bischöfe ihnen mittelbar und unmittelbar zuteil werden ließen, mit Dankbarkeit aufgenommen haben. Unter Erzbischof Anno, im elften Jahrhundert, begann die Bürgerschaft sich gegen die kirchliche Gewalt zu erheben. Anno, inzwischen Heiliger geworden, kannte kein Erbarmen mit den Rebellen. Auf seinen Befehl sollen den Kölner Schöffen die Augen ausgestochen worden sein. Nur einen einzigen Schöffen verschonte man, damit er die anderen nach Hause geleite. Noch der Heilige Engelbert, etwa hundert Jahre nach Anno als Erzbischof eine ›Säule der Kirche und Stütze Deutschlands‹, hatte mit den Bürgern seine Last. Aber er wußte die Grafen, Edlen und Dienstmannen so einzuschüchtern, daß sich niemand wider ihn aufzulehnen wagte.«
Auch in Köln brannten Scheiterhaufen!
In des Zisterziensermönches Cäsarius von Heisterbach »Wunderdialog« kann man lesen: »Eines Tages wurden in Köln Ketzer ergriffen. Nachdem die Gelehrten sie erforscht und überführt hatten, wurden sie durch das weltliche Gericht

verurteilt. Als man sie zum Feuer brachte, bat einer von ihnen, Arnold mit Namen, von den übrigen Meister genannt, um Brot und ein Becken Wasser. Als einige ihm den Wunsch erfüllen wollten, rieten sachverständige Männer ab, dieweil der Teufel gar leicht etwas geschehen lassen könne, was den Menschen Ärgernis und Verderben bereiten würde. Wie ich, Cäsarius von Heisterbach, nach der Aussage eines anderen Ketzers, vor drei Jahren durch den König von Spanien ergriffen und verbrannt, beurteilten kann, wollte Meister Arnold den Seinen eine gotteslästerliche Kommunion bereiten, Wegzehrung für die ewige Verdammnis. Die Ketzer wurden aus der Stadt geführt und beim Judenkirchhof dem Feuer überantwortet. Als sie schon heftig glühten, sahen und hörten viele, wie Arnold den halbverbrannten Häuptern seiner Schüler die Hand auflegte und sprach: ›Seid fest in eurem Glauben, denn heute noch werdet ihr bei Laurentius sein!‹ – Unter ihnen war eine schöne, aber gleichfalls der Ketzerei ergebene Jungfrau. Da viele sie bemitleideten, nahm man sie aus dem Feuer und versprach ihr, sie zu verheiraten oder in ein Kloster zu bringen, falls sie sich bekehre. Sie aber sprach zu denen, die sie festhielten: ›Sagt mir, wo liegt jener Verführer?‹ – Als man ihr den Meister Arnold zeigt, stürzte sie, das Gesicht mit ihrem Gewand verhüllend, über den Leichnam des Irrlehrers und stieg mit diesem in die Hölle.«
Sonderbare Ketzer wären Meister Arnold und seine Getreuen gewesen, hätten sie, in einem von Katholiken angezündeten Feuer schmorend, erwartet, künftig unter der Obhut eines katholischen Märtyrers und Heiligen, des Laurentius, im Paradiese zu weilen. Der Heilige Laurentius soll im Jahre 258, nachdem er zu Rom Diakon gewesen, in der gleichen Stadt von den Heiden auf einen glühenden Rost gesetzt und so ums Leben gebracht worden sein. Er gilt als Schutzheiliger der Bibliotheken und Bibliothekare. Sollte er auch Schutzheiliger für Ketzer, besonders die brennenden, gewesen sein? Der Bericht des Cäsarius wirft noch andere Fragen auf: Seit wann steigt man in die Hölle, und weshalb wurden die Kölner Ketzer beim Judenkirchhof verbrannt?

Die Heilige Hildegard von Bingen war einmal nach Köln gekommen, um vor dem gesamten Klerus der Stadt eine Rede zu halten. Sie sprach aber nicht über die süße Gottesminne, der sie so manches Gedicht geweiht, auch nicht von dem Himmel, dem sie sich entgegenkasteite, sondern sie hielt einen Aufklärungsvortrag über die Schlupfwinkel der Ketzer und gab den andächtig lauschenden Pfaffen zu wissen, daß man, um dieses Teufelsgesindels habhaft werden zu können, die Kellerwerkstätten der Weber durchsuchen müsse. Aus Friesland, dessen auch die Insel Helgoland ein Teil ist, war die Webkunst an den Rhein gekommen.

Darum kann es nicht Zufall gewesen sein, daß in Friesland die Stedinger so grausam ausgerottet worden sind, während gleichzeitig auf die Kölner und Albigenser Ketzer Jagd gemacht wurde. Es kann auch nicht Zufall gewesen sein, daß die provenzalischen Katharer oft Tisserands genannt wurden. Das bedeutet Weber!

Heiliges Weben …! Am sausenden Webstuhl der Zeit sitzt der Erdgeist und wirkt der Gottheit lebendiges Kind. Werden ist Weben. Unter der Weltesche weben die Nomen den Schicksalsfaden. Es sind ihrer drei. Die älteste heißt Urd. Das bedeutet Vergangenheit und Weberin. Sie knüpft den ersten Knoten des Gewebes, welches zur Hel hingesponnen wird. Es wob auch Laurin, der Zwergenkönig, einen Seidenfaden, daß er seinen paradiesischen Rosengarten damit umspanne. Weberschiff, du gehst den Weg, den du gehen mußt. Hin und her. Bis das Gewand gewoben ist. Weberschiff, du bedeutest den Kreis, den eines jeden Einzelwesens Wirksamkeit zu erfüllen hat. Deshalb wurdest du von den Menschen, die als erste lateinisch sprachen, *Radius* genannt…
Im Jahre 1133 hat ein Bauer aus dem Ort Indien (heute Kornelimünster; bei Aachen gelegen) im Walde ein Schiff gebaut und mit Rädern versehen. Dieses Schiff wurde durch Angehörige der Weberzunft nach Aachen gebracht. Unterwegs wurde jedem, der, ohne Weber zu sein, das Schiff berührte, ein Pfand abgenommen. In Maastricht, wohin die Fahrt von Aachen aus führte wurde das Schiff mit Mast und Segel versehen, und in Saint-Trond bei Lüttich mußten die Weber des Ortes das Schiff bei Tag und Nacht bewachen und es mit allerlei Gerät füllen. Womit, ist nicht überliefert worden. Musikanten umgingen es und spielten dabei zum Tanz auf. Zwölf Tage dauerte der Trubel, bis schließlich die Behörden eingriffen. Das Schiff zu verbrennen oder auf andere Weise zu zerstören, wagten sie nicht, im Glauben, »der Ort, wo es selbst als Asche verbleibe, sei geschändet«. Deshalb wurde verfügt, daß man es nach einem Nachbarort schaffe. Dort setzte der Landesherr dem Treiben mit Waffengewalt ein blutiges Ende.
In einer Sabarthèshöhle fand ich eine Zeichnung aus der Albigenserzeit. Sie stellt ein Totenschiff dar mit der Sonne als Segel …
Heiliges Schiff …! Als Apoll zur Welt kam, gab ihm Zeus eine goldene Mitra und eine Leier, gab ihm einen mit Schwänen bespannten Wagen und sandte ihn nach Delphi, daß er dort den Hellenen das Recht verkünde. Apoll aber lenkte, einem Sterne gleich, seine Schwäne ins Land der Hyperboräer, und sein Glast drang zum Himmel. Durch die Wogen trug ihn das hohle Lager, das der lahme

Hephaistos-Vulcanus, der Venus Sohn, geschmiedet aus kostbarem Golde. Über des Wassers Fläche trug es den Schlummernden. – Die Athener stellten sich Athene Parthenos, ihre jungfräuliche Göttin der Weisheit, als Weberin und Führerin der Spindel vor. Ein Safrangewand, auf einem Schiffswagen als Segel aufgezogen, wurde alle vier Jahre von den höchsten Beamten des athenischen Staates feierlich zur Akropolis getragen und ihr dargebracht. Edelgeborene Athenerinnen hatten das Segel kunstreich mit der Darstellung des Gigantenkampfes bestickt, jenes Krieges, welchen Götter und Titanen um den Götterberg Olymp geführt haben. Athene, göttliche Wirkerin am safranfarbigen Teppich des Lebens, beschützte auch das Handwerk der Schmiede. Dem Schmied Hephaistos oder, wie andere lehrten, dem Feuerbringer Prometheus verdankt sie insofern ihr asisches Dasein, als einer von diesen beiden das Haupt des Zeus spaltete, daraus Athene entsprang. Auf der Akropolis blitzte stets ihr kampfbereiter Speer, Sinnbild dafür, daß ohne Kampfbereitschaft und Todesmut das Leben verwirkt ist. Hatten die Athener das mantelartige Segel zum Burgtempel und zum Speer hinaufgetragen, so wurde ein Rabenbanner, gleichfalls von den edelsten Töchtern der Stadt gewoben, am Mast des heiligen Schiffes ausgespannt, und es wurde schließlich das Schiff am Meeresstrand dem Fahrwind des Glückes überlassen, damit dieser es hinführe, wohin er wolle.
Heiliges Schiff …! Auf der Argo, welche vielleicht eine *arca:* Arche war, fuhren die berühmtesten hellenischen Helden übers Meer. Sie segelten zum Norden. Heiland Jason war der Schiffsherr. Orpheus, die Dioskuren Castor und Pollux, nicht zuletzt auch Herakles waren seine Gefährten. Am Bug des Schiffes war eine redende Eichenplanke eingesetzt, die man aus Dodona, wo Griechenlands heiligster Eichenwald raunte, geholt hatte. Die Argonauten hatten während ihrer Fahrt Taten mancher Art zu bestehen, bis sie das Unterpfand fanden, dem sie entgegengefahren waren: das Goldene Vlies der Vergottung. Im Mittelalter galt dieses als der »Stein der Weisen« …
Wieland, der lahme Schmied, schloß sich in einen Baumstamm ein und ließ sich (ähnlich einem Argonauten) von diesem »Schiff« seinem Schicksal zutragen, damit ihm Rechtfertigung würde. Ehe König Nidhod, an dem er sich rächen mußte, ihn gelähmt hatte, hatten er und seine beiden Brüder im Myrkwid, dem »Dunkelwald«, drei Schwanenmädchen, die »in der Schlacht die Toten wählen«, überrascht. Müde hatten sich die Walküren am Ufer eines Sees, welcher Wolfssee genannt wird, zur Ruhe niedergelassen. Ihrer Schwanhemden hatten sie sich entledigt. Sie spannen weißes Linnen. Egil und seine beiden Brüder nahmen unterdessen die Schwanhemden weg und führten die drei Jungfrauen als ihre

Weiber heim. Eines Tages, nachdem sieben Winter vergangen waren, trieb es die Frauen in den Myrkwid hinein. Niemals kamen sie zurück. Noch größer wurde Wielands Weh, als auch Wittege, sein Sohn, ihn verlassen wollte: »Vater, ich will nicht Schmied werden! Gib mir einen guten Hengst, ein scharfes Schwert, einen starken Speer und einen neuen Schild, einen harten Helm und eine blanke Brünne, damit ich ausziehe und einen guten Herrn suche. Dem will ich dienen und mit ihm reiten, solange mir das Leben vergönnt ist!« Wohin er zu reiten gedächte, fragte ihn der Vater. »Ins Amelungenland zu Dietrich von Bern …!«
Bis ins achtzehnte Jahrhundert erzählte sich das Volk von Berkshire in Südengland, *Wayland smith* hause in einem Stein.
Heiliges Schiff und heiliger Stein. Charon, der Totenfährmann, fährt in seinem Nachen die Seelen der Verstorbenen über den Styx zur Unterwelt. Über ein Wasser, welches alles rein macht. Glasisvellir und Glasislundr heißt dieses Jenseitsland in den nordischen Mythen. Das kann Glasstätte bedeuten, aber auch Bernsteinland. (Durch Tacitus ist das germanische Wort *glas* für den Bernstein bezeugt: die Römer nannten ihn *glesum,* und die Griechen *elektron.*) Toteninseln sind auch die friesischen Inseln im germanischen Meer gewesen, Helgoland und die anderen. Der Römer Plinius nennt sie *Glesiae* und *Elektrides.* Sie waren die *insulae vitreae:* die gläsernen Inseln der keltischen Überlieferung, König Artus weilt dort. Artus bedeutet: Großer Bär.
Auf einem Schiff, klein, doch seetüchtig, fuhr ein Pytheas von Marseille gen Mitternacht. Er gelangte, wie seine Absicht gewesen, zur Insel Thule und zum Bernsteinland. Pytheas war Philosoph, Freund der Weisheit. Was nützt alle Weisheit, wenn man nicht um die letzten Dinge weiß? Pytheas könnte einen Bernstein in der Hand getragen haben, als er nach geglückter Fahrt in den Hafen seiner Vaterstadt einlief. Er war in seiner Art ein Argonaute, fuhr er doch, wie die Helden der Argo, zum Norden. Einen goldgelben Stein mag er von dort mitgebracht haben. Vor diesem Stein saß er dann und beschaute ihn ebenso nachdenklich, wie nach ihm Hamlet den Schädel des Vaters betrachtete. Er fragte, was das Leben sei und weshalb der Mensch lebe. Er stellte die Frage, die einen Luzifer vom Himmel fallen machte. Deren Gefahr schreckte ihn nicht und hätte ihn, des bin ich gewiß, nicht geschreckt, wenn auch er um des Judengottes Jahve Fluch gewußt hätte. Pytheas hielt einen goldgelben Stein in der Hand. Für ihn war es der »Stein der Weisen«, das Goldene Vlies!
Auf einem Kahn, von einem Schwan gezogen, kam Lohengrin zu den Menschen, damit er ihnen die Botschaft bringe vom Gral, dem aus Luzifers Krone gefallenen Stein. Auch er verbot den Menschen die Frage nach dem Woher.

Aber nur nach seinem eigenen Woher! Denn er selber war nicht Mensch und mußte, wenn Menschen ihn erkannten, dorthin zurückkehren, von wannen er gekommen war.

Man hat die Kölner Katharer, in den unterirdischen Werkstätten der Weber aufgestöbert und ergriffen, verbrannt, damit nicht Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt werde. Daß die Verbrennung beim Judenfriedhof vorgenommen wurde, war Hohn.
Statt der Worte, die Jesus Christus am Kreuze zu dem einen Schacher sprach: »Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein« – statt dieser biblischen Worte gebrauchten die Katharer, zumindest der Kölner Erzketzer Arnold, die Trostworte: »Heute noch werdet ihr bei Laurentius sein!« Der Heilige Laurentius war damit nicht gemeint, denn die meisten kirchlichen Heiligen empfanden, während sie noch im irdischen Jammertal weilten, für Ketzer nur Haß. Nicht Verständnis oder Verzeihen. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß sie im Himmel anderer Meinung geworden sein könnten. Auch für sie müßte zutreffen, was Papst Gregor, genannt der Große, über die Freude der vom Himmel in die Hölle schauenden Gerechten gesagt hat –, daß der Anblick der Höllenqualen die Himmelslust der in Abrahams Schoß Weilenden vervielfältigte. Weshalb sollte also der Heilige Laurentius, der den Märtyrertod auf sich genommen hatte, um des kirchlichen Himmels teilhaftig zu werden, droben ein Beschützer der Höllischen geworden sein? Ist er es aber geworden, dann hat des Papstes Gregor Rechnung nicht gestimmt, oder Laurentius hat erkannt, daß Ketzer andere Menschen sind, als die Kirche es ihnen gelehrt hatte.
Aus Cäsarius' Bericht geht eindeutig hervor, daß jener Laurentius, auf den die Kölner Katharer hofften, an dem Ort weilt, den die Katholiken des dreizehnten Jahrhunderts als die Hölle ansahen. Zu diesem jenseitigen Ort muß man »steigen«. Er ist somit nicht die Hölle, zu der Jesus nach seiner Auferstehung »niedergefahren« ist, um schließlich gen Himmel »aufzufahren« und zur Rechten Gottes zu sitzen, wie das christliche Glaubensbekenntnis meint. – Jener Laurentius, dem die Ketzer entgegenharrten, war Laurin!

Hier hat der berühmte Mönch und Chronist Cäsarius vor siebenhundert Jahren seine Hauptwerke geschrieben: den inzwischen für kirchlich gefährlich erklärten »Wunderdialog«, das »Leben der heiligen Landgräfin Elisabeth« und – auf Ersuchen des Magisters Johannes, welcher ein Ketzerfolterer war – die Schrift »Gegen die Irrlehre von Luzifer«. Mancherlei ist von dieser Abtei, ihrem Werden und ihrer Blüte, von ihren Äbten und ihren Mönchen zu erzählen …

Ehe »Heisterbach im Tale des heiligen Petrus« gegründet war, fuhren an einem Apriltag des Jahres 1188 vierzehn Zisterziensermönche rheinabwärts. Sie wollten zum Siebengebirge, um dort in das verlassene »Kloster der heiligen Maria auf dem Stromberg« einzuziehen. Plötzlich sahen sie, so berichtet Chronist Cäsarius von Heisterbach, am Himmel einen Kreis, sieben Sonnen umschließend. Das dünkte sie ein gutes Vorzeichen, glaubten sie doch, der Kreis bedeute den Heiligen Geist und die sieben Sonnen die sieben christlichen Gnadengaben, mit denen sie das ungläubige und ketzerische Land fortan erleuchten würden. Sie kamen auf dem Stromberg an. Hier hatte sich fünfzig Jahre zuvor ein Ritter als Klausner niedergelassen, und es hatte sich um dessen Einsiedelei eine Schar Gläubige, gleich ihm »nackt aus dem Schiffbruch der Welt entronnen«, gesammelt und ein Kloster gegründet. Gefördert und geschützt von Päpsten und Kölner Erzbischöfen, die um diese Zeit in des Klosters Umgebung eine Trutzfeste nach der anderen erbauten, hatten sie versucht, das Evangelium zu verkünden. Inwieweit ihnen das gelungen ist, wird nicht berichtet. Überliefert ist uns aber, daß die Brüder nach des Klausners Tod »den ihnen wegen der hohen Lage des Berges unbehaglichen Wohnsitz« verlassen und mit erzbischöflicher Erlaubnis ein anderes Kloster gegründet hatten. – Was nun jene vierzehn Zisterziensermönche anbetrifft, die das verlassene Kloster in Besitz nahmen, so gefiel es auch ihnen nicht besonders auf des Strombergs Gipfel. »Die Rauheit des Klimas, die Mangelhaftigkeit der Wohnungen und die Schwierigkeit, sich bei der Höhe des Berges mit den nötigen Lebensbedürfnissen zu versehen«, das alles machte sie, die Verweichlichten, unzufrieden. Sie wollten weg. Der Abt jedoch glaubte auf Grund eines Traumes, den er gehabt hatte, die Patres durch Zureden und Strafe zurückhalten zu müssen. Ihm hatte geträumt, er habe, von einer Schar weißer Männer begleitet, mit dem Kreuz in der Hand ein Boot bestiegen, das Boot sei von Stromschnellen in den Chor einer Kirche getrieben worden, und nur er habe

durch geschicktes Steuern verhüten können, daß Boot und Besatzungen an einer Säule zerschellten. Man blieb deshalb auf dem Stromberg. Schließlich aber gefiel es auch dem Abt nicht mehr dort droben, und es wurde das Kloster im Jahre 1191 in das am Fuße des Berges gelegene Tal des Heiligen Petrus verlegt. Die Kirche auf dem Gipfel blieb des Klosters Gotteshaus.
Nun hat sich eines Tages begeben, daß der Kölner Erzbischof Theoderich die Burg Godesberg erbaute. Hier hatte seit einiger Zeit die Kapelle des Heiligen Michael gestanden, es hatte aber »wegen der Heiligkeit des Ortes« bis dahin niemand gewagt, eine Burg anzulegen. Über den Bau ist der Erzengel Michael angeblich so erzürnt gewesen, daß er samt einem Reliquienschrein von der Kapelle auf dem Wudinsberg (Wotansberg), wie der Godesberg damals noch hieß, mit ausgebreiteten Fittichen zu der Kapelle auf dem Stromberg geflogen ist. Seitdem pilgert das gläubige Volk nur noch zum Stromberg, und die Mönche von Heisterbach (so nannte sich das neue Kloster im Tal des Heiligen Petrus sehr bald nach der Gründung) hatten viel Gewinn davon.
Noch mehr Gewinn hatten sie allerdings von einer anderen Reliquie, einem wunderbringendem Zahn des Täufers Johannes. Der soll auf folgende Weise zu den Mönchen von Heisterbach gekommen sein: Ein rheinischer Ritter namens Heinrich von Uelmen hatte ihn aus der Hagia Sophia zu Konstantinopel entwendet. Nach Deutschland zurückgekehrt, war der Uelmen in die Gefangenschaft des Reichsministerialen Werner von Bolanden geraten. (Dieser Bolanden scheint es übrigens mit den Rechtgläubigen nicht besonders gut gemeint und auch seinen Leuten in Glaubensdingen viel Freiheit gelassen zu haben; sonst hätte er wohl nicht erlaubt, daß einer seiner Reisigen bei der Belagerung des Rheinstädtchens Sankt Goar im Jahre 1201 ein Kreuz mißachtete. Werner mußte deswegen eine Kreuzfahrt nach Palästina machen.) Nun träumte einer Nonne des Klosters Steuben, der Uelmen würde aus der Gefangenschaft des Bolanden befreit werden, sobald er den Zahn, für den er auf seiner Eifelburg schon eine Kapelle hatte bauen lassen, der Abtei Heisterbach ein für allemal zum Geschenk gemacht hätte. Der Uelmen trennte sich sodann, wenn auch schweren Herzens, von dem Zahn und – wurde frei.
Abt von Heisterbach war damals Gevard von Walberberg, weiland Stiftsherr zu Köln. Wie sein Mitbruder Cäsarius, der ihm seine Bekehrung zu verdanken hatte, berichtet, sucht Gevard »eine sinnlich verlebte Jugend in Vergessenheit zu bringen«. Seine Abtstätigkeit, die auch darin bestand, den Zahn des Täufers Johannes feierlich in Empfang zu nehmen, fiel in jene Zeit, da Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig um die deutsche Kaiserkrone haderten. Schlimm

sah es damals im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation aus. Zu Krieg und Sittenverderbnis hatten sich Mißernten und Hungersnot gesellt. Als die Not am höchsten war und die Zahl der hungrigen Mäuler, die das Kloster zu stopfen hatte, eintausendfünfhundert betrug, da segnete der Himmel das Heisterbacher Mönchsvolk: Brote, welche man klein in den Klosterbackofen geschoben hatte, kamen riesengroß heraus. Ein Wunder war geschehen, man brauchte nur zu glauben.
Nein, Abt Gevard hatte es nicht leicht. Da wurde eines Tages ein junger Mann namens Richwin ins Kloster aufgenommen. Nun wurde aber Novize Richwin von der heißesten Liebe zu einer Frau gepeinigt, und diese schrieb ihm flehende Briefe, er solle doch das Kloster verlassen und zu ihr zurückkommen. Das Schlimmste aber war, daß Richwin, sooft er einen Brief erhalten hatte oder wenn die Liebe in ihm brannte, sich auf den Boden warf und laut schrie. Guter Rat war da teuer und nur der Herrgott konnte noch helfen. Darum schickten Abt Gevard und die Heisterbacher Mönche einmütig Bittgebete himmelwärts *tandem per Dei gratiam triumphans est monachus:* bis der Novize, aus Gottes Gnade obsiegend, Mönch geworden ist.
Noch etwas, was uns aufhorchen läßt, ist über Abt Gevard zu vermelden. Es kam, so berichtet Cäsarius, einmal vor, daß die Heisterbacher Mönche einschliefen, als der Abt im Kapitel predigte. Während er von Heiligen und Wundern und ähnlichem sprach, überlegte er in seinem Herzen, wie er wohl die Schlummernden aufscheuchen könne. Da fiel ihm etwas ein. Und was ihm einfiel, sollte – wie der berühmte Paukenschlag in Hadyns elfter Sinfonie – alle wecken, die da sanft eingeschlafen waren. Abt Gevard hatte ob des glücklichen Einfalls seine Stimme erhoben und gerufen: »Horcht, meine Brüder, und hört eine ganz neue, merkwürdige Geschichte: Es war einmal ein König, der hieß – Artus!« In demselben Augenblick fuhren alle empor, aber nur um eine exemplarische Strafpredigt anhören zu müssen.

Ein Heisterbacher Mönch ist noch berühmter geworden als Cäsarius. Er hieß Maurus und überstrahlte, wie man berichtet, trotz seiner großen Jugend die Mitbürger an Weisheit. Aber er war ein Unseliger, den des Zweifels giftiger Wurm nagte, wie mein Gewährsmann zu berichten weiß, an seinem blühenden Wissen. Und folgendes trug sich mit Maurus zu, dem Mönch von Heisterbach:
Oft irrten seine Augen unruhig über die pergamentenen Bibelblätter. Eines Tages, ich erzähle die Sage meiner Vorlage fast wortgetreu nach, hatte er wieder eine Nacht bis zur Morgenfrühe verbracht. Um den hohen Bogen des Kreuz-

ganges wob schon die Morgensonne ihren zarten Glanz. Verlockend hüpften ihre Strahlen auf der beschriebenen Rolle in des Mönches Händen. Der aber starrte immerfort auf eine Bibelstelle: »Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag!«
Seit Monaten schon quälten diese Worte sein Hirn. Nun tanzten sie wiederum vor seinen Augen. Sie wuchsen, die krausen und schwarzen Zeichen, dehnten und reckten sich ins Riesenhafte, wurden zu Hohngestalten: »Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag!«
Es riß ihn aus der engen Zelle hinaus in des Klostergartens feierliche Einsamkeit. Sein Blick haftete am Boden. Ohne es zu wissen, hatte er den Klostergarten verlassen und war nun im Wald. Fröhlich grüßten ihn die Vögel aus grünem Geäst, großäugig die Blumen aus schwellendem Moos. Er aber, der grübelnde Denker, hörte und sah nichts anderes als die Worte einer Handschrift: »Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag!«
Ermattet war der irrende Fuß, ermüdet das Hirn. Der Mönch sank auf einen Stein nieder und lehnte das gequälte Haupt an einen Baum. Ein versöhnender Traum entführte seinen Geist. In lichtumflossenen Sphären jenseits der Sterne fand er sich wieder: an des Allerhöchsten Thron, umrauscht von den Wassern der Ewigkeit. Alle Schöpfungsgebilde erschienen und priesen dessen Werk: von dem Wurm im Staube, den noch nie ein sterbliches Wesen verstanden hat zu schaffen, bis zu dem Aar in den Lüften, dem Fittiche gegeben sind, vermöge deren er hinabblicken kann auf die Höhen der Erde; von dem Sandkorn im Meer bis zu dem Riesenkegel, der auf des Herrn Geheiß Feuer speit. Sie alle redeten nur eine Sprache, die den Hochmütigen verschlossen ist und nur den Bescheidenen offenbar und verständlich: die Sprache dessen, der sie einst geschaffen hat. Und leise erschauernd öffnet der Mönch die Augen. Lauschend steht er. Die Klosterglocke tönt von fern. Vesperläuten ist's. Schon strahlt das Abendrot durch die schimmernden Buchen. Eilends wendet er sich dem Kloster zu. Die Kirche ist bereits erhellt. Durch die halbgeöffnete Tür erblickt er die Brüder im Chorgestühl. Geräuschlos eilt er seinem Platz zu. Staunend gewahrt er einen anderen Mönch an seinem Platz. Noch seltsamer: Ein Fremder ist's, den er nie zuvor gesehen hat! Nun hebt auch der und jener Mönch sein Haupt von dem Buch empor und blickt stumm fragend auf den Ankömmling.
Den packt Beklommenheit. Er gewahrt fremde Gesichter. Pochenden Herzens wartet er auf das Ende des Psalmes. Nun sind Gesang und Gebet verstummt Murmelndes Fragen geht die Reihen entlang. Der Abt, ein würdiger Greis, nähert sich. Auf seinem Haupt ruht der Schnee von nahezu achtzig Jahren.

»Wie ist dein Name, fremder Bruder?« fragte er in mildem, wohlwollendem Ton. Grausen erfaßt den Mönch. »Maurus«, murmelt er tonlos, und seine Stimme zittert. »Bernhard der Heilige war der Abt, der meine Gelübde empfing im sechsten Regierungsjahr des Königs Konrad, den sie den Franken nennen.«
Ungläubiges Staunen auf den Gesichtern der Mönche. Maurus erhebt das erblassende Antlitz zu dem greisen Abt. Er berichtet ihm mit bewegter Stimme, wie er am frühen Morgen in den Klostergarten hinausgegangen, im Wald eingeschlummert und nicht eher aufgewacht sei, als bis die Vesperglocke ertönte. »Es sind schier dreihundert Jahre her, daß Sankt Bernhard und Konrad, den sie den Franken nannten, gestorben sind.« So sagt der Abt und winkt einem Bruder. Der Bruder bringt die Urkunden des Klosters. Man blättert weit zurück: dreihundert Jahre, bis zu den Tagen Bernhards des Heiligen. Und schließlich liest der Abt: »Maurus, ein Zweifler, verschwand eines Tages aus dem Kloster, und niemand hat erfahren, was aus ihm geworden ist.«
Das war ja er, jener Bruder Maurus! Nun ist er nach dreihundert Jahren ins Kloster zurückgekehrt! In seinen Ohren dröhnen die Worte nach, die der Abt gelesen hat. Mit entsetztem Blick starrt er empor, hilfesuchend tasten seine Hände umher. Die Brüder stützen ihn mit geheimem Grausen, denn sein Antlitz wird aschfahl wie das eines Sterbenden. Der schmale Haarkranz auf seinem Haupte ist plötzlich schneeweiß geworden.
Nun läßt mein Gewährsmann den jählings alternden und sterbenden Mönch Maurus eine Art Predigt halten, die einer, der im Wald seinen ewigen Gott gefunden hat und nichts anderes als das war, was die christlichen Kirchen mit Abscheu einen Pantheisten nennen, nie und nimmer, mit Ausnahme eines einzigen Satzes, gehalten haben kann. Dennoch will ich die Predigt wiedergeben: »Meine Brüder, achtet allezeit in Demut das unvergängliche Wort des Herrn und suchet nicht zu durchdringen, was er wohlbedacht uns verhüllt. Für ihn gibt es weder Raum noch Zeit.« – Dieser letzte Satz ist der einzige, den ich bestehen lasse. – »Möge dies Beispiel niemals erlöschen in eurem Gedächtnis. Nun ward mir offenbar das Wort des Apostels: Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag. Er, der Unerforschliche, sei mir armen Sünder gnädig!«
Entseelt sank Bruder Maurus zu Boden, und erschüttert beteten die Brüder an seiner Leiche Totengebete. So beschließt mein Gewährsmann die Sage.
Aber ich glaube: Bruder Maurus, wenn er überhaupt so hieß, hatte Totengebete flicht nötig! Er war auch kein armer Sünder, dem Gott gnädig zu sein brauchte oder braucht! Der Mönch von Heisterbach, wie wir ihn kurzweg nennen wollen, ist schon bei Lebzeiten selig geworden. Ohne Kloster, ohne Bibel, ohne Reliqui-

en, ohne einen Erlöser. Er hat sich mitten in die Natur hineingestellt und sogar den Wurm bewundert, der in der Bibel nur mit Abscheu und als Sinnbild der gottfernsten Niedrigkeit ausgerufen wird. Er hat die Wunder der sichtbaren Schöpfung geschaut, die einzigen für unsere Sinne; er hat die Welt, die das Christentum »Jammertal« und »Tal der Tränen« nennt, in ihrer ganzen Erhabenheit geschaut. So sehr hat ihn das Wunderwerk der Welt und des Alls bezaubert, daß er darüber alles vergaß, selbst die pergamentene Bibel und den Heiligen Bernhard mitsamt der Heisterbacher Abtei. Er hat sogar seinen Zweifel vergessen. Und fand den vergottenden Einklang. Bei Lebzeiten ward er selig, der Glückliche!

Der Heisterbacher Mönch gehört zu Luzifers Hofgesind!

Einen Wurm begreifen kann nur, wer sich in das kleine und erdhafte und mühselige Dasein eines Wurms hinunterfühlen kann. Wer, gleich dem erbärmlichen Wurm, die Frage zu stellen vermag: Schöpfer, weshalb hast du mich geschaffen? Einen Aar begreifen kann nur, wer sich, gleich Wieland dem Schmied, Flügel anzuheften vermag, um über die hohen Wolken zu fahren. Wer selber königlicher Aar sein kann, um das Weltwirrwesen aus der Vogelschau, wie man schön sagt, zu betrachten - und zu begreifen. Die einen klettern an den Felswänden hoch, andere haben das Flugzeug nach langem Sinnen und Hineinleben in die Naturgesetze gefunden und fliegen nun. Und wieder andere lassen ihre Sehnsucht die Flügel ausspannen, um zu sehen, wie der Himmel die Erde still küßt…

Mönch von Heisterbach, du bist Deutscher gewesen, denn die wahrhaften Deutschen fragen und zweifeln und fragen, bis sie Gott finden. Alle wahrhaften Deutschen finden Gott. Auch du hast ihn gefunden. Den wahren und ewigen Gott sogar. Du bist auch Ketzer gewesen, seliger Mönch von Heisterbach! Schon deswegen mußt du es gewesen sein, weil du, wie Tannhäuser, in den Wald gegangen bist. Dort waltet Tiubel! An dreihundertmal dreihundertfünfundsechzig Tagen, die Schalttage nicht eingerechnet, hast du Tiubels Mittagszauber erlebt; einhundertneuntausendfünfhundertmal, wieder die Schalttage nicht eingerechnet, hat Luzifer zu dir gesprochen! Und: da du keinen Zauberkreis, wie der Ritter Falkenstein, um dich gezogen hattest, hat dich der Teufel geholt! Der aber hat dich vor den Thron des Allmächtigen geführt, nicht zur Hölle, der tiefsten Grube!

Du, liebenswerter Mönch von Heisterbach, hast, wie Dietrich von Bern, dich auch von einem Feuerberg bezaubern lassen. Man sagt ja von dir, dir sei »ein Riesenkegel, der auf des Herrn Geheiß Feuer speit«, erschienen und er habe dir

Gottes Herrlichkeit gerühmt. Obgleich des Feuers Herr der Teufel ist. Auch im Menschen brennen Feuer. Man nennt sie Leidenschaften. Den tiefsten Sinn der Feuerberge kann nur erfassen, wer die Feuer in seinem eigenen Inneren begriffen hat und zu deuten weiß. Dann weiß er auch um das Erdenfeuer und bedarf keines jenseitigen Fegefeuers mehr, das Pfaffen ersonnen haben und heute noch wie einst predigten. Du warst weder Pfaffe noch bedurftest du, um lauter zu werden, des Fegefeuers. Du warst wahrhafter Priester, Heisterbacher Freund!

Früher haben unsere Studenten auch das Kneiplied gesungen: *Mihi est propositum in taberna mori.* Auf deutsch: Mir ist bestimmt, in der Schenke zu sterben. Verfaßt wurde das Lied im dreizehnten Jahrhundert von einem »schweifenden Kleriker« mit Namen Nikolaus, welchen man den Archipoeta, den Erzpoeten nannte. Cäsarius von Heisterbach erzählt, Nikolaus sei einmal bei Bonn heftig an Fieber erkrankt und habe geglaubt, sein letztes Stündlein sei gekommen. Reumütig habe er an die Tore der Heisterbacher Abtei gepocht und um Aufnahme gebeten. Die sei ihm zuteil geworden. Mit vieler Reue, so habe man anfänglich geglaubt, sei er Mönch geworden. Kaum genesen, habe er jedoch die Kutte ausgezogen und sie mit Spott von sich geworfen. Dann sei er entflohen. Jakob Grimm hat diesen Erzpoeten mit einem gezähmten Wild verglichen, das plötzlich wieder in den freien Wald hinauslief. – An drei berühmte Gestalten erinnert Nikolaus: Erstens an den Troubadour Peire Cardinal, den sein Vater zum Kanonikus machen wollte, der aber Ketzer und fahrender Sänger geworden ist.

Zweitens an Till Eulenspiegel, der die Mönche und Betschwestern auf den Tod nicht leiden konnte, der aber, als er sich elend und niedergeschlagen fühlte, für ein paar Tage Pförtner in einem Kloster geworden ist. Was Till in seiner Eigenschaft als Pförtner angestellt hat, hätte Erzpoet Nikolaus ebensogut tun können: er ließ fahrende Scholaren und Sänger ins Kloster ein und setzte ihnen vor, was Küche und Keller enthielten; dann nahm er mitsamt seinen Gästen Reißaus. Schließlich stürzte Till, wer wüßte es nicht, kopfüber ins Grab.

Drittens erinnert Nikolaus an Shakespeares Lord Falstaff, jenen berühmten Fettwanst und Weinschlauch, der auf den englischen Landstraßen einherzog, »den Teufel auf dem Fiedelbogen reiten« ließ, und der seinen Schmerz, daß keine Tugend mehr auf Erden sei, in Sekt ertränkt haben soll. Ja: an Falstaff, »den spitzbübischen, verabscheuungswürdigen Verführer der Jugend, den alten weißbärtigen Satan«. Er pflegte das Leben mit einem Weberschiffchen zu vergleichen und ist, als er gestorben war, in Arthurs Schoß eingegangen. Arthurs Schoß sei nicht die Hölle, meinte Frau Hurtig, die Besitzerin der Eastcheaper Schenke, darin Falstaff sich zu betrinken pflegte. Frau Hurtig stand ihm in seiner letzten Stunde bei, bis er »so kalt wie Stein« geworden war. Von Lord Falstaff werde ich noch allerlei erzählen müssen, denn er war ein Ketzer …

Weil in der Nähe dieses Fleckchens ein zweites, Wambach, liegt, und weil die Namen der beiden an Asen und Wanen, die Göttergeschlechter der germanischen Mythologie, anklingen, habe ich einen Umweg nicht gescheut. Der Zufall war mir auf unerwartete Weise und in anderer Hinsicht hold, denn er ließ mich erfahren: Vor wenig mehr als hundert Jahren, anno 1830, hat hier ein Bauernmädchen bei der Ernte eine vortrefflich erhaltene Goldmünze ausgegraben mit der griechischen Inschrift: *Lysimachos Basileus:* König Lysimachos! (Lysimachos ist einer der tapfersten Feldherren Alexander des Großen gewesen. Nach dessen Tode wurde er König von Thrazien und vereinte dieses mit dem ihm obendrein zufallenden Kleinasien zu einem unabhängigen Reich. Vom Jahre 288 an – selbstredend vor unserer Zeitrechnung – konnte er sich mit Pyrrhus, dem berühmten König von Epirus und Besieger der Römer, sogar in die Herrschaft über Mazedonien teilen. Er endete in einer Schlacht, die er gegen den zum König von Babylon gewordenen Diadochen Seleukos verlor.) Die Münze wurde der Sammlung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm übergeben und befindet sich nunmehr, wenn ich recht unterrichtet bin, im Münzkabinett zu Berlin.
So vermag ein kleines Geldstück die Brücke zu schlagen von Mazedonien und Asien nach Asbach im deutschen Westerwald. Sonderbar …

Ich verweile und sinne …
Großer Alexander, den noch Wolfram von Eschenbach als Weisen besungen hat, auch du gehörst zu Luzifers Hofgesind, denn über Recken, wie du einer warst, hat Jesaja in Namen seines Herrn Zebaoth Wehe gerufen!
Du wolltest »dich setzen auf den Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht«, denn du versuchtest des Paradieses Mauern zu erstürmen, das manche dich im Lande Obarkia gefunden haben lassen, einem Land zeitweiliger Finsternis und langer Winternächte. Im hohen Norden. Du wolltest »über die hohen Wolken fahren«, denn die Sage vermeldet, du habest dich schon als Knabe im Übermut von zwei Greifen gen Himmel tragen lassen. Du wolltest auch »wesensgleich sein dem Allerhöchsten«, denn ungestüm Einlaß ins Paradies heischend, sollst du gerufen haben: Auch ich bin ein König! Und du ließest dich von der Priesterschaft der Oase Siwa als Sohn des Zeus-Ammon ausrufen.
Dein Vater hieß Philippos: Pferdefreund. Er liebte die Pferde, weil er Heiligkeit in ihnen wirksam glaubte. Du mußt gefragt haben, »weshalb er dich zeugte«,

sonst wärest du dir deiner Pflicht als König der Mazedonen und Sohn deines Vaters, dessen Ziel es war, den arischen Raum zu einen, nicht bewußt geworden. Deine Mutter hieß Olympias. Du hast dir Antwort gegeben auf die Frage, »weshalb sie dich gebar«. Olympier wolltest du werden und bist es geworden, denn du bist unsterblich.
Auf einem Heereszug deines Vaters geschah angeblich, daß ein Adler in sein Zelt flog, sich auf seine Schulter setzte und ein Ei legte. Das Ei fiel zu Boden, zerschellte und eine Schlange kroch hervor. Im gleichen Augenblick erschienen Boten der Olympias mit der Kunde von deiner Geburt. Du hast es mit der Muhme Schlange gehalten!
Jung starbst du, Alexander –, starbst, wie man uns berichtet hat, mit einem Lächeln auf den Lippen. Dein Leichnam wurde in einen herrlichen Sarg gelegt, aber deine Hand ließ man, weil dies dein letzter Wille, heraushängen. Sie wies zur Erde und war mit Erde gefüllt. Wir wissen, was du wolltest. Du wolltest den Schöpfer fragen: Weshalb hast du mich aus Erde geschaffen?
Schließlich setzte man deinen Leichnam in jener Stadt bei, die du im Nildelta beim homerischen Pharos gegründet hast und die heute immer noch deinen Namen trägt, in Alexandria. Dort zeigte man ihn denen, die ihn sehen wollten. Er ist verschwunden, als fanatische Christen in deinem Alexandria alle Tempel niederrissen und die Philosophin Hypatia in einer Kirche zu Tode folterten.
Vom Himmel bist du gefallen, Alexander, aber eingegangen bist du in das lichte Reich des Lichtbringers Luzifer. Deinesgleichen nannte dieses Reich Olymp. Wir nennen es Asgard, Walhall, Rosengarten und Monsalvat. Die Juden verfluchten es als Gehenna, und die Christen fürchten sich vor ihm als der Hölle, die du laut dem Pfaffen Lamprecht schon bei Leibzeiten in dir getragen hast: Der tobende Wüterich war der Hölle gleich, die den Abgrund, Himmel und Erde übergähnt und doch nie voll wird. Schließlich heißt es von dir, großer Mazedone, in dem mittelalterlichen und rechtgläubigen Erbauungsbuch »Der Seelen Trost«: »Also gieng es jm, dyeweil er lebett, do was er gewaltiger über alle lewt. Nun ist sein der tewfel gewaltig. Eyn kurcze weil fur er wol; ewigklich sol er übel faren. Hie was er reych ein kleine zeit, nun sol er arm sein on end. Hie kund in niemandt erfüllen mitt gut, nun wirt er erfüllet mit dem hellischen feuer. Hye het er groß weltlich ere, nun hat er groß schand. Hye wolt er nit halten die gebot unsers herren, nun muß er gehorsam sein den tewfeln in der hellen.« Wir aber wissen, Alexander: Luzifer, dem Unrecht geschah, hat dich gegrüßt – und geküßt!

Um die Zeit, da ein Pytheas Marseille verließ, damit er ins Bernsteinland und zur Insel Thule fahre, stand Alexander der Große in der kleinasiatischen Stadt Gordion sinnend vor einem heiligen Wagen des Zeus. Ich möchte glauben, es sei im gleichen Jahre gewesen, dem dreihundertvierunddreißigsten vor des Nazareners Jesus Geburt.

Alexander stand also vor einem Zeuswagen. Dessen Joch und Deichsel waren durch einen kunstvollen Knoten miteinander vereint. Keinem Menschen war es bis dahin gelungen, den Knoten zu lösen. Er aber wollte ihn lösen, damit der delphische Orakelspruch, von einer Pythia verkündet, erfüllet werde: er wollte Asiens König werden. Und Apollo gab ihm Weisheit ein, weil sein Wille stark gewesen. Alexander nahm das Zeichen der königlichen Macht, sein Schwert, in beide Hände und hieb mannhaft den Knoten entzwei.

Der phrygische König Midas hatte den Knoten ehedem geknüpft, ein von Apollo Verfluchter, dem alles, was er berührte, zu Gold wurde und dem statt der menschlichen Ohren Eselsohren wuchsen. Er hatte nämlich statt dem Gesang Apollos dem des Pans Gehör geschenkt. Wußte Alexander um des Midas Geheimnis? Wir ahnen es, wenn wir in Roms frühchristlichen Katakomben den Nazarener Jesus mit einem Eselshaupt abgebildet und hieselbst statt eines Menschen einen Esel am Kreuz hängen sehen – oder wenn der katholischen Päpste Gold, aus allen Erdteilen hergekommen, gleißt …

Pytheas aus Marseille suchte das Wissen um das göttliche Ariana, Alexander wollte über Asien und Iran, welches ein neues Ariana ist, König der Könige werden. Beider Suche und Sucht führte zum gleichen Ziel: nach Gewappnetsein und Überwindung zum Einklang der Vergottung. Ein Pytheas hatte mit dem Schwert des Erkenntniswillens gewappnet zu sein, Alexander mit dem des Siegwillens. Jener brauchte Gefährten und Ruderer, dieser Feldherren und Soldaten. Pytheas hatte die Spötter in seiner Stadt zu überwinden und, in der Weite, die Wogen des Ozeans, die Stürme der Biskaya, die Nebel der Nordsee wie auch die bange Frage: »Was dann?« – Gegen Alexander stellten sich die kleingläubigen Zweifler Mazedoniens in Front und, jenseits des Hellesponts, die Sandstürme der Wüste, der Frost des Gebirges, die reißenden Ströme, die feindlichen Armeen wie auch die pochende Frage: »Was dann, wenn ich nicht mehr bin?«

Zu Gold ward alles, was Midas, der Knüpfer des Gordischen Knotens, berührte. Er war von Apollo verflucht worden, weil er den Gesang Pans über den apollinischen gestellt, weil er das katholische Lied dem hyperboräischen verzogen hatte. Katholisch bedeutet, wörtlich übersetzt, »weltumfassend«, hyperbo-

räisch, freier übersetzt, »nordisch«. Somit hat Midas dem eindeutigen Norden das Weltwirrwesen vorangestellt, und der Knoten ward wirr. Nur ein Alexander vermochte ihn zu entwirren. Durch die Tat. Tat aber, die zum Siege führen soll, setzt neben dem Tatwillen Erkenntnis voraus. Die Erkenntnis Alexanders war apollinischer Natur: Wie Sonnengott Apoll, im Lande der Barbaren beheimatet, naht und über die vielfältigen Sterne, von denen einige nur dank seines Lichtes leuchten, ritterlich obsiegt, so mußte er, der König aus nordischem Geblüt, kommen und siegen, damit ihm die Herrschaft auch über den »König der Könige aus arischem Geschlecht«, Darius, zufalle. Jeder Kampf war ihm eine Aufgabe, und jedes Rätsel war ihm ein Kampf. Um einen Kampf siegreich zu bestehen, bedarf man der Waffe. Alexander nahm sein Schwert, das ebensogut Siegfrieds Balmung oder Dietrichs Eckesachs oder Ortnits Rose hätte sein können, und zerschlug zielsicher den Knoten. So entwirrte er des Midas panisches Weltwirrwesen und ward Weltherrscher. Das Blut, dessen er inne war, hatte ihn den richtigen Weg gewiesen.
Pytheas war des gleichen Geblütes. Es zog ihn nach Norden, damit er die Frage seines Blutes nach dem »Woher einst?« und dem »Wohin dermaleinst?« beantworte. Vor ihm hatte schon Heraklit das heliozentrische Weltbild gemutmaßt, hatten Apollopriester den nordischen Apoll ahndevoll verkündet, hatten andere zu Delphi einen heiligen Stein auf den von Apollo erschlagenen Drachen Pytho legen zu müssen geglaubt. Die Rätselfragen waren ihm bekannt. Sie waren aber noch zu lösen! Wie Sonnengott Apoll in einem Nachen zum Land der Barbaren fährt, um von dort Kraft zu holen, so fuhr er auf seinem Schifflein ins Bernsteinland und nach Thule. Auf seine Weise zerschlug er, der Massiliote, den schicksalhaften Rätselknochen und erkannte so im Norden seiner Welt Anfang, Mitte und Schluß. Erkenntniswillen hatte den Pytheas siegreich gen Norden getrieben. Durch die Tat löste Alexander das schwierigste Rätsel. Tat aber, die zum Siege führen soll, setzt – wie könnte es anders sein? – Erkenntnis voraus. Demzufolge mußte Alexander, ehedenn er mittels Erkenntnis zur Tat schreiten konnte, den Erkenntniswillen gehabt haben. Weshalb sollte er seinen Willen zur Erkenntnis nicht bei Gelehrten, deren Pytheas einer war, gestärkt und letztlich erfüllt haben? Sein Lehrer war Aristoteles …

Ich fahre durch die Lande und suche auch das Wissen um einen aus Luzifers Krone gefallenen Stein. Ein törichtes und unzeitgemäßes Unterfangen, wird man sagen. Man sage es.
So bin ich nach Asbach im Westerwald gekommen, einem kleinen deutschen

Ort, von nur wenigen gekannt. Eine Goldmünze, durch ein schlichtes Bauernmädchen vor mehr als hundert Jahren gefunden, machte mich verweilen und sinnen. Ich sann über Alexander, sann über Pytheas und sinne nun über Aristoteles. Ich bin froh: Abermals hat sich der Kreis, obgleich noch unerfüllt, geschlossen, denn: Aristoteles *was kunt diu maere von dem agetstein.* So läßt das »Lied vom Wartburgkrieg« durch Wolfram von Eschenbach künden. Es wußte auch Aristoteles um den Stein aus Luzifers Krone …

Von Aristoteles und Alexander, welcher den Stein Claugestiân in einem Lande, wohin nie ein Christenmensch gekommen ist, gefunden haben soll, werde ich noch mancherlei zu erzählen haben. Selbst um Mitternacht leuchtete der Stein taghell. Zuletzt trug ihn der alte Meraner Herzog Berchther, König Rothers weißhaariger Gefolgsmann, als Helmzier.

In einer Predigt, die der Probst des Goslarer Zisterzienserklosters Neuwert, Heinrich Minneke, ums Jahr 1220 hielt, behauptete er, im Himmel gebe es eine Frau, die größer sei als die Heilige Jungfrau Maria. Ihr Name sei Weisheit. Und er habe Luzifer den Allmächtigen um Verzeihung bitten sehen. Was Wunder, daß man Heinrich Minneke bei dem zuständigen Bischof in Hildesheim als Irrlehre anklagte? Bischof von Hildesheim, einer Stadt, in der ein tausendjähriger Rosenstock gezeigt wird, war damals Konrad von Reisenberg. Noch bei Lebzeiten seines Vorgängers war er auf besonderen Wunsch des Papstes Honorius des Dritten mit dem Bistum betraut worden. Das nicht ohne Grund. Von Frankreich, wo er sich als Kreuzprediger gegen die Albigenser bestens bewährt hatte, hatte er reiche Erfahrung nach Deutschland mitgebracht. Eines solchen Mannes bedurfte Rom für die Harzgegend. Seit langem ketzerte es auch hier. Schon hundertsiebzig Jahre vorher, im Jahre 1052, hatten Goslarer sich lieber hängen als dazu bewegen lassen, ein Huhn zu töten. Sie waren angeblich vom Manichäismus angesteckt gewesen, jener Rom so verhaßten Irrlehre. Den Manichäern soll verboten gewesen sein, Tiere zu töten, damit nicht das Gesetz der Seelenwanderung gestört würde.
Bischof Konrad von Reisenberg, ein Oberhesse von Geburt, hatte also den Fall Minneke zu klären. In Begleitung einiger Prälaten begab er sich nach Goslar. Nachdem die Neuwerker Nonnen, von ihm verhört, den Angeklagten unfreiwillig belastet hatten, befahl er diesen, fortan nur Rechtgläubiges zu lehren. Heinrich Minneke hörte jedoch nicht auf, die göttliche Weisheit zu preisen und von Luzifer ohne Haß zu predigen. Nun wurde es dem Hildesheimer Bischof zu bunt. Er berief den Propst vor sein Tribunal, enthob ihn seines Amtes und wies ihn an, in sein Mutterkloster zurückzukehren. (Minneke gehörte dem Prämonstratenserorden an.) Den Nonnen befahl er, einen anderen Propst zu suchen, diesmal einen einwandfreien. Weder Minneke noch die Klosterfrauen befolgten das bischöfliche Gebot. Da wandte sich der erboste Hildesheimer an den Papst. Aber auch die Goslarer Zisterzienserinnen, die ihren Propst nicht verlieren wollten, beklagten sich beim Heiligen Vater. Sie scheinen sich des päpstlichen Entscheids nicht sicher genug gefühlt zu haben, sonst hätten sie wohl nicht einen Brief an Kaiser Friedrich den Zweiten geschrieben und diesem zu wissen gegeben, das Kloster Neuwerk sei unter Minnekes Führung wie eine Lilie emporgeblüht, der Bischof von Hildesheim sei ein Neiding, der ihr Kloster, ungeachtet der Rechte, welche kaiserliches Wohlwollen diesem eingeräumt,

schädigen wolle. Ihr Propst Minneke sei ein frommer Mann und wolle nur ihr Bestes. Hingegen bringe sie der Hildesheimer Bischof weit und breit in den unverdienten Verruf der Ketzerei.

Kaiser Friedrich übergab den Brief zur Begutachtung den in Ferentino, seinem Hoflager, weilenden Bischöfen. Die hielten natürlich zu ihrem Hildesheimer Amtsbruder. Sie meinten, die Neuwerkerinnen seien von einer Beschränktheit, die schon an Narretei grenze. Es sei nun an der Zeit, so ließen sie schließlich die Goslarer Zisterzienserinnen wissen, vernünftig zu werden, dem Bischof zu gehorchen und des Heiligen Benedikt Regel zu observieren. Nicht viel anders antwortete der Papst den Nonnen. Minneke sei, so schrieb er, ein faules Glied, das vom Körper abgeschnitten werden müsse, item ein verwerflicher Mann, dessen Absetzung zu Recht bestehe. Er bringe die Seelen in Gefahr und das Kloster Neuwerk in schlechten Ruf. Sie hätten alle Veranlassung, sich über Minnekes Abberufung zu freuen.

Kurz darauf ließ Bischof Konrad den ketzerischen Propst festnehmen. Nun wandte sich Heinrich Minneke selber an den Papst. Ohne der Häresie überführt worden zu sein und ohne die Wahrheit der Anklage zugegeben zu haben, sei er in den Kerker geworfen worden, beklagte er sich. Er bitte, regelrecht verhört zu werden. Sollte man ihn des Irrtums überführen, er aber nicht reuig zur Einheit der Kirche zurückkehren, so möge man ihn lebenslänglich gefangenhalten. Papst Honorius, durch Minnekes Schreiben beeindruckt, beauftragte den Hildesheimer Bischof, den Häftling in Anwesenheit des päpstlichen Legaten, vieler Theologen und des Ketzermeisters Konrad von Marburg zu verhören. Am zweiundzwanzigsten Oktober des Jahres 1224 versammelte sich in Hildesheim die vom Papst angeordnete Synode. Minneke wurde vorgeführt und nach langem Hin und Her der Irrlehre für überführt erklärt. In aller Form wurde er seines Amtes enthoben und seiner Würde verlustig gesprochen. Die Priesterkleidung wurde ihm weggenommen.

Heinrich Minneke wurde lebendigen Leibes verbrannt. Als Manichäer und Luziferianer. Er hatte Philosoph, Freund der Weisheit sein wollen, gehörte aber, wenn wir recht unterrichtet sind, zu jenen Ketzern, in denen der christliche Erlösungsglaube, obgleich in unrömischem Gewande, seinen schwächenden Einfluß schon bewirkt hatte: Luzifer war für ihn ein »gefallener« Engel, der eines Tages – am Jüngsten Tage – von Gott durch Verzeihen »erlöst« würde.

Mit Worten zu spielen, ist ein zweifelhaftes Spiel. Dennoch kann ich nicht umhin, einen tiefen Sinn darin zu sehen, daß man den Heinrich Minneke zur

Zeit des Minnesangs, der uns auch dank der sogenannten Mannessischen Handschrift überkommen ist, als Manichäer verbrannt hat …

In einem süddeutschen Geschichtswerk, der Chronik des Hermann von Reichenau, findet sich zum Jahre 1052 folgende Bemerkung: »Der Kaiser (Heinrich der Dritte) verlebte Weihnachten in Goslar und ließ dort gewisse Ketzer, die, außer anderen schlimmen Irrlehren der manichäichen Sekte, allen Fleischgenuß verabscheuten, unter Zustimmung aller am Galgen aufhängen, damit nicht der ketzerische Aussatz weiterschleiche und mehr Menschen anstecke.« – Noch angesichts des Galgens, so lese ich anderweitig, hätten sich die Goslarer Ketzer geweigert, ein Huhn zu töten, und im dreizehnten Jahrhundert sei diese Weigerung als ein sicheres Mittel angesehen worden, um Ketzer zu überführen.
Hätten die Ketzer sich geweigert, einen Hahn zu töten, so wäre mir die Weigerung insofern verständlich, als der Hahn dem »Apollyon«, wie die Johannesapokalypse den Apoll und Antichristen nennt, heilig war – ein Tier, das auch dem deutschen Tiubel, der um die Mittagszeit aus dem Walde unter Windgeheul und Krachen der Bäume hervorbricht, ein willkommenes Beschwörungsgeschenk war. Daß die Goslarer Ketzer Vegetarier gewesen seien, soll seine Richtigkeit haben und bekümmert mich ebensowenig, wie ich freiwillige Vegetarier von heute mit scheelen Augen ansehe, noch verbrannt oder gehenkt wissen möchte. Die Zahl der asketischen Katharer sei sehr gering gewesen, gesteht, wie wir wissen, ein Historiker aus dem katholischen Lager. Weshalb also wegen Ausnahmen Behauptungen aufstellen, die allgemein gültig sein sollen? Ich mache ja auch kein Aufhebens von der Absonderlichkeit, daß über den Thüringer Landgrafen Hermann, den Schwiegervater der Heiligen Elisabeth, berichtet wird: »Herynge noch buckinge entspeiß er nye und getrank ouch nyrkeyn bier noch meethe (er verspeiste weder Heringe noch Bücklinge und trank auch weder Bier noch Met)«, was die Katharer hingegen mit besonderer Vorliebe taten. Lassen wir die Speisezettel und Getränkekarten mittelalterlicher Ketzer oder Rechtgläubiger von den tüftelnden Kathedergelehrten untersuchen!
Als Begründer der manichäischen Sekte, zu der die Goslarer Ketzer gehört haben sollen, gilt Mani. Die Überlieferung behautet, er sei lachend auf die Welt gekommen! Ich finde diesen Häresiarchen anziehender als alle anderen, vom ersten Atemzug an so traurigen Religionsstifter. Er muß überdies, wie ich einer bekannten Beschreibung seines Lebens und Wirkens entnehme, »namentlich in dichterischer Hinsicht eine hochbegabte, visionäre Persönlichkeit gewesen sein, ein hinreißender Redner und unübertroffener Künstler. Diese Hochachtung der

Kunst bei Mani ist zweifellos iranisches Erbteil. Der Sproß des alten Geschlechts der Haskanier und der Arsakiden war in dieser Hinsicht ein echter Perser, dem Dichtung, Musik und bildende Kunst als des Edlen und Reinen wahrhaftig würdige Beschäftigung erschienen.« – Es sei auch nicht vergessen, zu erwähnen, daß in einer englisch abgefaßten »Literaturgeschichte Persiens« die Freude am Schönen als charakteristisch für die Manichäer bezeichnet wird! Wie die Hellenen ihre Liebe zum *Kalos k'agatos* und die Provenzalen zum *Bel e bos* hegten und pflegten, so hatten auch die Manichäer ihr »Schön und Gut«, ihre »Fröhliche Wissenschaft« …

Der lachend auf die Welt gekommene Mani entstammte väterlicherseits und mütterlicherseits dem parthischen Königshaus der Arsakiden oder Haskanier *(askanija, baskanija),* welches durch den Skythenkönig Arsakes den Ersten im Jahre 256 vor der christlichen Zeitrechnung begründet worden war und sein Regiment in dem nordiranischen Lande Parthien aufgeschlagen hatte. Hier hatte sich die altpersische Religion jahrhundertlang im Volke erhalten und einen Damm gegen den Hellenismus (worunter wir das vorderasiatisch beeinflußte, also entstellte Hellenentum verstehen), gegen das vordringende Römertum und gegen das sich einschleichende Judentum gebildet. Es würde zu weit führen, wollte ich die Geschichte der Parthen und ihrer Könige oder des Manichäismus Moral und Doktrin beschreiben und zu deuten versuchen. Das aber sei festgestellt: Mani, der Arsakide, war arischen Geblütes und lehnte das Alte Testament und auch den Jesus von Nazareth ab! – Im Jahre 275 christlicher Zeitrechnung ließen zaroastrische Priester ihn kreuzigen. Es wurde ihm die Haut abgezogen und, ausgestopft, zum warnenden Beispiel aufgehängt. Angeblich an den Toren der Stadt Babylon. In ihr hatte lange zuvor Alexander der Große seinen letzten Atemzug getan, und bald danach sollten Mohammeds Gläubige siegreich in ihr einziehen. Der Manichäismus schien abgeschafft zu sein. Seit wenigen Jahren stehen jedoch tote »Parsi« auf:

In meiner Kartei befindet sich ein Zeitungsausschnitt, der folgenden Text hat: »Vor kurzem brachten die wissenschaftlichen Blätter und bald auch die Tageszeitungen die aufsehenerregende Nachricht von der Auffindung der Handschriften des persischen Religionsstifters Mani. Er starb um seiner Lehre willen im Jahre 275 den Kreuzestod, und seine Anhänger versteckten aus Furcht vor Entdeckung seine Werke. Die jetzt in einem Keller in Fiume aufgefundenen sieben Bände sind sowohl wissenschaftlich wie religionsgeschichtlich von unschätzbarem Wert. Tiefbraun, vermodert, verstaubt, zerfranst, ähnlich einem Stück mor-

scher Baumrinde, so liegen die Schätze vor Doktor Ibscher (einem Berliner Handschriftenexperten). Mit Lupe, Pinzette und einem Luftschlauch muß der Gelehrte jetzt daran gehen und in kleinen Teilchen Blatt für Blatt abheben und sehr sorgfältig zwischen die Glasscheiben legen. Andere Hilfsmittel, wie vielleicht Chemikalien, dürfen ja nicht angewandt werden, da man sonst die ganze Schrift zerstören würde. Doktor Ibscher selbst schätzt die Zeit, die er zur vollständigen Konservierung der Mani-Handschriften brauchen wird, auf mindestens zehn Jahre. Und wie lange werden wir auf die Übersetzung dieser Schätze warten müssen?« – Dieser Zeitungsausschnitt ist im Jahre 1935 erschienen.

Ich blättere in meiner Kartei weiter und finde einen anderen Aufsatz vom gleichen Jahre. Er trägt die Überschrift: »Der Gral gefunden?«: »Im Orontestal zwischen Antiochia und Hamath in Syrien wurde von einer englischen Ausgrabungsexpedition in einer Höhle in der Nähe einer der ersten christlichen Kirchen ein Kelch gefunden, von dem angenommen wird, daß er der ist, der von Jesus beim Abendmahl benutzt wurde. Dieser Kelch ist nach London gebracht worden, um dort von Wissenschaftlern genauestens untersucht zu werden.« – Inzwischen habe ich nichts mehr von diesem »Gral« gehört. Ich werde wohl auch nichts mehr von ihm hören.

Unlängst las ich, daß in iranisch-manichäischen und in isländischen Dichtungen verblüffende Übereinstimmungen zu finden seien. Ein Zufall sei ausgeschlossen. Wahrscheinlich seien manichäische Missionare bis Island gekommen.

Sollten nicht die provenzalischen Troubadoure, von denen einige auf der Flucht vor Roms Inquisitoren ins Land der Edda gefunden hatten, den Skalden, ihren Brüdern im Geist, manichäische Vorstellungen vermittelt gaben? Oder sollten, wie ich glaube, die Manichäer und Troubadoure und Skalden aus dem gleichen Urbronn geschöpft haben: dem nordischen Weistum?

Jedenfalls wird meine Reise zu Europas luziferischen Geistern, die keine bösen Geister gewesen sind, mich eines Tages nach Island führen müssen …

Es weihnachtet … Ehe ich meine Freunde aufsuche, bei denen ich den Heiligen Abend verbringen darf, schlendere ich durch die Stadt. Aus den Fenstern der alten Häuser sehe ich liebevoll geschmückte und mit brennenden Kerzen besteckte Tannenbäume strahlen, ich höre beglücktes Kinderlachen und fühle, wie Vätern und Müttern das Herz überquillt. Wehmütig und froh ist mir zumute. Schon läuten die Glocken das Fest ein, das uralte Lichtfest des Mittwinters. Sonnengott Helios-Apoll, Sonnengott Mithra, selbst Kronos, der Vater des Zeus, sollen an diesem Tage geboren sein und immer wieder verjüngt aus einem jungfräulichen Mutterschoß zur Welt kommen. Im Dom dieser alten Stadt hingegen werden um Mitternacht die Chöre triumphieren: »Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids!«

Luzifer wird klagen ob der Menschen Unwissen, denn früher hat man um diese Zeit seinen Geburtstag gefeiert und seiner lichten Rückkehr gedacht! Ihm, dem Lichtbringer, ist Unrecht geschehen, und niemand denkt an ihn! – Ich werde seiner gedenken. Vor den Dom dieser Stadt werde ich mich stellen, zweimal zwölf Schritte vom Eingangsportal entfernt, und ich werde die Hände auf einen Stein legen, der dort ruht. Er ist vom Himmel gefallen: Der Teufel soll, ergrimmt über des Domes Erbauung, ihn herniedergeschleudert haben, damit das halbfertige Bauwerk zerschmettert werde. Er warf vorbei, so sagt man. Der Stein heißt Teufelsstein. Vom Himmel hat ihn der Teufel geworfen.

Ihr widerspruchsvollen Christen! In Köln habt ihr Ketzer, die ihr dem Scheiterhaufen überantwortet hattet, zur Hölle steigen lassen, während doch Jesaja die Hölle in der tiefsten Tiefe liegen läßt. Und hier, in Halberstadt, laßt ihr den Teufel vom Himmel einen Stein herabgeworfen haben, wo doch der Teufel für euresgleichen der Fürst der abgründigen Hölle ist. Ihr Christen glaubt blindlings!

Wenn ich vor dem Teufelsstein stehe, ihn anfasse und ihn von den Sternen, die am Himmel unbeirrt ihren göttlichen Weg gehen, milde angestrahlt sehe, dann werde ich auch des Grals gedenken, jenes Steines, der aus Luzifers Krone gefallen ist und den Parzival errang. Den Gralsboten Lohengrin werde ich nicht minder in mein Gedenken einschließen, ihn, den manche den lichtbringenden »Helias« lärmten. Helias bedeutet nichts anderes als Helios: Sonne. Die Katharer warteten, wie ich in Inquisitionsregistern gelesen habe, inbrünstig auf sein Erscheinen und: »Die Chronisten meinen, dieser Jüngling, der Schwanritter Helias, sei aus dem Berge gekommen, wo Frau Venus in dem Gral ist!« So schrieb im fünf-

zehnten Jahrhundert die Halberstädter Sachsenchronik. Ich werde vor dem Halberstädter Teufelsstein auch an den Lichtbringer Apoll denken, der im Lande der Hyperboräer in jeder Nacht der Wintersonnenwende von einer göttlichen Jungfrau, welche die Erde ist, geboren wird und sich von Schwänen zu den sterblichen Menschen tragen läßt, damit er ihnen das Gesetz verkünde. Namen sind noch mehr Schall und Rauch, wenn sie Namen von Göttern sind.
Es weihnachtet sehr!

Wenn ich durch die breiten und langen Straßenzeilen dieser Stadt gehe und sehe gehetzte Menschen; wenn ich von meinem Zimmer, darin ich lebe, in den großen Hof der Mietskaserne schaue und beobachte träge gewordene Menschen, die ihre Wohnungen selten oder nie verlassen, so tun mir diese Menschen leid. Sie wissen nicht, wie tief und schön das Leben draußen sein kann, in den Gebirgen und in den Ebenen, in den kleinen Städten und Dörfern und Weilern. Bitter ist nur, daß so viele dieser großstädtischen Menschen, die gehetzten und die trägen, ihre Wüste von steinernen Häusern nie vertauschen möchten mit dem, was sie verächtlich »Provinz« nennen. Ihr Blut wird deshalb absterben …

Ich habe wieder einmal Richard Wagners Musikdramen »Parzival« und »Lohengrin« gehört. Als ich die Taube auf den Gewändern der Gralsritter sah, fielen mir plötzlich jene Tauben aus Ton ein, die mir vor Jahr und Tag in Lavelanet, dem Pyrenäenstädtchen, ein alter Mann gezeigt hatte. Als Lohengrin von jener Burg, »in fernem Land unnahbar unseren Schritten«, seine Erzählung sang, dachte ich an Montségur, den Pyrenäenfelsen mit seiner herrlichen Feste, in deren Trümmern man Tontauben gefunden hatte. Nach der Aufführung des »Lohengrin« ging ich mit einem Freund zu Fuß nach Hause. Es hatte geregnet. Der nasse Straßenasphalt spiegelte die vielfältigen Lichter der Bogenlampen und Kraftwagen nochmals vervielfältigt wider, aus den Auslagen der Läden und Kaufhäuser strahlte Helle, Lichtreklamen leuchteten – kurz: man hatte die Nacht fast zum Tage gemacht. Die Luft war von Benzinduft und auch von künstlichen Wohlgerüchen, die man Parfüms nennt, geschwängert. Es dröhnte das Lärmen der Menschen und das Rattern der Wagen. Und ich dachte bei mir: Mein Religionslehrer von früher hatte gewißlich recht, als er uns lehrte, die »Hölle« sei nichts anderes als das Abgetrenntsein von Gott. In den ganz großen Städten, die auf den Titel Weltstadt so stolz sind, schweigt Gott schnell. Immer in einer solchen Stadt leben zu müssen, würde für mich bedeuten, in die Gehenna verbannt zu sein.
In diesem Sinne sprach ich zu meinem Begleiter. Er ist in früheren Jahren Geistlicher gewesen. Eines Tages hat er sich, statt weiterhin die biblischen Mären von der Kanzel zu predigen und so auszulegen, als ob sie sich tatsächlich ereignet hätten, mitten ins Leben hineingestellt und für die deutschen Menschen in ihrem Geist und in ihrer Sprache zu dichten begonnen. Er sagt ihnen nunmehr nicht,

daß das, was er künde, Gottes Wort und Offenbarung sei, sondern daß ein anderer Gott als der biblische in ihm dichte und daß derjenige, welcher auf diese Stimme hören will, hören möge.
Schließlich saßen wir an einem runden Tisch im milden Lampenschein. Mein Freund las mir Stellen aus dem Manuskript seines neuen Buches vor, das er »Die Geburt des Jahrtausends« genannt hat. Er begann: »Die Zeit ist gekommen, da den Starken alle Macht gegeben wird! So stirbt die ›Sünde‹ dieser Welt, denn Sünde ist Halbheit und Schwachheit! Stark ist, wer sein Gesetz, sein Wesen, mit allen Weiten, aber auch mit allen Grenzen erkannte und in der Erkenntnis wirkt. Stark ist, wer als Herr seiner selbst in der Gemeinschaft zu leben vermag. Die Sehnsüchtigen sind aufgestanden und drängen zur Erfüllung der Forderung ihrer Pflicht. Die Erlösungsreligionen der Schwachen sind tot; geboren ist die Erfüllungsreligion der Starken: sie ist das Gesetz.«
Und er fuhr fort: »Die Geschichte dieses verlorenen Gesetzes ist kurz: die Völker des Nordraumes trugen das ungeschriebene Gesetz in müde gewordene, üppig dahinlebende Stadtstaaten des Südens, die in frühem Demokratismus Blut und Haltung aufgegeben hatten. – Die Völker des Nordraumes standen – als sie die Folgen des Demokratismus sahen und nach seinen Gründen forschten – vor der Enthüllung des Gesetzes, da kam die Lehre des Kreuzes über sie. – Deutlicher: der Nordraum stand im Begriffe, der durch den orientalisch verderbten Hellenismus wankend gewordenen Welt ein neues Gefüge zu geben. Die alte Welt war gebildet und – müde geworden. Die Propheten des Unterganges predigten die Furcht. Das hatte zur Folge, daß die letzte Substanz vergeudet wurde. Im letzten Taumel wollte die alte Welt vergehen. Die Endzeit verkündete ihre grauenvollen Lehren. Dröhnend hallte der Schritt der jungen Völker des Nordraumes in das große Sterben. Da richtete der Orient das Kreuz auf und überschattete die jungen Völker. Wohl waren die Leiber der Jungen imstande, unter fremder Sonne zu kämpfen, aber ihre Seelen waren den giftigen Lehren des Orients gegenüber schutzlos. Der Nordraum verjüngte die Welt, aber sein Blut wurde vergiftet. Das Kreuz rüstete zum Angriff. Der Untergang wurde zum Evangelium, das die Kraft und den Willen verfluchte und die Ergebung pries. Der Geist des Nordraumes war zu kindlich, sein Wille zu wenig ausgerichtet, seine Tat zu wenig planvoll, darum saugte die alte Welt das junge Blut auf. Da verloren die Völker des Nordraumes das Gesetz. Mit der berechnenden Erfahrung der Altgewordenen und mit der Hast der Todesfürchtigen traten die Propheten des Untergangs den Kündern des Lebens und den Trägern des Willens gegenüber. Gutmüdigkeit und Ehrfurcht hinderten die Jungen, die entgegentre-

tenden Alten zu erschlagen. So durften jene unter ihnen wohnen und – lehren. Die Lehre trat an die Stelle der Tat. Weil das Gesetz verlorenging, verloren die Nationen den Sinn für Weg und Ziel, für Leben, Wahrheit und Größe … Mehr als einmal hat im Nordraum bereits die Stille des Friedhofs geherrscht. Doch war der Lebenswille des germanisch-deutschen Volkes so stark, daß immer wieder ein Keim dem Licht entgegenwuchs. Das überwucherte Gesetz brach der Todespolitik des Kreuzes zum Trotz immer wieder durch – um im entscheidenden Augenblick wieder zugedeckt zu werden …«
So ist es, dachte ich bei mir. Wir dürfen nicht vergessen, daß es Kriege gegen Ketzer gegeben hat, sogenannte »Ketzer-Kreuzzüge«. Nie und nimmer dürfen wir das vergessen! Und ich hörte weiter: »Die Gruppen der Willensschwachen haben sich einen zwar etwas verdunkelten und deshalb geheimnisvollen, aber doch bequemen Götzen errichtet: den Götzen des Schicksals. Das Schicksal hat einmal in der Ideenwelt des Nordraumes eine bedeutende Rolle gespielt. Schicksal stand als Gesetz über dem Wesen, es stand jedoch nicht außerhalb der Gesetzmäßigkeit. Im Schicksal war der Lebenslauf des einzelnen, seiner Sippe, seines Volkes eingeschlossen. An das Schicksal glauben, hieß, an die Gültigkeit, an den Wert und an den Sinn des Lebens glauben. Wer gläubig war, dessen Tod hatte keine Schrecken mehr. Dessen Tat war gegründet auf dem Wissen um die Gültigkeit des Gesetzes, das das Einzelleben nicht nur überdauert, sondern es – eben durch die Tat – als Glied in die große Kette, die von der Zeit in die Ewigkeit des Volkes reicht, schweißt. Wer an das Schicksal glaubte, wußte um die Verantwortung des eigenen Lebens, wußte darum, daß eine Kette nur immer so stark ist wie das Schwächste ihrer Glieder. Schicksal war also nicht eine geheimnisvoll-drohende Macht, sondern der dem Auge verschleierte Urgrund der Gesetzmäßigkeit. – Wer im Glauben an das Schicksal die Bahn des bewußten Lebens betrat, wurde nicht müde, den immerwährenden Kampf des Daseins zu kämpfen. Das Wissen um die Gültigkeit des Gesetzes bewahrte den Gläubigen vor Unsicherheit und Verzweiflung und verlieh ihm die Würde, diese einzigartige, bewundernswerte Haltung des Heidentums, die den durch die Erlösungsreligionen dem Gesetz entfremdeten Nachfahren so wesensfern und doch so erstrebenswert und – unerreichbar schien. Der Glaube an die Gültigkeit und Verbindlichkeit dieses Schicksals hieß, die Menschen alle Enttäuschungen und scheinbaren Widersinnigkeiten des Alltags zum Trotz ein freudiges Ja zum Leben und Sterben sagen und ließ sie gläubig Nacht, Nebel, Eis und Schnee zum Trotz das lebenspendende Licht der Sonne preisen. Schicksalsgläubig sein hieß einmal: das heroische Dennoch leben! Diese Haltung erkennen wird Heutigen

aus den Sagas und Balladen, soweit wir durch den Wust späterer Fälschungen und Überlagerungen in den Kern der Gesänge zu schauen vermögen …«

Was sage ich dazu, meinte nun mein Freund.

»Dazu sage ich ja! Ein unbedingtes Ja! Lies weiter!« – Und ich hörte: »Die Schicksalsgläubigen waren mit allen Erscheinungen des Gesetzes zur Einheit verbunden: sie wußten um die Naturgesetze der Gestirne und sahen auf das offenbarende und offenbare Leben der Umwelt. Diese Menschen konnten mit Recht behaupten, die Sprache der Tiere zu verstehen wie das Rauschen der Wälder, das Singen der Wiesen und das Dröhnen des Donners: sie wußten um das allverbindende Gesetz. – Weil die Starken vom Schicksal kündeten, war die Verkündigung sieghaft. So entstanden die Heldenlieder, die den Kampf als Auftrag des Lebens priesen. Was waren dagegen die Mühseligkeiten des Alltags? Was dagegen die Gewißheit des Sterbenmüssens? Zu Nichtigkeiten wurden sie, zu Belanglosigkeiten, die nicht der Rede wert waren …«

Beglückt über den Einklang von Sucher zu Sucher und von Freund zu Freund, erzählte nun ich von Luzifer und Luzifers Hofgesind, von der »Unrast« eines Pytheas, von dem Selbsterlösungsweg eines Herakles, Parzivals und Tannhäusers, von den irdischen Paradiesen Gral und Rosengarten, von der »Fröhlichen Wissenschaft« der Troubadoure und Katharer, denen Jehova und das Kreuz Untergang bereitet haben. Wir hielten, nun auf unsere Weise die Nacht zum Tage machend, Zwiesprache, bis der erste Sonnenstrahl ins Zimmer drang. Als wir die Sonne begrüßen gingen, stand sie schon über den Dächern der riesigen Stadt. Und vor der Sonne ragte, sie in der Mitte zu zerschneiden scheinend, der spitze Turm einer Kirche. Die Kirche dort, so sagte ich, ist zu einer jener Sonnensäulen geworden, welche vom Propheten Jesaja und seinen Juden ebensosehr gehaßt worden sind wie der stolze Luzifer. Denn in der Heiligen Schrift der Juden steht geschrieben: »Zu der Zeit werden des Menschen Augen auf den Heiligen in Israel schauen und nicht zu den Altären, die seine Hände gemacht haben, weder auf Ascherabilder (Aschera ist Artemis, die Schwester Apolls) noch Sonnensäulen. Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen das hohe Heer, das in der Höhe ist … Und der Mond wird sich schämen und die Sonne mit Schande bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird auf dem Berge Zion und zu Jerusalem. Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, fest stehen, höher denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden, und werden alle Heiden dazu laufen und viele Völker hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine

Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem!«

Da die Sonne sich keineswegs schämte, sondern strahlte und lachte, schauten auch wir fröhlich in den neuen Morgen, getreu unserem Gesetz, welches nicht das Gesetz Zions ist.

Die Fähre pflügt die kurzen Wellen der Ostsee. Nur wenige Reisende sind auf Deck. Die einen schlafen, die anderen sitzen, wie ich, im Rauchsalon. Ich habe vorhin am Heck gestanden und der entschwindenden Heimat nachgeschaut, bis Warnemündes versinkende Lichter im Scheine des Vollmondes glommen, der die breite Wasserfurche aufleuchten machte, der Wölklein und Luft und Dunst und Fähre und uns selber in Milde einhüllte. Ein Leuchtfeuer zog erhabene Kreise. Ich wandte meine Augen bugwärts. Masten und Taue der Takelage wiegten sich leicht vor dem Großen und Kleinen Himmelswagen, beide einmal Arktos genannt: Bär. Der Arktos wird uns Wegweiser sein zum Norden, wie er es einmal dem kühnen und weisen Pytheas von Marseille gewesen sein muß. Vor zweitausendzweihundertundsiebzig Jahren.

Ich fahre nach Island. Ich möchte das Geheimnis von der Krone, die gen Mitternacht liegt, erschließen lernen – das Geheimnis von Luzifers Krone! Ich fahre ins Land der Edda und der Sagas…

Unser Schiff liegt für einen Tag im Hafen Leith. Am Nachmittag sind Kohlen getrimmt worden. Ich habe unterdessen Edinburgh besichtigt. Von der Burg, darin einst Maria Stuart Königin war, hatte ich einen überwältigenden Blick über Schottlands größte Stadt, zum Meer hin und zu der schroffen Bergzacke *Arthur's Rock:* Arthurs Felsen. Ich habe, da ich auf englischem Boden bin, an Englands größten Dichter, Shakespeare, gedacht und habe dabei die Lollarden, englische Erzketzer, nicht vergessen, denn sie gehörten zu Luzifers Hofgesind. Man warf ihnen vor, die Unwirklichkeit alles Bösen zu lehren und es »eines Ritters für unwürdig zu halten, sich mit der Bibel zu beschäftigen«. In einer Ballade, die ein strenggläubiger Katholik namens Thomas Occleve auf den berühmtesten Lollarden, den Lord Oldcastle, bei dessen Lebzeiten gedichtet hat, heißt es, daß Oldcastle statt der Bibel nur Ritterromane las …!
Auch den englischen Ketzern galt ein Artus mehr als Abraham oder David, ein Parzival-Perceval mehr als Christus, ein Dietrich mehr als Petrus. Deshalb wurde ihnen von den Pfaffen ein Schlüssel auf die Stirn gebrannt…!

Im Jahre 1160 wurden in England zum ersten Male Ketzer aufgestöbert. Es handelte sich um »dreißig Bauern und Bäuerinnen von deutscher Abkunft und Sprache«. Wahrscheinlich waren es Flamländer, die ihre Heimat verlassen hatten, damit sie den grausamen Verfolgungen des damaligen Reimser Erzbischofs entgingen. Man brachte sie vor ein Bischofskonzil nach Oxford. »Sie gaben offen zu, Ketzer zu sein, wurden zur Geißelung verurteilt, mit einem Schlüssel im Gesicht gebrandmarkt und fortgejagt. Bis zur Mitte des Körpers entblößt, gegeißelt, gezeichnet und schutzlos zur Winterszeit hinaus auf Feld getrieben, kamen sie alle, einer nach dem anderen, schnell und elend um …« – Sie endeten, einen Dietrich im Herzen und einen eingebrannten Schlüssel Petri auf der Stirn. Für Gott zählt das Herz mehr, glaube ich!
Zweihundertsiebenundfünfzig Jahre später wurde der berühmteste englische Ketzer und einer der vornehmsten englischen Lords, der genannte Oldcastle, in der schrecklichsten Weise hingerichtet. Man hing ihn mittels einer Eisenkette, um seinen Leib gewunden, über ein loderndes Feuer und ließ ihn zu Tode schmoren. *In the end he commanded his soul into the hands of God.* Am Ende befahl er seine Seele in Gottes Hände. Nach unruhigem Leben zur letzten und langen Ruhe. Ein englischer Mönch widmete dem Toten einen Nachruf, der so begann: »Jener Trabant der Hölle, der Erzketzer und Lollarde John Oldcasde, dessen Gestank

den Katholiken greulich wie aus einer Dunggrube in die Nase gestiegen ist …« Sir John Oldcastle war Ritter in Friedenszeiten und *a strong man in bataile:* ein tapferer Mann im Krieg gewesen. In die Geschichte ist er eingegangen – weil er Ketzer war. Die Gunst des Königs erlaubte ihm, sich als Lollarde zu bekennen. So ist erklärlich, daß die Geistlichkeit anfänglich nicht wagte, offen und entschieden gegen ihn vorzugehen. Zunächst wandte sie sich gegen Oldcastles Kaplan, einen Mann namens Johannes, der als Reiseprediger großen Zulauf hatte, und belegte einige Kirchen, darin er gepredigt hatte, mit dem Interdikt. Im Jahre 1413 strengte sie auch gegen den Lord eine Untersuchung ein. Zunächst wegen einiger bei einem Buchhändler aufgefundenen Bücher, die ihm gehörten. Die Untersuchung verlief ergebnislos. Bald aber wandte sich die Geistlichkeit mit neuen und ernsteren Beschwerden an den König: Sie beschuldigte Oldcastle, der beherberge nicht nur ungeweihte Prediger, sondern schicke sie selber aus. – Der König erteilte dem Lord einen scharfen Verweis. Dieser entfernte sich eigenmächtig vom Hofe, begab sich auf seine Burg Cowling Castle unweit Rochester in Kent – und verschanzte sich. Erbost überließ der König dem Erzbischof das weitere Verfahren gegen Ostcastle. Um die erzbischöflichen Vorladungen bekümmerte sich Oldcastle nicht und versagte allen Boten den Zutritt zu seiner Burg. Er erklärte, keinen geistlichen Richter über sich anerkennen zu können. Man erließ eine öffentliche Vorladung. Zweimal wurde sie am Portal der Rochester Kathedrale angeschlagen. Oldcastle erschien nicht. Endlich wurde der Lord durch den Befehlshaber des Towers zwangsweise einem unter dem Vorsitz des Erzbischofs tagenden geistlichen Gerichtshof vorgeführt. Ohne auf die ihm gestellten Fragen einzugehen, erbot sich Oldcastle, sein Glaubensbekenntnis vorzutragen. Es war weniger ketzerisch, als man erwartet hatte. Offenbar – und sicher mit Grund – bezweifelte man die Aufrichtigkeit. Man verlangte unumwundene Beantwortung einzelner Fragen. In die Enge getrieben, erklärte Oldcastle, dem geistlichen Gericht keine Rechenschaft schuldig zu sein. Nur vor Gott hätte er sich zu verantworten, nur Gott um Verzeihung zu bitten. – »Diejenigen, welche mich richten und mich verurteilen wollen, werden euch und sich selbst verführen und in die Hölle bringen; hütet euch vor ihnen!«, rief Oldcastle den Umstehenden zu. Darauf lieferte der Gerichtshof den Lord an den weltlichen Arm aus. Oldcastle wurde ein Gefangener des Towers. Es gelang ihm, daraus zu entfliehen. Lange irrte er in Wales umher, bis er doch ergriffen und dem Parlament vorgeführt wurde. Das Parlament verurteilte ihn als Hochverräter und Ketzer zum Tode. – Und Lord Oldcastle, vom Volk *the good Lord:* der gute Lord genannt, ist so ums Leben gebracht worden, wie ich berichtet habe.

Shakespeare, Englands größtem Dichter, wurde von seinen protestantischen Zeit- und Glaubensgenossen der Vorwurf gemacht, den Glaubenshelden Lord Oldcastle zu seinem Lord Falstaff, jenem Fettwanst und Schuldenmacher und Weiberhelden, gemacht zu haben. Shakespeare verteidigte sich im Epilog zum zweiten Teil seines Königsdramas »Heinrich der Vierte«: *Oldcastle died a martyr an this is not the man!* Oldcastle sei als Märtyrer gestorben und Falstaff sei nicht dieser Mann. Dennoch war Shakespeares Falstaff jener Oldcastle ins Komische verzerrt!

Für Shakespeares Falstaffepisode im Königsdrama »Heinrich der Vierte« hat, wie heute feststeht, ein im Geiste der gehässigsten und unehrlichsten Mönchstradition geschriebenes Drama »*The famous Victories of Henry the Fifth:* Die berühmten Siege Heinrichs des Fünften« als Vorlage gedient. Und weiterhin steht fest: »Auch bei Shakespeare hieß der dicke Ritter, wie aus dem Epilog gefolgert werden kann und wie aus anderen Gründen erwiesen ist, ursprünglich Sir John Oldcastle. Die Puritaner nahmen Anstoß daran, daß der von ihnen verehrte Mann zur komischen Figur gemacht wurde. Da im zweiten Teile des Dramas ›Heinrich der Vierte‹ Sir John Oldcastle als ehemaliger Page eines Thomas Mowbray, des Herzogs von Norfolk, eingeführt wird (was der historische Sir John Oldcastle tatsächlich gewesen war), so mußte man denken, daß es auf eine Verspottung des letzteren abgesehen gewesen sei. Daher änderte Shakespeare den Namen in Falstaff um.«

Wir wissen, wie Lord Oldcastle, jener Lollarde und Ritter, gestorben ist. Vor seinem furchtbaren Ende hat er lächelnden Mundes behauptet, er würde auf einem Wagen zum Himmel fahren und am dritten Tage wieder auferstehen. Diese letzten Worte Oldcastles sind von einem Mönch namens Thomas Elmham aufgezeichnet worden. Daß sie gesprochen worden sind, glaube ich fest, nachdem ich nicht ohne Ergriffenheit bei Shakespeare gelesen habe, wie Lord Falstaff, der andere Oldcastle, gestorben ist. Frau Hurtig, die Wirtin der Schenke zu Eastcheap, stand ihm in der letzten Stunde bei. Sie berichtet: »Nein, gewiß, er ist nicht in der Hölle, er ist in Arthurs Schoß, wenn jemals einer in Arthurs Schoß gekommen ist. Just zwischen Mittag und eins fuhr er ab. – Er murmelte von grünen Wiesen. – Dann rief er aus: Gott! Gott! Ein Stücker drei- oder viermal. Ich sagte, um ihn zu trösten, er möchte nicht an Gott denken; ich hoffte, es täte ihm noch nicht not, sich mit solchen Gedanken zu plagen. Damit bat er mich, ihn mehr Decken auf die Füße zu legen. Ich steckte meine Hand in das Bett und befühlte die Füße, und sie waren so kalt wie ein Stein; darauf befühlte ich seine

Knie, und so immer weiter und weiter hinauf, und alles war so kalt wie ein Stein …«
Lord Falstaff ist ebensowenig in der Hölle wie Lord Oldcastle! Beide ruhen auch nicht in Abrahams Schoß (obgleich mein bester Gewährsmann für die Falstaffrage behauptet: »Die ungebildete Wirtin, Frau Hurtig, meint selbstverständlich: Abrahams Schoß«). Falstaff und Oldcastle sind nach dem Tode zu König Arthur gegangen, welcher ist Artus, der große König im Norden. Seinen Wagen hält dieser für die Seinen bereit, um sie in Luzifers Reich zu fahren, wo auch die lichten Asphodeloswiesen sind. Die Nordgermanen nannten ihn den Wagen-Thor und Götterkraftwalter. Oder auch den Großen Vater …
Oldcastle hatte Ritterbücher, die von Arthur und Artus und Dietrich Wundersames melden, an Stelle der jüdischen Bibel in Andacht gelesen. Der andere Oldcastle, Falstaff, mißachtete die Juden von ganzem Herzen. Wenn er einen Schwur tat, so sagte er: »*Or I am else a jew, an ebrew jew.* Sonst will ich ein Jude, ein echter Erzjude sein!« – Das Leben verglich der dicke Falstaff nicht mit einem Jammertal oder, was ebenso sinnlos gewesen wäre, mit einer Freudenstätte: vielmehr mit einem Weberschiffchen, wie es jene Katharer getan haben, die man auch Weber nannte und die das Wissen um die Heiligkeit des Webens und des Weberschiffes ins Mittelalter herübergerettet hatten.

Wer dächte nicht, wenn von Lord Oldcastles Ritterbüchern die Rede ist, an den spanischen Ritter Iñigo de Loyola, den Gründer des Jesuitenordens, der zuerst eine Nachfolge des Amadis de Gaula und dann eine Nachfolge Jesu angetreten hat? Jedoch: Lord Oldcastle erfaßte den belebenden Geist der Ritterbücher, Loyola nur den tötenden Buchstaben. – Wer dächte nicht auch an jenen Narren, Don Quichote geheißen? Die Wälzer, in denen er bei Tag und bei Nacht schmökerte, verbrannten ihm schließlich den Verstand. Seinen Klepper erhöhte er zum Zelter, als sei seine Rocinante ein Pegasus oder Alexanders treues Roß Bukephalos. Dennoch war Don Quichote mehr Weiser als Narr …

In der Pentland-Meerenge

Wir haben die Nordsee verlassen und fahren in den Nordatlantik hinein. Die Felstürme der schottischen Küste und die hohen Berge der Orkneyinseln, an denen wir noch die Brandung als weißen Streifen hochgischten sehen, verschwinden mehr und mehr. Die See hebt und senkt sich in langen und hohen Wellen. Es hebt und senkt sich unser Schiff. Ein Fischerboot mit tiefbraunem Segel klebt am Horizont. Die ersten Brecher gehen über Deck. Es ist Nachtzeit und dennoch so hell, wie bei uns zu Hause an einem wolkenverhängten Wintertag. Wir fahren der Mitternachtssonne entgegen. Ich habe, an die Reeling gelehnt, lange geschaut. Nun lese ich in einem Buch und mache Anmerkungen …

In Spanien, genau so lese ich in Cervantes' »Don Quichote«, waren einmal ein Pfarrer, ein Barbier, eine Haushälterin und die Nichte eines Mannes, der sich durch das Lesen von Ritterbüchern den Hirnkasten verbrannt hatte und der seitdem auf Abenteuer erpicht war, wie sie das fahrende Rittertum gehabt haben soll. Diese vier, zwei Männer und zwei Frauen, durchstöberten die Bücherei des närrischen Hausherrn, der kurz zuvor, verprügelt und zerschunden, von seinem ersten »Abenteuer« zurückgekommen war und sich nun in seiner Kammer ausschlief. Sie wollten seine Ritterbücher auf Rechtgläubigkeit prüfen. Ehe sie ihr Werk begannen, brachte die Haushälterin ein Becken Weihwasser und einen Ysop, der als Weihwedel dienen sollte. Sie sagte zum Pfarrer: »Nehmt, Euer Gnaden, und sprengt dies Zimmer, auf daß nicht einer von den vielen Zauberern, welche in diesen Büchern sind, uns verzaubern zur Strafe für die Strafe, die wir ihnen antun, indem wir sie aus der Welt schaffen.« Die Einfalt der Haushälterin machte den Pfarrer lachen. Er bat den Barbier, daß er ihm ein Buch nach dem anderen reiche, um zu sehen, was sie enthielten, da doch einige darunter sein könnten, welche die Strafe des Verbrennens nicht verdienten. »Nein«, sagte die Nichte, »keines verdient solche Gnade, denn sie haben alle gesündigt: es ist besser, man wirft sie zum Fenster hinaus in den Hof, macht einen Haufen daraus und steckt sie in Brand. Oder laßt sie auf den Hühnerhof hinaustragen und dort den Scheiterhaufen anrichten, damit der Rauch niemand belästige.« Das gleiche sagte die Haushälterin: so groß war der Gewinn, den sich die beiden Frauen von dem Untergang dieser Unschuldigen versprachen; aber der Pfarrer ging nicht darauf ein, sondern wollte zuvor wenigstens die Titel lesen. Und was der Barbier ihm zuerst in die Hand gab, waren die vier Bände des

Amadis von Gaula (jenes Ritterromanes, der auch dem Pagen Iñigo von Loyola »das Hirn verbrannt« hatte). »Das ist wirklich ein seltsamer Zufall«, sagte der Pfarrer, »denn wie ich sagen hörte, war dies das erste Ritterbuch, das in Spanien gedruckt wurde, und alle späteren verdanken ihm ihre Entstehung; es dünkt mich deshalb, daß wir es, als den Stifter einer so schlimmen Sekte, ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen.«
»Der, welcher jetzt kommt, ist der Amadis von Grächen«, versetzte der Barbier (mit Grächen ist selbstverständlich Griechenland gemeint); »die ganze Reihe ist, wie ich glaube, von der Sippschaft des Amadis.« – »Dann mit allen auf den Hof«, sagte der Pfarrer, »denn um das verteufelt kauderwelsche Zeug ihres Verfassers zu verbrennen, würde ich meinen eigenen Vater den Flammen überliefern, falls er sich in der Gestalt eines fahrenden Ritters treffen ließe.«
»Dieser Meinung bin ich auch«, sagte der Barbier.
»Und ich auch«, fügte die Nichte hinzu.
»Wenn dem so ist«, sagte die Haushälterin, »nur her damit und in den Hof hinaus.« Man gab ihr die Bücher, und es waren ihrer gar nicht viele; um sich die Mühe des Treppensteigens zu ersparen, warf sie sie einfach zum Fenster hinaus.
Man öffnete ein weiteres Buch und fand, daß es den Titel hatte: »Der Ritter vom Kreuze«. Und der Pfarrer sprach: »Wegen seines frommen Titels könnte man dem Buche schon seine Unwissenheit verzeihen; aber man pflegt zu sagen: hinter dem Kreuze steckt der Teufel. Fort ins Feuer!«
Der Barbier schlug ein anderes Buch auf und sagte: »Das ist der Spiegel der Ritterschaft.« – »Ich kenne es«, versetzte der Pfarrer; »hier sehen wir den Herrn Reinaldus von Montalban (Montalban hieß früher die Stadt Montauban bei Toulouse) mit seinen Freunden und Gefährten; wahrhaftig, ich bin gesonnen, sie höchstens zu ewiger Verbannung zu verurteilen, geschähe es auch nur, weil sie an der Erfindung des berühmten Mateo Boyardo (über den nicht berichtet zu werden braucht) mit schuld sind, daraus auch der christliche Dichter Lodovico Ariosto (der den bekannten ›Rasenden Roland‹ gedichtet hat) sein Gewebe nahm. (Ariost war demnach, wenngleich als Christ anerkannt, dichtender ›Weber‹ oder ›webender‹ Dichter.) Ich bin wirklich der Ansicht, daß wir dieses und alle anderen Bücher, welche von den französischen Händeln sprechen (über die sich der Leser dieser Zeilen seine eigenen Gedanken mache) zusammenlegen und in einen trockenen Brunnen werfen, bis wir mit mehr Muße überlegen können, was es mit ihnen auf sich hat, einen gewissen Bernardo del Carpio ausgenommen (von dem mir, dem Leser des ›Don Quichote‹, nichts bekannt ist), und ausge-

nommen einen anderen, der sich Roncesvalles nennt.« (Dieser Name ist mit »Dornental« zu verdeutschen; des berühmten Ortes Ronceval in den Pyrenäen, wo Roland einen heldenhaften Tod starb, habe ich im Lahnstädtchen Runkel vor nicht langer Zeit gedacht.) »Kommen diese beiden«, fuhr der Pfarrer fort, »mir in die Hände, so wandern sie in die der Haushälterin und von den ihrigen ins Feuer, ohne Barmherzigkeit.«
Anstatt sich weiter mit dem Aufschlagen der Titel der Ritterbücher abzumühen, befahl er der Haushälterin, alle großen Bände zu nehmen und sie in den Hof hinabzuwerfen. Das war keiner Blöden noch Schwerhörigen gesagt, denn es machte ihr mehr Freude, sie zu verbrennen, als ein Stück Leinwand zu weben. (Sie war also keine »Weberin«!)
Dann fragte der Barbier: »Was sollen wir aber mit diesen kleinen Büchern tun, welche noch hier stehen?« – »Diese dürften nicht Ritterbücher, sondern Gedichte sein«, und indem der Pfarrer eines öffnete, sah er, daß es die Diana des Jorge de Montemayor war (von der es in Frankreich heute noch Ausgaben für die Jugend gibt) und sagte, da er glaubte, daß alle übrigen von derselben Gattung seien: »Diese verdienen nicht, wie die anderen, den Scheiterhaufen, weil sie nicht Schaden angerichtet haben noch anrichten wie die Ritterbücher; es sind einfache Unterhaltungsschriften, die niemals schaden.«
Und der Barbier fuhr fort: »Hier folgen: der Schäfer von Iberien, die Nymphen von Henares und die geheilte Eifersucht.« – »Mit diesen ist nichts anzufangen, als sie dem weltlichen Arm der Haushälterin zu übergeben. Fragt mich nicht, warum, sonst würden wir nimmer fertig.« In jener Nacht verbrannte die Haushälterin, was sich von Büchern im Hofe und im ganzen Hause vorfand, und damit verbrannten auch wohl solche, die verdient hätten, in ewigen Archiven aufbewahrt zu werden. (Wohlgemerkt: ich zitiere Cervantes wortwörtlich!)
Ein weiteres Mittel, welches der Pfarrer und der Barbier zunächst gegen das Übel ihres Freundes Don Quichote anwandten, war, daß sie das Bücherzimmer vermauerten und verschlossen, damit er, wenn er aufstünde, die Bücher nicht wiederfände: vielleicht würde mit der Ursache auch die Wirkung aufhören. Sie wollten ihm dann sagen, ein Zauberer habe die Bücher, das Zimmer und alles andere entführt. Sie vermauerten in größter Eile den Raum. Zwei Tage später verließ Don Quichote das Leidensbett (auf das ihn, wie gesagt, sein Ausritt gebracht hatte), und das erste, was er tat, war, daß er nach seinen Büchern zu sehen ging. Da er nirgends das Zimmer fand, wo er sie gelassen hatte, ging er, überall suchend, von einem Teil des Hauses nach dem anderen. Als er endlich an die Stelle kam, wo sich die Tür sonst befunden hatte, tastete er mit den Händen

umher und suchte mit den Augen nach allen Seiten, ohne ein Wort zu sprechen; erst nach einer guten Weile fragte er seine Haushälterin, wo denn sein Bücherzimmer sei. Die Haushälterin, auf eine Antwort vorbereitet, sagte: »Was für ein Zimmer oder was sonst sucht Euer Gnaden? Es gibt weder Bücherzimmer noch Bücher in diesem Hause, denn der Teufel selbst hat alles geholt.« – »Das war nicht der Teufel«, versetzte die Nichte, »sondern ein Zauberer, der eines Nachts auf einer Wolke daherkam, am selben Tage, als Euer Gnaden fortgegangen war; er stieg von einer Schlange ab, auf der er geritten kam, und trat in das Zimmer; was er darin getan, weiß ich nicht, aber nach kurzer Zeit fuhr er zum Dache hinaus und ließ das Haus voller Rauch zurück. Als wir hinzuliefen, um zu sehen, was er getan, fanden wir weder Buch noch Bücherzimmer mehr …«
»Herr Oheim«, sagte die Nichte noch, »wäre es nicht besser, ruhig zu Hause zu bleiben, statt in die Welt hinauszuziehen, um seinem Gelüste zu frönen (wie auch Faust ein jed' Gelüste bei den Haaren griff), ohne zu bedenken, daß mancher Wolle sucht und selbst geschoren heimkommt?« – »Oh, meine Nichte«, antwortete Don Quichote, »wie falsch bist du unterrichtet! Ehe sie mich scheren (wie man die Ketzer geschoren hat), werde ich allen, die nur daran denken, mir eine einzige Haarspitze zu berühren, das Fell über die Ohren ziehen!«
Die beiden Frauen wagten nicht, weiter zu widersprechen, weil sie wohl sahen, daß es seinen Zorn nur reizen würde. Er blieb indes vierzehn Tag ganz ruhig zu Hause, ohne sich anmerken zu lassen, daß er seine früheren Narrheiten wiederholen wollte. In diesen Tagen führte er mit seinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und dem Barbier, die anmutigsten Gespräche über seine Behauptung, daß in der Welt nichts notwendiger sei als fahrende Ritter, und daß in ihm die fahrende Ritterschaft wieder auflebe. Der Pfarrer widersprach ihm zuweilen, zuweilen gab er nach; denn hätte er diesen Kunstgriff nicht angewandt, er hätte nicht mit ihm fertig werden können.

Ich lege den »Don Quichote« beiseite und sinne …
Der Pfarrer, der die Bücher für den Scheiterhaufen aussuchte und der ohne den Kunstgriff des Nachgebens nicht mit dem »Ritter« fertig geworden wäre, stellt die katholische Kirche dar. Der »weltliche Arm« der Haushälterin ist der Weltliche Arm. Wer waren die Nichte und wer der Barbier? Ich vermag nicht, es zu sagen. Die Bücher, die man verbrannt hat, waren, das weiß ich, Bücher, ursprünglich von Luzifers ketzerischem Hofgesind geschrieben …

Ich lese weiter: Beim ersten Austritt des sinnreichen Don Quichote aus seiner Heimat begann der Ritter von der traurigsten Gestalt folgendes Selbstgespräch: »Kein Zweifel, daß der weise Mann, der in künftigen Tagen die wahrhaftige Geschichte meiner berühmten Abenteuer ans Licht gibt, wenn er an meinen ersten frühen Ausritt kommt, also beginnen wird: Kaum hatte der glühend rote Apoll (welcher auch der ›rote Eilbote‹ Loherangrin-Lohengrin sein dürfte) über das Antlitz der weiten und großen Erde die goldenen Fäden seiner schönen Haare ausgebreitet (Apoll war ein ›Weber‹), als der berühmte Ritter Don Quichote von der Mancha das Lotterbett verließ, sein berühmtes Pferd Rocinante bestieg und in die von alters wohlbekannte Ebene von Montiel hinausritt.« Und wirklich ritt er ja gerade über dieselbe, und er fuhr fort: »Glückliches Zeitalter und glückliches Jahrhundert, in welchem meine herrlichen Taten einst ans Licht treten werden, welche zum Gedächtnis der Nachwelt in Erz gegossen, Marmor gehauen und in Bildern geschildert werden. Oh, du weiser Zauber, wer du auch sein magst, dem es bestimmt ist, der Chronist dieser seltsamen Geschichte zu werden, ich bitte dich, vergiß nicht meines guten Rocinante, des unzertrennlichen Gefährten auf allen meinen Zügen und Fahrten.« (Cervantes, der weise Zauberer, hat Rocinante, den Stiefbruder des Pegasus, nicht vergessen!) – Daran knüpfte Don Quichote noch andere Ungereimtheiten (die für uns eine fröhliche Wissenschaft darstellen), ganz in der Art, wie es ihn seine Bücher gelehrt, deren Sprache er möglichst getreu nachzuahmen suchte. Und dabei ritt er so lange fort und die Sonne stieg so rasch und brennend am Himmel herauf, daß sie ihm hätte den Verstand versengen müssen, wenn noch welcher dagewesen wäre (Don Quichotes Herz war unversehrt, und vor Gott zählt der Verstand weniger als das Herz). Er ritt den ganzen Tag fort, ohne daß ihm etwas begegnet wäre. – Er ritt jenen ganzen Tag fort, und er und sein Roß waren beim Einbruch der Nacht todmüde und starben fast vor Hunger. Als er sich nach allen Seiten umsah, ob er nicht eine Burg oder eine Schäferhütte entdeckte, wo er unterkommen könne, sah er unfern, von dem Wege aus, auf dem er ritt, eine Schenke, wobei ihm zumute war, als sähe er einen Stern (auch die Ketzer »sahen« Sterne), der ihn nicht nur bis an die Pforte, sondern sogleich in den Palast seiner Erlösung führte. Er ritt deshalb in großer Eile weiter und kam daselbst an, als es eben Nacht wurde.

An der Tür standen gerade zwei hübsche, junge Mädchen, Huren ihres Zeichens. – Er näherte sich mit großer Befriedigung der Schenke, die er für ein Schloß hielt, er näherte sich auch den beiden liederlichen Dirnen, welche ihn zwei schöne Fräulein oder zwei anmutige Damen dünkten, die sich vor dem Burgtor in der frischen Luft ergingen. Die beiden Damen flohen voller Angst in

die Schenke, als sie einen so geharnischten Mann mit Lanze und Schild herankommen sahen. Don Quichote aber, der ihren Schreck erkannte, sprach in der artigsten Weise und mit sanfter Stimme: »Wollen Euer Gnaden doch nicht fliehen und nichts Unziemliches von mir fürchten, denn dem Orden der Ritterschaft, zu dem ich mich bekenne, ziemt oder kommt es nicht zu, irgend jemand Unglimpf zuzufügen, wieviel weniger so hohen Jungfrauen, als welche man Euch sogleich erkennen muß.«

Don Quichote fragte die eine Dirne, wie sie sich nenne, damit er künftig wisse, wem er für die empfangene Gunst Dank schuldig sei, denn er gedenke ihr einen Teil der Ehre zuzuwenden, die er sich durch die Tapferkeit seines Armes (eines »unweltlichen« und unsterblich gewordenen Armes) erwerbe. Sie antwortete mit großer Demut, man heiße sie Tolosa … Don Quichote antwortete, daß sie doch künftig ihm zu liebe (ich frage: ihm zur Minne) ein Don voransetzen und sich Doña Tolosa nennen möge.

Dann befragte er die zweite Dirne um ihren Namen, worauf sie antwortete, daß man sie die Molinera heiße … Don Quichote bat sie ebenfalls, sich das Don voranzusetzen und sich Doña Molinera zu nennen.

So brachte Don Quichote, der weise und reine Tor, die Tolosa und die Molinera wieder zu Ehren. Tolosa ist die Albigenserin und Molinera, mit Müllerin zu verdeutschen, die Waldenserin. Die Katharer galten als *Tisserands:* Weber, in Weberkellern konnte man sie am leichtesten finden. – Die Waldenser wurden auch *Moliniers:* Müller genannt. Das Mahlen ist nicht weniger heilig als das Weben. In Tirol fand deshalb ein Ritter aus dem Gefolge Dietrichs von Bern von einem Mühlenkeller geradewegs in den paradiesischen Rosengarten und zur Ewigkeit.

Ich lese noch: Sancho Panzo (welcher von Cervantes ein *Hombre de bien* genannt wird, was auch mit »Gutmann« übersetzt werden kann; Don Quichote hat ihn zum Paladin erkoren) sattelte Rocinante und machte seinen Maulesel zurecht, verproviantierte seinen Schnappsack, und sich Gott befehlend, nahmen sie Abschied und machten sich auf den Weg nach der berühmten Höhle des Montesinos. Unterwegs fragte Sancho den Vetter (einen Gelehrten und Bücherwurm, der mitgegangen war, um ihnen den Weg zur Höhle zu zeigen): »Sagt mir jetzt, wer war der erste Luftspringer der Welt?«

»Wahrhaftig, Freund«, antwortete der Vetter, »das könnte ich für den Augenblick nicht angeben, ich muß zuvor Studien darüber machen; ich werde die Sa-

che sogleich vornehmen, sobald ich wieder bei meinen Büchern bin, und Euch dann zufriedenzustellen, wenn wir uns wieder treffen.«
»Nun seht, mein Herr«, versetzte Sancho, »Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, denn mir ist gleich selber die Antwort auf meine Frage eingefallen. Wißt denn, der erste Luftspringer (so nannte die Kirche voller Verachtung alle fahrenden Sänger und *joglars:* Gaukler), der erste Luftspringer der Welt war Luzifer, als sie ihn aus dem Himmel warfen oder schleuderten, und er bis in den Abgrund hinunterflog.«
Und Don Quichote meinte: »Diese Frage und Antwort sind nicht von dir, Sancho, du hast sie von einem anderen gehört.«
»Seid still«, versetzte Sancho, »denn meiner Treu, wenn ich einmal mit Fragen und Antworten anfange, so höre ich bis morgen früh nicht auf.«
»Du hast besser gesprochen, als du weißt«, sagte Don Quichote …

Wie Hölderlin, so hatte auch den Don Quichote, den Ritter von der traurigen Gestalt, »Apoll geschlagen« …!

Die See geht hoch. Unser Schiff »Gullfoß«, ein isländischer 1200-Tonner, kämpft schwer gegen die Wogen an. Silberne Tümmler, die hurtigen Delphine der Nordmeere, haben uns ein Stück Wegs begleitet. Es war eine wahre Freude, ihre glitzernden Leiber aus den Fluten schießen und in sie eintauchen zu sehen. Während ich sie beobachtete, dachte ich an Orpheus, den göttlichen Sänger. Ein Delphin, Apolls Lieblingstier, hat ihn über die Wogen getragen. Auch Orpheus, einer der Argonauten, ist nach Norden gekommen, vielleicht ein Nordmann gewesen. Seine Mutter, eine Sterbliche, hieß Chione: die Schneeige. Der Sänger hat mit seiner Musik selbst die Tiere bezaubert. Er stieg auch in die tiefste Hölle. Um seine Geliebte Eurydike zum Tag zurückzuholen …
Nun wird es nicht mehr Nacht. Das Meer schimmert perlmuttern in den zwielichtigen Stunden zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. Unsere Bordflagge ist ein blaues Hakenkreuz auf weißem Grund.
Der Kapitän, den ich vorhin auf der Kommandobrücke gefragt habe, sagte mir, daß wir bald am sechzigsten Grad nördlicher Breite sein werden.

Als im neunten Jahrhundert König Harald Haarschön und, ums Jahr 1000, König Olaf der Heilige das freie und heidnische Bauerntum Norwegens zu unterdrücken begannen, wanderten des Landes Beste nach Island aus und fanden dort mit der alten Freiheit eine neue Heimat.
Olaf ist einer der vielen Heiligen, deren die katholische Kirche sich nicht rühmen sollte. Der berühmte Skalde Snorri Sturluson (der uns auch die »Jüngere Edda« hinterlassen hat), berichtet in seiner »Heimskringla«: »Jeden, der nicht von dem Heidentum lassen wollte, belegte Olaf mit schweren Strafen. Er trieb einige außer Landes, andere ließ er an Händen und Füßen verstümmeln oder ihnen die Augen ausstechen; wieder andere ließ er hängen oder niedermachen …« Und es ist damals Norwegens allerbestes Bauerntum übers Nordmeer nach Islands Gestaden gezogen. Nicht zuletzt des von den Vätern ererbten Glaubens wegen, der keine Knechte wollte.
Dank des isländischen »Besiedlungsbuches« (zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, als Island bereits christlich war) wissen wir, wie lange man damals von Norwegen bis Island und bis Grönland gebraucht hat: »Erfahrene Männer sagen, daß es von Stad (dem westlichen Punkt Norwegens) bis Horn im östlichen Island sieben Tage zu segeln sei. Sie sagen auch, daß man, von Bergen gerade nach Westen bis nach Hvarf auf Grönland segelnd, an die zwölf Seemei-

len südlich von Island vorbeifahre. Dabei habe man so weit nördlich an Shetland vorüberzusteuern, daß dieses nur bei ganz ruhiger Seefahrt sichtbar sei; und so weit südlich von Island, daß Vögel und Wale von dort herüber kommen. Von Reykjanes im südlichen Island seien es drei Tage Seefahrt bis Jölduhlaup auf Irland, und eine Tagesfahrt von Kolbeinsey (einer kleinen Insel im Norden Islands) bis zur Einödküste in Grönland.«
Islands erster Ansiedler hieß Ingolf. Das »Besiedlungsbuch« berichtet von ihm: »In jenem Sommer, da Ingolf ausfuhr, um in Island zu siedeln, waren seit Anfang der Welt 6073 Jahre vergangen, seit der Fleischwerdung des Herrn aber 874 Jahre. Als Ingolf Islands ansichtig wurde, warf er auf gutes Glück seine Hochsitzpfeiler über Bord. Er wollte sich ansiedeln, wo die Säulen ans Land gespült würden. Ingolf landete an der Stelle, die jetzt Ingolfshoefdi heißt. Vifil und Karli waren Knechte Ingolfs: sie wurden von ihm ausgeschickt, die Hochsitzpfeiler zu suchen, fanden sie aber erst im dritten Winter. Im Frühling siedelte sich Ingolf in Reykjavik an. Ingolfs Sohn war Thorstein und sein Enkel der Gesetzsprecher Thorkel Mond. Der ließ sich, als er auf den Tod krank lag, in den Sonnenschein hinaustragen und befahl sich in die Hände des Gottes, der die Sonne geschaffen habe. Er hatte ein so reines Leben geführt, wie nur die allerfrömmsten Christen es geführt haben.
Ein anderer Siedler hieß Thorolf. Der war ein großer Opferer und glaubte an Thor. Auch er zog wegen der Gewalttätigkeiten König Harald Haarschöns nach Island. Als er vor den Breidifjord kam, warf er gleichfalls seine Hochsitzsäulen, darin Thors Bild geschnitten war, über Bord. Wo Thor an Land komme, wolle er sich niederlassen. Er tat das Gelübde, seinem Gott und Freund Thor die ganze Landnahme zu weihen und nach ihm zu benennen. Thorolf segelte in den Fjord hinein. Dort fand er Thor an einer Landspitze angetrieben. Weiter drinnen legten sie an einer Bucht an. Dort erbaute er ein Gehöft und einen großen Tempel. Diesen weihte er dem Thor. Der Fjord war damals noch wenig oder gar nicht besiedelt. Thorolf nahm Land und nannte das ganze Gebiet Thorsnes. Er hatte einen so starken und tiefen Glauben an den Berg, der auf der Halbinsel lag, daß er ihn Helgafell: Heiligenberg nannte, und daß niemand ungewaschen dorthin blicken durfte. Er ließ den Berg eine Friedensstätte sein: niemandem durfte ein Leids geschehen, weder Vieh noch Menschen. Es war der Glaube der Gesippen Thorolfs, daß sie alle in den Berg verstürben.« – Als später sein Sohn Thorstein im Meer ertrank, ging auch dieser, wie die »Eyrbyggjasaga« meldet, in den Berg. Feuer brannten darin und Hörnerklang ertönte. Angesichts des Vaters durfte der Sohn einen Hochsitz einnehmen.

Zwei andere Männer, riesenstark und zauberkundig, warfen ebenfalls, als sie Islands ansichtig geworden waren, Hochsitzsäulen über Bord. Die Männer hießen Lodmund und Bjolf. Ihre Heimat war Thulunes gewesen in der norwegischen Landschaft Vors nördlich des Hardangerfjords …

Man läutet zum Abendtee. Es ist zehn Uhr. Zu Hause ist jetzt Mitternacht, und es funkeln wohl die Sterne. Vielleicht versilbert der Mond das deutsche Land. Hier ist Tag, und es wird Tag bleiben. Wochenlang.

Es regnet in Strömen und stürmt. Die Wogen schlagen an die fest verschraubten Bullaugen des Speisesaals. Nur ein Dutzend Reisende von siebzig haben sich zum Tee eingefunden. Die Teller und Tassen stehen innerhalb von Holzvierekken, welche auf dem Tisch festgeschraubt sind. Es gibt dennoch Scherben. Wie Seiltänzer balancieren die Stewards. Das Schiff stampft sehr.

Ich liege in meiner Kabine. Das Bett hebt und senkt sich unter mir. Bisweilen ist mir, als schwebe ich in der Luft. Das Schiff kracht in allen Fugen.
Ich lese: »Die Sagas melden, die allerersten Kolonisten Islands seien übers Meer gekommene ›Westmänner‹ gewesen: Iren. – So berichtet auch der irische Mönch Dicuil in seiner ums Jahr 825 verfaßten Chronik. Er habe Landsleute gesprochen, die auf einer hochnordischen Insel, dem Eiland Thule des Pytheas, geweilt hätten. Wörtlich heißt es: Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß einige Geistliche, die vom ersten Februar bis zum ersten August auf jener Insel gewesen sind, mir erzählt haben, daß nicht nur bei Sommersonnenwende, sondern auch in den Tagen vorher und nachher die untergehende Sonne sich gleichsam auf der anderen Seite eines kleinen Hügels verstecke, so daß es auch während des kürzesten Zeitraumes nicht finster wird. – Soweit des irischen Mönchs Dicuil Bericht. Es muß als sicher angesehen werden, daß vor der Ankunft dieser Einwanderer, also vor dem achten Jahrhundert, Island menschenleer war. Diese Tatsache dürfte entscheidend dagegen sprechen, daß das als besiedelt angegebene Thule des Pytheas auf Island gesucht werden darf. Denn wie hätte die damals vorhandene Bevölkerung restlos aussterben können? Epidemien können in Anbetracht der völligen Abgeschlossenheit der Insel kaum angenommen werden; eine Austilgung durch Krieg ist erst recht ausgeschlossen, da feindliche Ureinwohner nicht vorhanden waren. Selbst wenn man diese Beweisführung nicht gelten lassen und ein Aussterben der Thulebewohner aus Pytheas' Zeit ohne äußeren Einfluß für möglich erachten will, so müßten doch bescheidene

Reste der ältesten Besiedlung zu finden sein. Doch keinerlei Spur ist vorhanden, die geeignet wäre, die Überlieferung der isländischen Sagas von der erst ums Jahr 795 erfolgten Ankunft der ersten Bewohner zu erschüttern. Im übrigen dürften die angeblichen Bewohner Thule-Islands den ankommenden Fremden wohl eher von Vulkanen und heißen Quellen erzählt haben als vom Eismeer im hohen Norden …«
Könnten nicht Feuer und Lava Island entvölkert und alle Spuren vernichtet haben?
Mit mehr Zutrauen lese ich in einem anderen Buch: »Nach Strabo (dem berühmten griechischen Geographen, der ums Jahr eins in Rom gelebt hat) befand sich Thule sechs Schiffstage weit in nördlicher Richtung von Britannien. Diese Angabe kann nur auf Island zutreffen …«
Wo lag Thule?
Ich lege meine Bücher in das Netz neben meiner Schlafstätte. Ich werde das Licht auslöschen. Da ich eine Innenkabine habe, wird Nacht sein. Der Ventilator, herbe und kalte Seeluft zuführend, surrt. Des Schiffes spitzer Bug zerschneidet, ich weiß es, Welle nach Welle. Unentwegt und seiner Bahn gewiß. Trotz des hohen Seeganges. Ich höre, wie die Wogen rauschen. Jetzt werde ich das Schreibpapier zu den Büchern ins Netz legen und schlafen. Wir haben es leichter als die Wikinger.
Es war ein König in Thule, getreu bis an sein Grab. Wo lag Thule, das seinen Namen der Sonne verdankt? War es Island oder jene norwegische Landschaft Thulunes am Hardangerfjord, von wo die Siedler Lodmund und Bjolf ihre Hochsitzpfeiler nach Island mitgebracht hatten? Thulunes heißt verdeutscht: Insel (oder Halbinsel) Thulu …

Nach regnerischer und zuletzt stiller Fahrt lief unser tapferes Schiff gegen vier Uhr morgens in den Hafen von Islands Hauptstadt ein. Schwer und tief hingen Regenwolken über den Bergen, deren Steile und Höhe man nur ahnen konnte. Fahler Schein lag auf See und Land. Grell geschminkte Frauen und bleiche Bummler promenierten trotz der Stunde in den Straßen, über deren Asphalt viele Autos rollten. Die Stadt ist schön: Betonmauern, Wellblechdächer und Bauten, auf amerikanische Weise hochgetürmt.
Das Innere unseres Hotels ist hell und überraschend behaglich. Zum erstenmal seit Wochen habe ich alle Kleider und meine Wäsche aus dem Koffer nehmen können.
Zu schlafen vermag ich nicht. Mir fehlt das vertraute Stampfen des Schiffes. Und es fehlt mir die dunkele Nacht. Gibt es nicht Tage, da man des Lichtes entraten möchte? Ich bin überwach. Die Gedanken jagen mir durchs Hirn. Ein Goethewort zuckt in mir auf: Nun bist du an der Grenze des Witzes. Warum suchtest du Gemeinschaft mit der Hölle, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vom Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns dir auf oder du dich uns? – So ungefähr sprach der Teufel Mephistopheles zu Faust. Meine Gedanken hetzen einander. Ich verlasse das Zimmer, gehe aus dem Haus, schlendere durch die Straßen.
Nun schläft die unschöne Stadt. Die Islandsonne blitzt durch die Wolken. Nur für einen Augenblick. Im Hafen scheint Leben zu sein. Sonst ist Stille. Kein Baum, der im Winde raunt; kein Vogel, der im Geäst sein Lied singt. Die Betonmauern der Häuser triefen vor Nässe. Ich gehe zum Hafen.
Auf unserem »Gullfoß« herrscht reges Leben. Die Krane entziehen ihm Kisten und Fässer, Säcke und Ballen, Stacheldraht und Eisenstangen. Ich gehe weiter. Ein Fischerboot läuft ein. Ich schaue zu, wie man es entlädt. Zappelndes und glitzerndes Leben wird schippenweise in Körbe gefüllt. Ein bärtiger Fischer, in einen nassen und von Fischschuppen überglitzerten Ölmantel gekleidet, hält einen schweren Fisch hoch und ruft mir etwas zu. Ich glaube, er will mir den prächtigen Fang zeigen. Mit Gesten bedeute ich ihm, daß ich seiner Sprache nicht kundig bin. Er wirft den Fisch in einen Korb, wischt die Hände an einem Sack ab, kommt zum Kai herauf, streckt mir die Hand entgegen und sagt: »Willkommen auf Island! Ich weiß, daß heute nacht Gäste aus Deutschland angelangt sind. Willkommen bei uns!«

Ich war fast an der Grenze meines Witzes angelangt. Weshalb nur? Ich hatte mich in ein Märchenland hineingeträumt und hatte mich plötzlich in einem Land wiedergefunden, das nichts vom Märchen an sich hat. Es hatte mich die grenzenlose Einsamkeit dieser wüsten Insel am Rande des Polarmeeres gepackt. Und nicht war Nacht, die mit ihrem Schleier alles zudeckt – auch die Augenlider, damit die verschlossenen Augen das nicht zu schauen brauchen, was sie fliehen wollen. Noch etwas trug Schuld: ich wollte »fliegen« wie Luzifer und war vor dem Schwindel nicht sicher. Ja, das war es zuvorderst, was mich voll Unruhe sein ließ …

Wo ich ging und stand und dachte und sann: alles zog mich seit Jahren hierher. – Sind das Islands Gestade, wohin ein vielgesungenes Lied die Segel zur Wikingerfahrt zu lösen heißt? Ist das die Insel Thule, für die ein Pytheas das Leben wagte? Ich hatte mich in ein Märchenland hineingeträumt. Grausamste Wirklichkeit umgibt mich. Kein Baum, kein Wald, keine Blume, kein Feld. Schmucklose Häuser, lieblos hingestellt, dazwischen Handelskontore, Modegeschäfte, Zeitungsredaktion, Kinos. Alles macht den Eindruck des Ungewachsenen, Unbodenständigen, des Gemußten, aber nicht Gewollten. So dürften die Goldgräberstädte ausgesehen haben, als das kalifornische oder klondykische Gold die Menschen schürfen und schürfen ließ, bis sich die meisten – ihr Grab gegraben hatten.

Wenn ich an meine oberhessischen Bauern und Bäuerinnen denke, die mit ihren zwanzig oder dreißig Morgen Land sich nur ernähren können, falls sie ihren Arm nicht schonen und ihre Kleider so schlicht wählen als nur möglich, die aber trotz alledem ihre Würde und ihre Liebe zum Schönen nie vergessen – wenn ich andererseits hier, in der Hauptstadt des Landes der Wikinger und Skalden, den protzigsten Abklatsch des schlechtesten Europas vorherrschen sehe – so muß ich noch mehr nach Norden oder nach Süden schauen. Ich schaue nach Süden! Ein Palästinareisender, christgläubig und sehr fromm, hat mir einmal erzählt, daß er die widerwärtigsten Eindrücke seiner Wallfahrt an der Grabeskirche zu Jerusalem gehabt habe: Geschacher und Schlägereien seien dort Gepflogenheit, und die Tage, an denen Totschlag die heiligste Stätte der Christenheit nicht besudele, seien zu zählen. – Diese Islandreise sollte meine Wallfahrt sein. In mir spricht die Enttäuschung ihre Sprache und ist nicht zum Schweigen zu bringen. Nicht, daß die Eindrücke, die ich in mich aufgenommen habe, widerlich seien oder ekelhaft. Wollte ich es behaupten, so übertriebe ich oder spräche unwahr. Nein: ich habe hier nichts zu suchen. Das ist es!

Was mir Reykjavik zu bieten hat, hätte mir ein Marseille, wie ich es gemieden habe, auch bieten können …

Wir haben heute eine Fahrt zum Thingvellir, Islands weltberühmter Allthingstätte gemacht. Viel ist darüber geschrieben worden. Kein heiliger Schauer hat mich gepackt. Ich ließ mich führen – und dachte an Deutschland. Nicht nur, weil ich auf der Basaltwand des Thingvellir mit roter Farbe und in großen Lettern und in deutscher Sprache einen Heilruf geschrieben fand: ein Heil auf den berüchtigtsten früheren Kommunistenführer Deutschlands. – Im Gasthof »Walhall« tranken wir Kaffee und aßen Kuchen. Dann fuhren wir im Kraftwagen nach Reykjavik zurück. Kein Baum, nicht einmal ein Strauch oder ein Busch bot uns den Segen der Erde. Und was ich von Reykjavik aus für eine Kette von Bergen gehalten hatte, offenbarte sich als die trostlose Anhäufung vulkanischer Aschenkegel. An Lebendem sahen wir unterwegs: eine Reiterin auf einem Pony; drei Mutterschafe mit ebensoviel Jungtieren; ein paar Fetzen Grasflächen, gelbgrün und dürr; einige tellergroße Moosballen, mit winzigen Blütchen betupft. – Zuletzt fuhren wir auf einer schnurgeraden Asphaltstraße zwischen häßlichen Häusern zu unserem Hotel.
Mein Zimmer ist komfortabel und freundlich. Ein Bett, ein Schreibtisch, ein Stahlsessel, ein eingebauter Schrank – und an der Wand Gemälde von isländischen Malern. Es sind fünf Bilder von vier Künstlern. Die Rahmen umhegen: Bäume – knorrige, breitkronige und herrlich grüne Bäume. Sehnen sich Islands Künstler nach dem Süden …?

Einer meiner Kameraden – wir sind selbzwanzigt nach Island gekommen – sagte mir vorhin, er zähle die Tage, bis er wieder zu Hause sei. Er würde dann eine Fußwanderung durch den Teutoburger Wald machen.

Das isländische Wort für Gedenken und Erinnerung ist *minni*!

Islands Künstler sehnen sich nach dem Süden! Aber: Sind sie im Süden, so wollen sie wieder nach Hause! Und hätten sie die endgültige Wahl zwischen dem Süden oder ihrem einsamen und kahlen Eiland am Rande des Polarmeeres, so wählten sie endgültig dieses Eiland. Ich habe die Frage gestellt, und so ist sie mir beantwortet worden. Von einem Maler. Wir sind Freunde geworden. Seine Frau ist eine Deutsche. Der Maler, Mansi, und sein einziger Bruder Sveni sind die letzten Nachkommen der berühmtesten isländischen Skalden Snorri Sturluson

und Egil Skallagrimson. Sveni wird demnächst für lange Zeit nach Deutschland übersiedeln. Zwanzig Jahre ist er alt. Er hat noch keinen Baum gesehen! Es gebe zwar einige Bäume und Wäldchen auf Island, so sagte er mir, er sei aber noch nicht dahingekommen, wo man sie finde. Dafür kenne er alle Gletscher und Wüsten. – Auch Mansi wird in diesem Jahr nach Deutschland fahren. Für einige Monate. Wir haben eine Kletterpartie am Tiroler Rosengarten verabredet. Viermal schon hat er den herrlichen Berg erstiegen und gemalt. Die vier Bilder sind unverkäuflich. Er hat sie mir gezeigt. Wie sehr muß er den Rosengarten lieben! Es sei an der Zeit, daß ich Reykjavik verlasse, meint Mansi. Wohl könne er verstehen, daß mich Enttäuschung oder Heimweh gepackt habe. Daran sei aber nicht Island schuld, sondern ich selber – und Reykjavik, das nicht Island sei. Ich hätte in seiner Inselheimat allerlei zu suchen – und zu finden, dürfte dabei aber nicht vergessen, den isländischen Himmel zu betrachten.

Sonntag. Jazzmusik dringt durch die dünnen Wände des Hotels, darin wir für einige Stunden rasten. Die Jugend von Reykjavik, in Kraftwagen auf den unvergleichlich schlechten Wegen gekommen, tanzt. Die Frauen sind geschminkt und sind gekleidet, wie es vor Jahren *dernier cri* gewesen sein mag: die Burschen und Männer sind gut angezogen: Sportdreß. Alle Tanzschlager sind abgedroschen. Soeben wurde ein Foxtrott gespielt, der mich in Berlin monatelang jeden Mittwochmorgen gepeinigt hat. Ein Hofmusikant leierte ihn auf seiner Drehorgel.
Ich blicke durchs Fenster auf die hurtigen Wellen des Laugarvatn, eines heißen Sees. Zarter Dampf kringelt hoch. Ganz fern im Südosten schimmert der Schneerücken von Islands berühmtesten Vulkan, der Hekla.

Im Jahre 1300 geschah es, daß der Heklaberg sich spaltete und »Erdfeuer« spie. Es war eine solche Finsternis, daß man nicht wußte, ob Tag war oder Nacht. »Zur gleichen Zeit erfolgte ein Lavaausbruch auf Sikiley und verbrannte zwei Bistümer.« – Sikiley ist Sizilien. – Dreihundert Jahre später, als Karl der Fünfte Kaiser über das halbe Abendland war, soll einer der kaiserlichen Hofjunker, Walter van Meer, nach Island gekommen sein und gesehen haben, wie »die Seelen von Verdammten auf einem dunkelen, mit großer Gewalt einherrauschenden und von einem Mohren geleiteten Schiff« zur Hekla gebracht wurden.
Wie Sizilien hatte also auch Island seinen Feuerberg Bel! Beide, Hekla und Ätna, werden vom gleichen Feuer gespeist, dem Erdenfeuer; und die Werkstatt des göttlichen Schmiedes Hephaistos-Vulcanus, welcher als der Venus Gemahl gilt, ist die Erde.
Dietrich von Bern, der Thidrek der norwegischen Saga, soll im Berg Bel hausen …

Vor einigen Stunden waren wir am Großen Geysir. Stundenlang hatten wir warten müssen, bis die siedenden Wasser gesprungen sind. Zuletzt war, um ihn zum Ausbruch zu reizen, sackweise Seife in den Ungnädigen geworfen worden. Bald danach hatte die Erde in weitem Umkreis zu zittern und zu dröhnen begonnen, und urplötzlich warf der riesige Wasserkessel in puffenden Stößen seine gischtenden Fluten und den zischenden Dampf aus sich heraus. Der kochende Strahl soll beim kräftigsten Stoß eine Höhe von vierzig Meter gehabt haben. Dann lag der Erdtopf wieder nackt und leer. Manchmal puffte noch eine Dampf-

wolke hoch. In der Erde unergründlichen Tiefen polterte es. Über dem breiten Tal lagen Dampfschwaden. Die Luft war voller Schwefelgeruch. Der legte sich auf die Brust.
Schaurig schön mag am Geysir eine Winternacht sein oder ein Mittwintertag, der der Nacht gleicht. Das schneeige Leichentuch liegt endlos und tief auf den Landen. Der Polarstern heult. Es zischen die Dampfwolken. Die Erde stöhnt. Nirgends ein Lebewesen. Vielleicht wabert irgendwoher der Feuerschein eines Vulkans. Es zucken und rollen lautlos die Farben des Nordlichts über den Himmel. Dort mögen zur Winterzeit die Sterne lichter als bei uns stehen und wandeln. Jetzt ist Sommer und immerzu Tag.

Das Haus, in welchem wir die helle Nacht verbringen, ist ein unschöner Betonkasten. Im Winter wird darin Schule gehalten. Es ist zehn Uhr in der hellichten Nacht der Sommersonnenwende. Ich bin auf meinem Zimmer und schreibe. Im Erdgeschoß, wo sich ein großes, von heißen Quellen gespeistes Schwimmbad befindet, tummeln sich meine Kameraden. Auch ich, abgespannt durch die lange und beschwerliche Fahrt, hatte das erquickende Wasser ungern verlassen. Mein Badezeug, das ich zum Trocknen über die Heizung gehängt habe, riecht leicht nach Schwefel.

Hoch steht die Sonne im Nordwesten. Der Himmel schimmert in buntesten Farben. Ein ganz leichter und kaum wahrnehmbarer Dunst liegt über dem breiten vom Reykjadalsa durchströmten Tal. In der Ferne steigen die Dampfwolken von heißen Quellen hoch. Nackt stehen die Höhen des Skaneyjarbunga und des Steindorsstadaöxl, nackt liegt auch das Reykholtsdalur. Nirgends ein Baum. Das karge Grün winziger Wiesen läßt das Land noch toter scheinen, als es ohnehin ist.

Ich glaube nicht, daß ich hier mein Leben freiwillig verbringen könnte. Müßte ich es gezwungenermaßen tun, so sehnte ich mich bestimmt mit allen Fasern meines Herzens nach meinen heimatlichen Wäldern und Wiesen.

Hier, in Reykholt, hat vor genau siebenhundert Jahren der Gesetzsprecher und Skalde Snorri Sturluson gelebt. Sein Warmbad, von einem Mauerrund eingefaßt, ist noch vorhanden und liegt, wenige Schritte von dem Gasthof entfernt, neben armseligen Torfhütten, aus denen Rauch aufsteigt. Ob wohl Snorri, Zeitgenosse eines Wolframs von Eschenbach und eines Walters von der Vogelweide, eines Peire Vidal und eines Peire Cardinal, in einer solch armseligen Kate die »Jüngere Edda« und die norwegische Königsgeschichte »Heimskringla« verfaßt hat? Hat ihm nicht Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und dem in Vergessenheit geratenden Glauben seiner Väter die Feder geführt während der langen Winternächte, da Eiseskälte und schwärzestes Dunkel, nur dann und wann vom Nordlicht erhellt, auf seinem so weltfernen Gehöft lastete?

Auch in Borg, in dessen Nähe wir morgen vorbeifahren werden, hat er lange gelebt. Auf dem gleichen Hof, wo sein Vorfahr Egil Skallagrimson zwei Jahrhunderte vor ihm gesessen hatte, wenn nicht kühne Wikingerfahrten ihn auf dem weiten Meer und in fernen Landen umhertrieben.

Um das Haus heult und bellt der Sturm. Ich gehe zu den Kameraden. Es ist die Nacht der Sommersonnenwende im Lande der Edda …

Eine Stunde später. Der neue Tag beginnt bald. Als die Sonne sich mehr und mehr zum Norden neigte, hatte ich zum Steindorsstadaöxl geschaut. Das Farbenspiel auf dem kahlen Gestein war überwältigend gewesen, und die unendliche Gletscherfläche des Langjökull stand dahinter, feierlich und ernst. Von der zartesten Malvenfarbe bis zum glühendsten Rot, vom leuchtendsten Weiß bis zum düstersten Schwarzgrau waren, wo ich auch hinblicken mochte, die Tinten. Auf der Hauswiese eines Hofes, jenseits des Flusses liegend und in meine Karte als Hoegindi eingezeichnet, bewegten sich Tupfen. Durch den Feldstecher sah ich Islandponys, die langsam zum Flusse hinabstiegen. Der Hof lag still. Ich richtete das Glas auf den Steindorsstadaöxl. Die sanft ansteigenden Hänge endeten auf halber Höhe vor schroffen Basaltwänden. Täuschte ich mich nicht, so waren die schwarzen Flecken, die ich dort gewahrte, Höhleneingänge. Ob ich schon wieder nach Höhlen suche, erklang neben mir die fragende Stimme eines Kameraden. Auf meine bejahende Antwort machte er mir den Vorschlag, daß wir uns diese Nacht um die Ohren schlügen und zu den Bergen hinüberwanderten, da doch die Nacht der Sommersonnenwende sei. Zwar sei das Flußbett des Reykjadalsa breit, so fügte er hinzu, es gäbe aber in nächster Nähe eine Furt. Vor dem Nachtmahl habe er einen Gang zum Fluß gemacht und dort einen Bauernwagen hindurchfahren sehen. Auch wir könnten zum anderen Ufer waten und zu den Höhlen hinaufsteigen, denn er glaube selber, daß es dort oben Höhlen gäbe. Ich zauderte nicht, und wir brachen auf.
Der Sturm warf uns fast um. Wir gingen zum Fluß, zogen Schuhe und Strümpfe aus, krempelten die Hosen hoch und stiegen ins Wasser. Es war so eisig, daß ich nicht schnell genug auf dem andern Ufer sein konnte. Ein Dauerlauf zum Hof Hoegindi, auf einem dem Sturmwind nicht ausgesetzten Wege, machte unser Blut pulsieren. Der Berg war weniger steil, als es den Anschein gehabt hatte. Wir kamen an der Basaltwand, dem Ziel, an. Wir hatten uns getäuscht. Was wir für Höhlen gehalten hatten, waren grottenähnliche Felseinschnitte, in denen Bäche und Rinnsale in Kaskaden zu Tal fließen. Am schönsten Wassersturz machten wir Rast. Wir schauten zur Sonne. Wir schauten nach Reykholt, das tief unter uns wie ein Spielzeug lag. Lange, sehr lange schauten wir auch zum Gletscherfeld des Eyriksjökull, das sich uns zum ersten Male darbot. Wer von uns beiden das Schweigen brach, weiß ich, obwohl inzwischen nur wenige Stunden vergangen sind, nicht mehr.
Ich sagte: Es gibt ein indisches Wort *Titthakara.* Ursprünglich bedeutete es Furtfinder und bezeichnete die Menschen, welche dort eine Furt gefunden hatten, wo andere den Weg zum Drüben vergeblich suchten. Ein solcher Titthakara

zeigte auch im übertragenen Sinne eine Furt vom diesseitigen Ufer zum jenseitigen. Das heißt: er wußte über das abgründige Dunkel zu führen, das vor den Menschen liegt und sie von dem trennt, was sie erst nach dem Tode erkennen können – obgleich sie die immerwährende Frage in sich tragen: Wie kommen wir jetzt schon im Geist hinüber, auf daß wir um das Drüben wissen und so das Hüben wie seinen Sinn begreifen? Es gab Menschen, die hilfsbereit den Fragenden die Antwort gaben, die sie, Furtfinder im Geist, selber gefunden hatten. Heute besagt das indische Wort Titthakara das, was wir als Ketzer bezeichnen.

Sehr wohl entsinne ich mich auch der Worte, die mein Kamerad gesprochen hat. Nie unterbrach ich ihn. Unterdessen hob sich behutsam der von zarten Rotwölkchen umhangene Sonnenball über die kahlen Höhen, rannen die Wasser zu Tal und sangen, täuschte ich mich nicht, im Reykholtsdalur, wo der Fluß sich seeartig verbreitert, Schwäne: singende Schwäne. Oder sollte es der Wind gewesen sein, der in den Klüften und Schlünden eine Äolsharfe gefunden hatte? Es ging ein Singen durch diese Nacht der Sommersonnenwende. Und mein Kamerad, der »christlicher« als ich denkt, sprach:

»Während das Christentum sich vorwiegend mit dem Menschen beschäftigt und die Natur entweder als widergöttlich verdammt oder sie einer gottlosen Naturwissenschaft und Technik überantwortet, war dem Heidentum die Natur selbst ›voller Götter‹, alle Ereignisse waren Worte und Taten von Genies und Geistern. In diesem Sinne muß man es frömmer, gottinniger, christlicher nennen als dasjenige, was als Machtwille und Gesetzesstarrheit im Katholizismus wie im Protestantismus heraufkam und von Rom und Juda oft mehr als von Christus inspiriert war.

Ursprüngliches Volkstum ist untrennbar von der Mächtigkeit streng volksgebundener Götter. Dieser Geistzusammenhang durchdringt den Blutzusammenhang und gibt einem Volke erst die letzte stoßkräftige Einheit. Deshalb singt die Edda: ›In alten Zeiten, als Aare sangen, heilig Wasser rannen von den Himmelsbergen …‹ Jedes Volk, ja jeder Stamm schaute eigene, von anderen scharf unterschiedene Götter. Sie schauen in ihnen bildhaft die Mächte, welche sie erzeugen, als Einheit zusammenschließen, in Wanderungen und Kriegen lenken, in Weistümern und Rechtssatzungen inspirieren. ›Götter‹ sind ebenso unbezweifelbar wirklich wie Sprachen und Völker.

Diese Volksgötter und Stammesgötter stehen in engem Zusammenhang mit der Landschaft, den Mittelpunkten völkischer Heiligtümer, Tempel, Haine, Quellen, Berge. Es wird erlebt, wie bestimmte Orte – Höhlen oder Klüfte – Ausstrahlungs-

punkte unterirdischer Erdgewalten, andere wieder – Berge oder Felsklippen – Einstrahlungspunkte planetarer und stellarer Mächte sind. Ein ragender Baum gilt als Stelle, darin sich das Wasserelement und das Erdelement von unten her öffnet, das Luft-Licht-Feuerelement von oben her einsenkt.
In dieser Vorzeit befindet sich das Göttliche nicht in einem unfaßbaren, lediglich dem ›Glauben‹ zugänglichen ›Jenseits‹. Es überläßt die Welt nicht einer mechanischen Gesetzmäßigkeit, sondern die Natur ist überall das ausdrucksmächtige Antlitz göttlicher Wirksamkeiten. Vor allem die germanischen Völker der Vorzeit haben ihre tiefsten Geistoffenbarungen aus der Natur empfangen. Ihre Götter waren Naturgötter, ihre Mysterien Naturmysterien. Die Germanenseele war einst versunken in den sonnenhaft keuschen Traum der Geistoffenbarungen der Natur. Das war die Zeit des Gottes Baldr, des Lieblings der Götter und Menschen. Die ältere Geschichte ist nicht zu verstehen, wenn man nicht sieht, wie sie entscheidend von den in der Landschaft verstreuten Heiligtümern, als wie von Mittel- und Kraftpunkten gelenkt ward. Nicht einzelne Menschen, ja nicht einmal die Stämme und Völker als solche, das heißt als Gruppen vorübergehender sterblicher Menschen bekriegen einander oder verbünden sich, sondern die in den großen Kultstätten sich offenbarenden und von dort aus in den bewohnten Landschaftsraum ausstrahlenden Göttermächte sind es, welche die alte Geschichte bestimmen. Die germanischen Stämme senden in entscheidenden Augenblicken zu ihren Kultstätten: zur Irminsul im Teutoburger Walde oder zur Seherin Veleda an den Lippequellen. Sie waren der Meinung, daß sich dort in begnadeten Menschen, besonders in Frauen, der Volksgeist unmittelbarer und schicksalsweisender bekunde.
Daher steht bei der Unterwerfung eines Volkes die Vernichtung seiner Heiligtümer im Vordergrunde. Man wußte, daß man hier das schlagende Herz selbst treffen könne. Mochten immerhin einzelne Sippen und Familien in den Gehöften über das Land hin weiterleben: Waren sie ihrer Heiligtümer und damit des Zusammenhanges mit ihren Göttern beraubt, so waren sie nur mehr eine Summe richtungsloser und wurzelloser Menschen, aber kein schlagkräftiges Volk. Daher versuchten bereits die Römer, die Seherin Veleda durch Geschenke und Drohungen umzustimmen, damit sie die germanischen Stammesfürsten beeinflusse. Und Kaiser Karl hat ebenso wie Varus und Germanicus seine Heerzüge immer wieder in das Gebiet des Teutoburger Waldes gelenkt, weil in dieser Gegend, an der Grenzmarkung mehrerer großer Stämme, das kultische Herz Germaniens schlug.
Man versteht die mythische Vorzeit nur, wenn man sich klarmacht, daß hier der

Einzelmensch noch nicht hervorgetreten ist. Im Bewußtsein leben nicht Eigendenken und Eigenwille, sondern der Vollzug volkhafter Ordnung. Die Natur ist nicht nur durchgöttert, sondern auch von den Seelen der Abgeschiedenen erfüllt. Umgeben von den Geistern der Ahnen, die in den Enkeln nach Wiedergeburt trachten, zieht der Germane in die Schlacht. Von den Schutzgeistern, den Walküren begleitet, weiß er sich bereits bei lebendigem Leibe als unsterbliches Wesen, als Glied des gewaltigen, von Göttern geführten Geisterzuges, welcher in den atmosphärischen Geschehnissen einherbraust. Er besitzt noch die Fähigkeit, den gestorbenen Helden in der Nähe des Grabhügels als Lichtgestalt zu erschauen. Das ganze Leben ist Geistdramatik, darin Lebende und Abgeschiedene verbunden sind. Wir müssen unter ›mythisch‹ und ›Mythos‹ Offenbarungen einer fernen Vergangenheit erblicken, darin der Mensch unmittelbar der Übermacht einer göttlichen Welt hingegeben war. Ob wir es wollen oder nicht: Wir stehen allem Mythischen fern. Der Bereich des modernen Menschen ist Naturwissenschaft, Technik und jene Geschichtsbetrachtung, welche auf die äußeren Geschehnisse hinblickt und ›Götter‹ als Aberglauben empfindet. Das Kirchenchristentum war in dieser Hinsicht um nichts weniger intellektualistisch als die moderne Naturwissenschaft. Das Mythische ist untrennbar von der Offenbarkeit der Göttermächte. Diese sind uns heute verborgen. Der moderne Mensch lebt nicht in kosmischer Inspiration, sondern denkt und handelt aus sich selbst innerhalb einer Dingwelt.

Der Mythos hat auch nichts mit ›Glauben‹ und ›Bekenntnis‹ zu tun. Vielmehr wird aller Glaube erst nötig, wenn das Dasein der Götter sich verdunkelt und nun der Mensch das Verlorene in den Seelenhaltungen des Glaubens und Vertrauens ersehnen muß. Wollen wir daher die mythische Götterwelt und in ihr die Wurzeln der Volkstümer als das, was sie sind, erkennen – so genügt keine äußere Betrachtung. Die mythische Götterwelt ist keineswegs ein dichterisches Produkt der Menschen, vielmehr der Mensch ein Produkt der waltenden Götter. Zuerst ist dem Menschen das Menschenbild in der Gottheit erschienen. Ehe er sich selbst zu sehen vermöchte, ist der Gott vor ihn getreten. Sein Bild ging dem menschlichen voran. Was menschliche Gestalt und Art sein könne und solle, das hat der Mensch an der Erscheinung der göttlichen gelernt. Immer steht am Anfang der Gott.

Wenn die mythischen Gestalten Erzeugnisse einer Phantasie sind, so sind sie nicht Erzeugnisse einer menschlichen, sondern einer göttlichen Phantasie, welche sich in den Menschen hineindichtet. Der mythische Mensch ist überantwortet der über alle Willkür erhabenen Weltenphantasie, welche sich im strengen

Bildgefüge und Wortgefüge seiner Kosmologien und Hymnen wie in der Natur selbst darlebt: in den Pflanzen und Tieren, den Jahreszeiten und Planetenbahnen. Er sagt die Wahrheit, wenn er seine Seelenkräfte als Wirksamkeiten einer Götterwelt erlebt. Solches Menschentum ist noch dem Kosmos gegenüber offen, gewissermaßen ohne Haut und Grenze.
Die Ursprünge der Religion sind nicht im Menschen, sondern im Göttlichen zu suchen. Erst leuchtet, wirkt und spricht ein Gott in den träumenden aufgetanen Menschen hinein, ehe dieser dazu gelangt, sich selbst im Ich-bin auszusprechen, aus sich zu denken und zu tun. Ursprüngliche Religion ist ein Sichverbinden des Göttlichen mit dem Menschen, ja in gewisser Hinsicht das werdende Entstehen des Menschen in seiner leiblich-seelischen Organisation aus dem Göttl2ichen. Der mythische Mensch wird vom Kosmos her ernährt und gestaltet wie ein Embryo im Mutterleibe. Die Erscheinung der Gottheit, von der alle Religion ihren Ausgang nimmt, ist nicht nur ein Wahn, sondern von allem Wirklichen das Wirklichste. Sie schafft aus der Horde die Gemeinschaft, aus der Gemeinschaft das Volk.
Ursprüngliches Volkstum lebt nicht in einem gleichgültigen Dingbereich, sondern in einer Welt, die bis zum Rande mit Bedeutsamem, Sprechendem, Heiligem geladen ist. Das menschliche Leben gewinnt weihende, priesterliche Bedeutung. Jede Offenbarung des Göttlichen öffnet auch das menschliche Gemüt, und schöpferisches Tun ist ihre unmittelbare Folge. Der Mensch muß das Ungeheure heraussagen, das ihn ergriffen hat. Die ehrwürdigste dieser großen Sprachen ist der Kultus. Seine Sprache ist uns fremder geworden als alle anderen. Indem wir die Kulte auf gewinnsüchtige Nützlichkeitserwägungen der Menschen den Göttern gegenüber zurückführen, haben wir nur die ehrwürdigste Erscheinung der Vorzeit aus unserer eigenen selbstsüchtigen Lebensführung mißdeutet. Statt uns an der Größe der Vergangenheit zu messen und daran zu erheben, messen wir sie an uns.
Kultus ist Weltendienst! Die Urhandlung des Kultus könnte man die nach oben geöffneten ausgebreiteten Arme nennen. Hier wird der ganze Mensch zur Sprachgebärde, welche wie im Keimzustande alles enthält, was der Mensch nur je von der Welt empfangen und der Welt geben mag. In ihr stellt er sich zwischen Himmel und Erde, wird zum Vermittler des Unteren ans Obere, des Oberen ans Untere. Der Frühlingsreigen der Kinder auf blumigen Rasen um einen Baum ist daher bereits eine echt kultische Handlung. Kinder sind noch nicht so vermauert wie die Erwachsenen. Sie nehmen die Welt nicht mit dem intellektuellen Kopf, sondern mit der Brust, mit Atmung und Herzschlag auf. Ein lichter Früh-

lingstag ist an sich selbst ein Singen und Jubilieren. Der Reigentanz der auf- und abschwebenden Elemente und Elementargeister erregt im Gleichklang die empfänglichen Kinder. Kulte sind keine abstrakten ›Symbole‹ oder bloße ›Gedächtnisfeiern‹, sie sind die überwältigende Gegenwart einer Weltenmacht. Hier wird noch nicht über Welt und Gott theoretisiert, sondern in Ergriffenheit gedient. Die höchste, freilich auch geheimnisvollste Aufgipfelung des Kultus ist das Opfer. Irgendwelche selbstsüchtigen Absichten dem Göttlichen gegenüber müssen als spätere Entartungen gelten. Ein ursprüngliches Opfer kann menschliches Tun nur vollbringen, weil sich im Opfer ein Weltzusammenhang ausspricht. Das Opfer entspringt keiner selbstsüchtigen Gier noch feigem Werben um die Gunst eines Mächtigen, sondern einem inneren Reichtum, der sich anderen lebenspendend offenbaren will.

Das Menschenleben selbst ist in seinem Wirken und Erdulden ein großes Opferfeuer, an welchem alle Elemente, Naturwesen und Götter Anteil nehmen. Der Mensch empfängt nicht nur, sondern er gibt. Auf seinem kultischen Tun beruht ein Gutteil Gesundheit und Ordnung der Welt, ja selbst die Götter blicken auf diesen Menschen hin, welcher im selbstlosen Wirken zum Gleichnis der Schöpferkräfte wird. Auch die Sonne opfert, indem sie ihre Strahlen herein in die Erde senkt. Die aufsteigenden Wasserdünste, das Leben der Pflanzen, ihre Farben, Düfte und Früchte sind eine vielstimmige Opferantwort der Erde auf die Opfertat des Himmels.

Das ursprüngliche Opfer hat keinen außer ihm selbst gelegenen Zweck. Es soll nichts bewirken, erbitten oder zauberisch herbeiführen. Es trägt seine Wirklichkeit in sich. Der Mensch bekundet durch es seine Eingliederung in die große Weltgemeinschaft aller Kräfte und Wesen. Daß in der Natur die Lebewesen sich voneinander nähren, ist selbst nur Teilausdruck des Gebens und Empfangens, darin nichts egoistisch abgeschlossen ist, sondern alles gibt und empfängt. Die tiefe Verbundenheit der alten Germanen mit den Kräften der Natur bedingt die vielfältige Weise, in welcher diesen geopfert und dadurch die Lebensgemeinschaft mit ihnen erhalten wurde. Man opfert den Quell- und Baumgeistern durch Anzünden von Lichtern, durch Hymnen und Sprüche, durch Darbringung von Tieren und Pflanzen. Man ehrt die Lebenskraft in den Bäumen, indem man Blumen, Bänder und Früchte an ihre Zweige hängt oder sie singend umtanzt. In der ältesten Zeit baut man das Wohnhaus selbst um den Stamm eines lebendigen Baumes und verwächst so im Geben und Nehmen mit diesen Kräften.

Die gemeinsame götterdurchwirkte Natur wird zum Bande, welches die Menschen zur Gemeinschaft zusammenschließt. Nach Tacitus widerstrebte es den

Germanen, die Götter in geschlossenen Räumen einzuengen oder im menschengestaltigen Bilde zu verehren. Dies sei unvereinbar mit ihrer Größe. Haine und Wälder weihten sie ihnen und bezeichneten mit den Namen der Götter jenes Geheimnisvolle, das sie allein durch fromme Anbetung schauten.
Indem die christlichen Bekehrer die heiligen Haine vernichteten, um aus dem Holze christliche Kirchen zu bauen, untergruben sie das Mitleben mit einer durchgeistigten Natur, lehrten in Bäumen nur tote Holzmaterialien erkennen und bereiteten die Naturfremdheit und Rücksichtslosigkeit vor, womit der moderne Mensch alles ihn Umgebende nur als Werkmaterial für seine Zwecke und Genüsse ansieht.
Obgleich die mythische Geschichte in grauer Urzeit liegt, gehört sie doch nicht allein der Vergangenheit an, sondern ist die dauernde, wenngleich später verdeckte Kraft aller Geschichte. Die Geschichte spiegelt in äußerlichen Ereignissen, was der Mythos symbolisch gestaltet vorwegnimmt. Auch hinter der äußeren Geschichte stehen also überall mythische Mächte, wenngleich diese für das verdunkelte Bewußtsein der neueren Zeit nicht mehr als solche, sondern nur in ihren unverstandenen Auswirkungen offenbar werden. Gerade da, wo sich die Mythen, äußerlich gemessen, gänzlich unwirklich und unhistorisch erweisen, liegt ihre metaphysische Realität.
Vom wahren Historiker müssen wir die Überwindung des vordergründigen Materialismus und Psychologismus fordern. Je mythischer eine Realität ist, um so weniger fällt sie mit einer bestimmten Wirklichkeit an der Oberfläche von Raum und Zeit zusammen, sondern übergreift und durchwaltet Raum und Zeit. Das gewirkte Werk ist tot. Es besitzt keine Zeugungskraft. Über diese verfügen allein die mythischen Mächte, von denen man mit Schiller sagen kann: ›Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.‹ Eine geschichtliche Persönlichkeit ist um so größer, je mehr sie diesen Mächten Ausdruck verleiht, je mythischer sie selbst ist.
Den Übergang von den Göttermächten zur äußeren Geschichte bilden die Sagen und die in ihnen lebenden Helden und Heroen. Diese erscheinen als Götter, die Menschengestalt annahmen, oder als Menschen, die sich zur Götterweihe emporhoben. Sie stehen etwa als Städtegründer oder Gesetzgeber an der Wurzel der menschlichen Geschichte, haben bereits mit bestimmten historisch faßbaren Ereignissen einen gewissen Zusammenhang und leiten hinüber zu den Priestern und Königen der ältesten Geschichte.
Im Bereich der Sage geht das Ungeschichtliche und Übergeschichtliche unmerklich ins Geschichtliche über. Dennoch schildert die Sage nicht die unmittelbaren

Begebnisse, wie sie der Historiker zu sehen gewohnt ist. Von seinem Standpunkt aus muß man von phantastischer Verzerrung‹ und Umdichtung sprechen. Solche ›Dichtung‹ kann wahrer sein als die moderne Geschichtsschreibung, denn in der Sagenbildung spricht sich die Volksseele selbst über entscheidende Kräfte ihrer Vergangenheit aus. Sie bringt diese in Bilder, welche gar nicht die Absicht haben, die äußeren Ereignisse zu schildern, sondern die in ihnen wirksamen wesenhaften Schicksale. Gerade der Historiker sollte die Sagen, die sich zum Beispiel um Arminius, Theoderich oder Alexander spinnen, sehr ernst nehmen.
Wenn wir die Zeichen der Zeit recht verstehen, so beschäftigen wir uns heute mit den Götter- und Heldengestalten nicht deshalb, weil entsprechende Dokumente vorliegen und einmal Menschen solches für wirklich gehalten haben, sondern weil wir selbst unmittelbar über die weltanschaulichen Vordergründe in tiefere Regionen streben. Weil wir uns ahnend an die Vielgestalt schöpferischer oder zerstörender Weltenmächte heranzuarbeiten beginnen, werden uns die Dokumente der Vergangenheit bedeutsam.

Der Beginn der Götterdämmerung, welche zugleich die Auflösung des stammesgebundenen Menschen ist, bereitet sich dadurch vor, daß die strengen Sippenordnungen sich lockern, welche in der Vorzeit die Verbundenheit des einzelnen mit den Götter-, Helden- und Ahnenmächten darstellen. Aus kosmischen und bluthaften Bindungen befreit sich der einzelne Mensch. Die Blutesdämmerung ist zugleich Götterdämmerung. Das Blut verliert seine geistige Bedeutung, es vertrocknet, die Ahnen schweigen. Der Kampf aller gegen alle beginnt. An Stelle der Götterweisheit der Mythen tritt der mechanische Intellekt, an Stelle der kultischen Sinngebung das ichsüchtige Wirken in der Dingwelt. Die individuelle Freiheit ist mit Tod und Untergang erkauft. Diese menschlichen Ereignisse spiegeln sich im Kosmos als Unterliegen der lichten Götter gegenüber dunklen Mächten. In ergreifender Weise schildert dies die Edda: Weltangst bricht herein, die Götter selbst fühlen sich durch den Tod Baldrs bedroht, weil dieser, wie keine andere Gestalt, Ausdruck lichter Durchgeistigung der Natur ist. Im Endkampf seiner Volksgötter, in der Götterdämmerung, erlebt das mythische Volkstum der Vorzeit selbst seinen Untergang: Thor streitet mit der Midgardschlange – zwar besiegt er sie, aber die neun Schritte weiter wird er von ihrem Gift getötet. Odhin wird vom Wolf verschlungen, dessen Rachen klafft wie der Abstand von Himmel und Erde. – Man erinnert sich hier, daß Roms Genius eine Wölfin ist.

Alsbald aber ereignet sich der Umschwung: Odhins Sohn, der schweigsame Widar, tötet den Wolf, indem er seinen Rachen zerreißt. Baldr kehrt wieder und erschließt den auferstandenen Menschen erneut die Göttergeheimnisse von Erde und Kosmos: ›Einen Saal seh ich, heller als die Sonne, mit Gold bedeckt, auf Gimils Höhen. Da werden werte Fürsten wohnen und ohne Ende der Ehren genießen. Da reitet der Mächtige zum Rate der Götter, der Starke von Oben, der alles steuert. Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste und ordnet ewige Satzungen an.‹ So singt die Edda.
Wer ist jener ›Starke von Oben‹, jener Überwinder der Mächte des Todes und des Hasses? Wer ist es, der den vereinsamten Menschen nach der Götterdämmerung zur Gemeinschaft erweckt, seine Ichsucht zum selbstlosen Dienst verpflichtet, die Freiheit nicht vernichtet, sondern heiligt?«

Ich gab meinem Kameraden die Hand. Und ich dachte bei mir: Jener Starke von Oben ist der Lichtbringer Sonne, dessen Kinder wir zu sein haben. Im Neuen Testament heißt er Apollyon. Ihm ist Unrecht geschehen.
Es ging ein Singen durch diese Nacht der Sommersonnenwende auf Island. Sollte es nicht Sphärenmusik gewesen sein, die Baldrs Tod und Wiederkehr ankündet? Ehe dieser tote Gott auf dem Dornholz von den Flammen verzehrt wurde, flüsterte Allvater Odhin ihm das Wort der höchsten Weisheit ins Ohr. Dieses Wort könnte Luzifer gelautet haben. Auch Lohengrin oder Helias. Dieser Schwanritter hatte eine Frohe Botschaft ins Christenvolk zu bringen …
Ehe wir nach Reykholt zurückgingen, hob ich einen Stein auf. Ich werde ihn zu Hause dem Stück delphischen Tempelfries und jenem Stein beigeben, den ich aus Montségurs Trümmern herausgelesen habe.

Einkehr

Dieses Buch ist aus Tagebuchblättern entstanden und wurde in einem oberhessischen Städtchen geschrieben. Inmitten des Landes meiner heidnischen Urahnen und meiner ketzerischen Ahnen.

Auf meinem Schreibtisch liegt das Manuskript des Buches, das ich jetzt abschließen will. Die engbeschriebenen Seiten sind beschwert von einem Stein, welcher ein Stück Tempelfries aus Delphi ist. Ein zweiter und ein dritter Stein haben dafür zu sorgen, daß die Tagebuchblätter, ansehnliche Bündel zu meiner Rechten und zu meiner Linken, nicht von einem Windstoß durcheinandergeworfen oder weggefegt werden.
Das Fenster meines Zimmers steht offen. Vorhin ist, nach einem drückend heißen Tag, ein heftiges Gewitter niedergegangen. Von den Bäumen und Büschen tropft es schwer.
Leise tickt eine kleine Empireuhr. Sie zeigt Stunde nach Stunde an. Mit feinem Klinling. Sie wurde mir von einer greisen Frau geschenkt, die nicht mehr unter den Lebenden weilt und nun um die allerletzten Dinge weiß. Sie weiß mehr als wir alle.
Mein Auge wägt die Tagebuchblätter ab, die zur Rechten und zur Linken. Es sind ihrer gleichviele. Die zur Linken haben ihren Zweck erfüllt. Aus ihnen wurde dieses Buch. Ich werde sie wegschließen, aber von Zeit zu Zeit in ihnen lesen: sie enthalten Aufzeichnungen, die für mich selber gemacht worden sind und von mir nicht vergessen werden dürfen.
Von den Blättern zu meiner Rechten werde ich morgen früh jenen Stein, den ich aus dem einsamen und wüsten Island mitgebracht habe, wegnehmen und das oberste Blatt, dann eines nach dem anderen seine Sprache sprechen lassen. Für ein neues Buch, das ich morgen beginnen und diesem Werk als Tagebuch meiner Weiterreise zum Ziel folgen lassen werde. Das oberste Blatt ist angesichts des isländischen Nordkaps beschrieben worden: auf dem nördlichen Polarkreis; die anderen zumeist im Herzen Europas: in meinem deutschen Vaterland. Eini-

ge habe ich inzwischen aus dem Bannkreis zweier Vulkane nach Hause mitnehmen können: vom Vesuv und vom Ätna, welcher im Mittelalter Berg Bel hieß. Mitsamt den Tagebuchblattern zu meiner Linken wird der sie belastende Stein weggeschlossen werden. Ich habe ihn vor Jahr und Tag aus den Trümmern der pyrenäischen Ketzerfeste und Gralsburg Montségur herausgelesen Sodann wird das linke Drittel des Schreibtisches leer sein und auf seine neue Erfüllung warten. Die Blätter, für welche dieses Drittel den Raum zu geben hat, soll ein anderer Stein vor Unordnung schützen: ein goldgelber Bernstein.
Vorhin ist ein heftiges Gewitter niedergegangen. Der Donner wollte nicht enden. Vom Himmel, an dem die Sterne hinter schwarzen und wild dahinjagenden Wolken noch unsichtbar steht, zuckte Blitz auf Blitz zur Erde nieder und schlug krachend in sie ein. Wie mag die Große Mutter gelitten haben! – Vielleicht steht nun ein Bauer vor seinem bißchen Hab und Gut, welches, hell lodernd, vom Feuer verzehrt wird. In des Bauern Herz schmiedet ein Schmied: das Weh. Das menschliche Herz muß Amboß sein. Wehe ihm, dem leidenden Herzen, wenn es nicht hart genug ist!
Ein Summen dringt an mein Ohr Auf der Fensterbank kriecht eine Biene. Ihre Flügel sind lahm vom Regenwasser. Bis die Sonne wieder hervorkommt, wird das verflüchtigte Naß von den Flügeln, die der göttliche Meister wunderbar geschaffen hat, zum Himmel gestiegen sein. In der kommenden Nacht sammelt sich das Naß als gefallener Tau in einem Blütenkelch und funkelt wie ein Edelstein. Das Bienchen trinkt den Tau. Hat es ihn aufgesogen, so kann es vordringen in die Tiefen der Blüte. Dort ruht Speise für den kalten und blumenlosen Winter: köstlicher, goldgelber Honig.
Aus Bienenhonig haben unsere Urahnen den Met gebraut, damit sie Minne trinken konnten. Minne ist Erinnerung, und Erinnerung heißt ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann. Es glaubten die heidnischen Germanen, die Biene sei vom goldenen Zeitalter, dem Paradies, übriggeblieben. Sie berührten des neugeborenen Kindes Lippe mit heiligem Honig, von Bienen herausgeholt aus Apfelblüten, Rosen und auch aus Margaretenblumen. Dafür sagen die Islander Baldrsauge.
Neben allen Blüten und Blumen lieben die Bienen einen Baum: die Esche. Bisweilen sitzen sie zu Hunderten und Tausenden auf dem süßen Eschensaft und saugen ihn auf. – Und es laßt die Edda von der Weltesche Yggdrasil, dem Baum des Lebens, den Tau als »Honigfall« tropfen und damit die Bienen nähren. Die Weltesche ist die Milchstraße am nächtlichen Himmel. Sie wurde von den An-

gelsachsen Weg der Arier genannt. In Schweden heißt sie Erichsweg. Erich ist ein Name des Teufels.
Nun hat die Sonne die Wolken endlich durchschlagen. Ihre schrägen Strahlen lassen alles glitzern und funkeln. Der Wald dampft. Meine kleine Empireuhr wird gleich siebenmal schlagen. Um neun Uhr ist Nacht. Dann verlasse ich das Haus. Ich weiß in der Nähe einen von mächtigen Tannen bestandenen Waldweg. Er kommt von einem Gewann, welches der Freie Mann heißt, und führt über den Dornberg zum Ransberg. Dort liegt eine Trift: der Rosengarten. Der Weg heißt Diebsweg.
Ich trage den Dietrich mit mir …
Den uralten Diebsweg werde ich gehen, und ich werde immerzu den Großen Baren vor Augen haben. Dieses Sternbild am Nordhimmel trug in alten Zeiten die Namen Arktos oder Artus oder Arthur oder Thor oder – Alter Großvater. Auch der Bär Thor, der Alte und Große Vater, der eddische Gotterkraftwalter, mochte, wie alle Bären, den von den emsigen Bienen im Frühling und im Sommer mühsam gesammelten Honigseim gern. Als Met tranken unsere Urahnen diesen in Rosengarten. Zu Thors und der Toten Minne
Soeben noch flügellahm, fliegt das Bienchen auf, umkreist den Tisch, daran ich schreibe, und entschwindet in den Abend. Vielleicht übernachtet es in einer Hagerose – Und morgen ist ein neuer Tag.

Quellenhinweise

In Anbetracht der gewollt »unwissenschaftlichen« Art dieses Werkes glaubte ich es mir versagen zu dürfen, Fußnoten oder Belege beizufügen. Es ist mir jedoch Pflicht, diejenigen Bücher, Schriften und Aufsätze anzugeben, die ich zitiert oder vorzugsweise zu Rate gezogen habe:

Albert, G., *Der Jesuitenorden* (in *Nationalsozialistische Monatshefte).* 1936

Aroux, G., *Les mystères de la chevalerie et de l'amour platonique au moyen-âge.* 1858.

Bachofen, J. J., *Urreligion und antike Symbole* (herausgegeben von Bernouilli). 1926

Baur, F. Chr., *Das manichäische Religionssystem.* Neudruck 1928.

Broeckx, E., *Le Catharisme.* 1916

Classen, W., *Der Eintritt des Christentums in die Welt.* 1930.

Eggers, K., *Die Geburt des Jahrtausends.* 1936.

Evola, J., *Erhebung wider die moderne Welt.* 1935.

Fülöp-Miller, R., *Macht und Geheimnis der Jesuiten.* 1932.

Gibbon, E., *Die Germanen im römischen Weltreich.* 1935.

Grimm, J. *Deutsche Mythologie* (herausgegeben von Redslob). 1934.

Hartmann, O. J., *Volkstum und Götterwelt* (in *Die Tat).* 1935.

Henke, E. L. Th., *Konrad von Marburg.* 1861.

Hennig, R., *Von rätselhaften Ländern.* 1925.

Hertz, W., *Gesammelte Abhandlungen* (herausgegeben durch von der Leyen). 1905.

Heusinger, C. F., *Geschichte des Hospitals Samt Elisabeth in Marburg.* 1868.

Höfler, O., *Kultische Geheimbünde bei den Germanen.* Bd. I. 1934.

Jiriczek, O. L., *Die deutsche Heldensage.* 1808.

Kaufmann, A., *Cäsarius von Heisterbach*. 1862.

Krebs, R., *Amorbach im Odenwald.* 1923.

Kunis, H., *Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald.* 1935.

Lea, H. Ch., *Geschichte der Inquisition im Mittelalter.* 1905 bis 1913.

Leschtsch, A., *Der Humor Falstaffs.* 1912.

Ninck, M., *Wodan und germanischer Schicksalsglaube.* 1935.

Raab, G., *Ewiges Germanien.* 1935.
Rehorn, K., *Der Westerwald.* 1912.
Ruland, W., *Die schönsten Sagen des Rheins.* 1934.
Schaeder, H. H., *Urformen und Fortbildung des manichäischen Religionssystems.* 1927.
Schmidt, K., *Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois.* 1849.
Spiegel, Fr., *Die arische Periode und ihre Zustände.* 1887.
Suhtscheck, Fr. v., *Wolframs v. Eschenbach Reimbearbeitung des Pârswalnâmä* (in *Klio).* 1932.
Thule (herausgegeben von Niedner). Bd. XXVIII: *Islands Besiedlung und älteste Geschichte* (übertragen von Baetke). 1928.
Wartburgkrieg (herausgegeben von Simrock). 1858.
Wechsler, E., *Das Kulturproblem des Minnesangs.* Bd. I. 1909.
Wesendonck, G. v., *Die Lehre des Mani.* 1922.
Wesselsky, A., *Die germanische Kulturtragödie und Deutschlands Erwachen.* 1933.
Wolff, E., *Die Heldensagen der Griechen.* 1936.
Wolff, K. F., *König Laurin und sein Rosengarten.* 1932.
Zander, F., *Die Tannhäusersage und der Minnesinger Tannhäuser.* 1858.

Schließlich sei angemerkt:
Ein ausführliches Literaturverzeichnis über das Katharertum, den Minnesang, die Gralssage, den Albigenserkreuzzug und die provenzalische Kultur habe ich seinerzeit in mein Buch *Kreuzzug gegen den Gral* (1933) aufgenommen.
Das Gedicht auf Seite 137 ist von Herybert Menzel.
Die Seiten 232 bis 239 stellen einen Auszug dar aus dem Aufsatz von Hartmann über »Volkstum und Götterwelt«, jedoch verdankt das Kapitel Reykholt wie alle anderen Kapitel seine Entstehung einem Erlebnis, wie ich es sah.

O. R.

Vom Scanner korrigierte Fehler des Originals

S. 10: Ketzer - Ketzern
S. 14: römischen - römische
S. 20: Languedor – Languedoc
S. 31: Rituall – Ritual
S. 32: Inquisationsakten – Inquisitionsakten
S. 35: Johnannis – Johannis
S. 38: Keuchen – Keuschen
S. 41: mir – mit
S. 42: Gestirnten – Gestirnen
S. 45: Ornoloc – Ornolac
S. 48: ermordert – ermordet
S. 73: Lichtversion – Lichtvision
S. 74: Fruchtbarkeit – Furchtbarkeit
S.100: geschlagen – geschlafen
S.121: sagenhaften – sagenhafte
S.139: den – dem
S.142: namenlos – namenloses
S.142: bliebt – bleibt
S.144: Clunty – Cluny
S.171: sein! – sein!‹
S.188: Schalltage – Schalttage (2 mal)
S.190: Fallstaff – Falstaff
S.193: bis? – bin?
S.194: Erkennnis – Erkenntnis
S.209: Flamänder – Flamländer
S.210: Ostcastle – Oldcastle
S.211: Ostcastle – Oldcastle
S.244: Heisterbach – *Heisterbach*

Nicht alle ‚Fehler' sind korrigiert, denn …